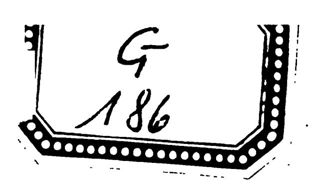
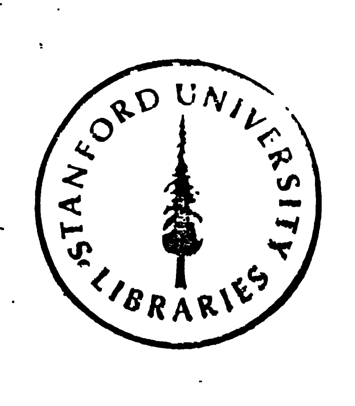



G
186


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Vom Kampf
um
Völkerfreiheit.

Ein
Lesebuch fürs deutsche Volk.

Erstes Heft.
Zweite Auflage.

Von
Rudolph Dulon,
Pastor zu U. L. Frauen in Bremen.



Bremen.
Verlag von A. D. Geisler.
1849.

Seinen

geliebten Freunden

in

Magdeburg

sendet

mit dieser Schrift

einen

herzlichen Brudergruß

der

Verfasser.

Inhalt.

Freunde und Brüder!

Namen nenne ich nicht. Wen ich meine, wem der Brudergruß aus treuem Herzen gilt, — Ihr wißt es. Gott sei gedankt, — Eure Zahl ist zu groß, als daß ich Eure Namen hier nennen könnte. Männer meiner frühern Gemeinde, Männer der Volksversammlung, ich glaube den Versicherungen, die mir hierher gefolgt sind, die mir sagen, daß Ihr in treuer Liebe meiner gedenkt. Ich glaube ihnen, weil der Geist mir das Zeugniß gibt, daß ich ihnen glauben darf, daß ich Eure Liebe durch Liebe und Treue erkauft habe. Freunde und Brüder, der Gedanke an Euch und der Zuspruch von Euch ist mir eine Herzstärkung gewesen in trüben, trüben Stunden. Nehmt diese Schrift als einen Beweis meiner Treue gegen Euch wie gegen die große, heilige Sache der Freiheit freundlich auf. Ihr findet in ihr die Grundsätze entwickelt, die ich in hoffnungsreichen Tagen vor Euch ausgesprochen habe. Ich hoffe, Ihr werdet mich wieder erkennen. Ich bin hier derselbe geblieben, der ich bei Euch war. Nur in einem Stücke hat sich meine Ueberzeugung geändert. Ich bin der Republik näher getreten, insofern ich in ihr das unausbleibliche Schicksal Deutschlands und Europas erkenne. Stets habe ich die Republik als die einzige vernünftige Staatsform, als letztes Ziel des politischen Strebensb etrachtet. Gleichwohl bin ich weit entfernt, für die Republik mit wählbarem Oberhaupte unter jeder Bedingung zu schwärmen. Jetzt so wenig wie früher kann ich unbedingtes Vertrauen zu ihr fassen. Jetzt so wenig wie früher verkenne ich die Gefahren, mit denen sie die Freiheit bedroht. Ich

nenne sie Deutschlands, Europas unausbleibliches Schicksal. Das Königthum ist meinem Herzen noch heute werth. Das demokratische Königthum habe ich gern als zweckmäßige Brücke zur Republik, als heilsame Vorbildungsanstalt für dieselbe betrachtet. Doch, Brüder, woher sollen wir Könige nehmen, welche die Menschen lieben, die Völker achten, die Freiheit wollen und ihr heiliges Gesetz respectiren? Wo ist die Macht, die in den Fürsten die Herrschsucht, den stolzen Uebermuth, die Liebe zur Gewaltherrschaft, die Neigung zur Rechtsverachtung tödtet? Wo finden wir in Fürsten jene Seelengröße, jene Geistesgröße, welche der nothwendige Schmuck demokratischer Könige ist? Die Fürsten sind es, die uns der Republik entgegentreiben, und die Republik zur einzig möglichen Staatsform einer nicht fernen Zukunft machen. Unwiderruflich steht es geschrieben im Buche des Schicksals, — die Zukunft gehört der Republik! Die letzte, die allerletzte Entscheidung hat der November gegeben. Der November hat die Gruft der Könige vollendet. Meint Ihr, daß Haß gegen die Fürsten mich blende? Ich hasse die Fürsten nicht. Die Willkürherrschaft, die Monarchie von Gottes Gnaden, diese Mutter der Sünden und der Verbrechen, gleich verabscheuungswerth, ob sie mit der constitutionellen Schürze vom 5. December oder in nackter Blöße auftrete, hasse ich aus Herzensgrund, die Fürsten hasse ich nicht. Aber — seht sie an, diese Fürsten! Was seht Ihr? Nirgend Größe, nirgend Großartigkeit, nirgend Ehrfurcht Gebietendes, überall nur die ganz gewöhnliche, alltägliche, engherzige Selbstsucht, die sich bei ihnen in der Form der Herrschsucht darstellt. In der ganzen großen Zeit der Erhebung

auf den zahlreichen Thronen Deutschlands auch nicht ein Einziger, den der mächtige Geist der Zeit ergriffen, auch nicht ein Einziger, dem das Herz bei dem Gedanken an die Größe, die Herrlichkeit des einigen Vaterlandes höher geschlagen, der die Kraft in sich getragen hätte, seinen Vortheil, den Vortheil seiner Familie dem heiligen Vaterlande zu opfern. Nichts Traurigeres in unserer tiefbewegten Zeit, als der Blick auf Deutschlands Fürstenthrone! Die gewöhnliche diplomatische Klugheit, schlaues Passen auf günstige Gelegenheit, Entschlossenheit im engherzigsten Interesse, Muth der Rechtsverachtung, das sind die Fürstentugenden in unserer Zeit. Armes, armes Deutschland, wenn Du auf Fürstengunst und Fürstenliebe baust! Erbärmliches, verächtliches Deutschland, wenn Du darauf baust!

Wundert Ihr Euch, Freunde, daß das erste Wort, welches Ihr nach längerer Zeit wieder von mir vernehmt, nicht ausschließlich dem einigen Deutschland, der Arbeit der Herren von Frankfurt gilt? Mein Herz schlägt warm für des Vaterlandes Einheit, warm für das endliche Aufhören seiner Achtunddreißigfältigkeit. Auch zweifle ich keinen Augenblick, daß Deutschland einer großen Zukunft entgegengeht, daß es endlich die Stelle einnehmen wird, die ihm gebührt unter den Ländern Europas. Aber — an die Herren in Frankfurt habe ich nur kurze Zeit meine Hoffnung knüpfen können. Sie haben in Oesterreich und Preußen die Bajonette zur alten Macht gelangen lassen, haben dort wie hier den Fürsten treulich beigestanden in ihrem selbstherrlichen Streben und — nun wollen sie ein einiges Deutschland bauen? Ich sehe die Männer der Majorität an, wie sie sich abmühen,

Reden halten, in guter Hoffnung fort und fort die Hand legen an den Aufbau des einigen Deutschland, — wie sie selbst an das Gelingen ihres Werkes zu glauben scheinen, eine Kaiserkrone feil bieten, unterhandeln, Commissare schicken, — ich sehe sie an und — muß den Kopf schütteln und wieder schütteln. Diese Herren, die nicht einmal einen Schmerling durchschaut, oder die mit ihm unter einer Decke gespielt haben, diese Herren von Frankfurt sollten ein einiges Deutschland zurecht bauen? Nimmermehr! Vierunddreißig selbstherrliche Fürsten und — ein einiges Deutschland! Ein großartiger Gedanke, ein in seiner Wunderlichkeit merkwürdiger Gedanke! Er ist wahrlich nicht so „verwünscht gescheut," daß er die Versuchung beseitigen könnte, „ihn herzlich dumm zu nennen." Papier werden die Herren in Frankfurt finden, um eine deutsche Verfassung darauf zu schreiben, wie sie für die herrlichen Grundrechte Papier gefunden haben, — zur Wahrheit wird durch sie weder das Eine noch das Andere. Allerhand brauchbares und unbrauchbares Material werden sie zurecht zimmern für den Bau des einigen Reiches, — aufbauen werden sie es nicht, nachdem sie das Fundament des Baues sehr sorgfältig selbst zerstört haben. Einen Kopf werden sie finden, der sich den Schmuck der deutschen Kaiserkrone gefallen läßt, auch einen Magen, der die deutsch-kaiserliche Civilliste verschlingt, — einen deutschen Kaiser machen die Herren von der frankfurter Majorität in ihrem Leben nicht. Deutschland ist und bleibt zerbröckelt, bis — das deutsche Volk sich ermannt und das Jahr der Gnade Ein Tausend achthundert achtundvierzig zur Lehre nimmt. Wie die Herren in Frankfurt das Ihrige gethan haben, die

Freiheit des Vaterlandes zu untergraben, so haben sie das Mögliche gethan, des Vaterlandes Einheit für jetzt unmöglich zu machen.

Liebe Brüder! Nehmt die Schrift, wie sie vor Euch liegt, mit Nachsicht auf. Sie ist aus einem tiefbewegten, durch die Ereignisse des Tages vielfach gepeinigten und gefolterten Herzen geflossen. Ich weiß, daß ein solches Herz der schriftstellerischen Muse nicht hold ist. Allein ich weiß auch, — was vom Herzen kommt, das geht zu Herzen, und in unsern Tagen thut es mehr als je Noth, daß die Herzen erwärmt und ergriffen werden. Ich weiß, daß die Freiheit ihre Forderungen unverblümt aussprechen muß, daß es die höchste Zeit ist, das Verderbliche verderblich, das Teuflische teuflisch zu nennen. Wer aber in der Absolutmonarchie einen völlig geschlagenen, völlig überwundenen Feind erblickt, der hat vergessen, was die Bajonette in Oesterreich vollbracht, welches Gewicht sie in Preußen erlangt haben, wie es dort wie hier jetzt noch eine bewaffnete Macht gibt, die außerhalb des Volkes, über dem Volke steht; der sieht nicht, wie das alte Metternich-System in Oesterreich seinen Einzug längst gefeiert hat, wie in Preußen die Verfassung vom 5. December alle möglichen Bedingungen in ihrem Schooße birgt, dem traurigsten und unwürdigsten Scheinconstitutionalismus die Herrschaft zu sichern.

Mancherlei Widerwärtigkeiten, manche Schmähred wird die Schrift mir zuziehen. Das habe ich gewußt, ehe ich die Feder ansetzte. Allein ich habe es stets als Pflicht erkannt, rücksichtslos dem Triebe des Geistes zu folgen, wenn er sich als ein Geist aus Gott erwies, als ein Geist der Liebe, nicht der Selbstsuchte Ich habe stets getrosten Muthes gethan, was ich nicht

lassen konnte, und Ihr, Freunde, werdet mir das Zeugniß nicht versagen, daß Rücksichten auf persönlichen Nachtheil mich nie auch nur einen Augenblick von Dem zurückgehalten haben, was ich als Pflicht erkannt hatte. Die Veröffentlichung der nachfolgenden Schrift steht vor meinen Augen da als heilige Pflicht. Sie soll für das Heiligste und Göttlichste kämpfen, was die Erde kennt, für demokratische Freiheit! Zu diesem Kampfe ist Jeder verpflichtet, der ein Fünkchen Kraft in sich verspürt. Auch das Schärflein der Wittwe war dem Herrn angenehm. Meint Ihr, daß meine Stellung als Prediger meine Thätigkeit auf ein anderes Gebiet hätte lenken sollen? Ich bin Prediger. Ich bin es mit Leib und Seele. Die ganze, kräftige Liebe eines warmen Herzens gehört dem schönen Amte. Ich glühe für das Gottesreich, für den Eintritt christlicher Gedanken ins Menschenleben. Und weil dem so ist, weil ich Prediger bin, weil meine ganze Kraft dem Reiche Gottes gehört, darum eben habe ich diese Schrift verfaßt und veröffentlicht. Ist das Reich Gottes möglich, ist ein wahres Christenthum unter den Menschen möglich, so lange die Monarchie „von Gottes Gnaden" die Menschheit niedertritt und entwürdigt? Ist Wahrhaftigkeit, ist Liebe, ist Treue, ist männlicher Muth, Adel der Gesinnung möglich, so lange aus dem innersten Wesen der Monarchie von Gottes Gnaden mit unbedingter Nothwendigkeit die Lüge, die Feigheit, die Selbstsucht, der Verrath in die Menschheit hineindringt? Können freie Gotteskinder leben unter den Huftritten der Despotie? Ich bin Prediger oder, wenn Ihr wollt, Pastor. Als solcher soll ich Menschen bilden zu Gliedern des Gottesreichs. Nun sehe ich dem Wirken des Predigers gegenüber in der Monarchie

von Gottes Gnaden eine feindselige Gewalt, von der ich weiß, daß sie die schönsten Früchte der bildenden Arbeit vernichten will und vernichten muß, und ich handelte wider meine Pflicht, wenn ich mit aller Gewalt gegen diese feindselige Macht kämpfe? Als Prediger soll ich Trost sprechen bei Schicksalsschlägen. Nun erkenne ich den Feind deutlich, von dem das größte Elend über die Menschen kommt, die höllische Macht, welche Thränen und Seufzer und Jammer säet in grauenerregender Menge. Sündige ich wider meine geistliche Pflicht, wenn ich gegen diese höllische Macht das geistige Schwert mit der ganzen Macht führe, die mir zu Gebote steht? Als Prediger soll ich für die geistige und sittliche Erhebung des Menschengeschlechts in so weiten Kreisen wirken, als mir irgend möglich ist. Da steht nun vor mir die Monarchie von Gottes Gnaden, die vor hellen, klaren Augen ihre widerwärtigen Blößen unmöglich durch das Schafskleid einer rechtlosen Camarilla-Constitution verbergen kann. Ich sehe deutlich, wie sie die Erhebung des Menschengeschlechts zur absoluten Unmöglichkeit macht, wie sie den Menschen sittlich tiefer und immer tiefer hinabdrückt, wie unter ihrer Herrschaft das Wirken in Jesu Namen wohl hier und da in einzelnen Fällen leiblichen Erfolg haben, aber nimmermehr christliche Gesinnung zur Herrschaft bringen kann. Und ich verletzte die Würde meines Amtes, indem ich gegen diese widerwärtige Mißgeburt der heillosesten Verblendung kräftige Streiche führe? Nimmermehr! Wollt Ihr, daß das Reich Gottes komme, so kämpft vor allen Dingen für die bürgerliche Freiheit. Euer Declamiren und Raisonniren, Euer Predigen und Lehren bleibt fruchtlos, Eure Kirchen werden nimmer Gottes-

häuser, nimmer Bildungsstätten für das Gottesreich, so lange die Menschen in tiefster Demuth vor Monarchen „von Gottes Gnaden" kriechen. Indem ich gegen monarchische Willkür und für gesetzliche Freiheit in ihrer einzig möglichen Form kämpfe, bin ich mir völlig bewußt, im Namen Dessen zu handeln, der gewollt hat: „werdet nicht der Menschen Knechte!"

Noch eine Frage habe ich auf dem Herzen. Wie steht Ihr zu dem Märzverein in Frankfurt? Dieser Verein ist das Verheißungsreichste, was die letzte Zeit gebracht hat. Schade, daß er nicht ein Märzverein, sondern ein Novemberverein ist. Jedoch auch so ihm aus vollem Herzen ein Glückauf!

Gott sei mit Euch, Freunde und Brüder! Seid männlich und seid stark! Steht fest in einer Zeit, in der die Erbärmlichkeit wieder das große Wort führt, in der alle Hof- und Stadträthe, alle Geheimräthe, alle General-Superintendenten und Pfaffen, alle engherzige und selbstsüchtige Philister neue Hoffnung schöpfen! Stehet fest! An Vorboten einer bessern Zeit fehlt es nicht. Das Regiment von Gottes Gnaden ist dem Untergange geweiht. Die Absolutmonarchie bricht zusammen, ob sie sich auch geschickt und schlau für den Augenblick in Windischgrätz, in Wrangel's Heeresmassen und in der potsdamschen Camarilla-Constitution vom 5. December leidliche Stützen verschafft hat. Sie bricht zusammen und die Freiheit, die demokratische Freiheit siegt! Das ist keine Frage. Die Zeit — steht bei Gott. Er sendet den Völkern seinen Geist!

Gott sei mit Euch! Er segne diese Schrift!

Bremen, 22. December 1848.

Dulon.

Vom Kampf um Völkerfreiheit.

I.

Abgötterei.

„Ihr sollt nicht andere Götter haben neben mir!" So hat der allmächtige Gott gesprochen zu den Menschenkindern. Was hat er damit sagen wollen? Ihr Menschen sollt euch nicht vor vergänglichen Creaturen in den Staub werfen; sollt nicht vergänglichen Creaturen, nicht Dem, was Fleisch ist von eurem Fleisch und Bein von eurem Bein, eine Ehre erweisen, wie sie nur dem allmächtigen, allweisen und alliebenden Herrn der ganzen Welt gebührt; sollt nicht in blindem Vertrauen euch der Willkür vergänglicher Menschen preis geben, nicht durch hündische Demuth, durch hündisches Schmeicheln und Speichellecken elenden Menschen den Wahn einpflanzen, als wären sie heiliger, besser, aus edlern Stoffen bereitet, als ihr Alle seid; sollt nicht Menschen mit göttlicher Macht umkleiden, nicht Menschen eine Macht einräumen, die sie nicht zu gebrauchen wissen; sollt euch nicht gebährden, als hinget ihr von der Gnade eines erbärmlichen Menschen ab, als könnte ein elendes Menschenkind über das Glück eures Lebens verfügen; sollt euch dreist und frei neben die Höchsten und Mächtigsten, neben Kaiser und Könige stellen, und keinen

Augenblick vergessen, daß sie essen und trinken, schlafen und wachen, heirathen und Kinder zeugen, leben und sterben grade so wie ihr Alle, und nur soweit besser sind, als der geringste Bettler, soweit sie sich über ihn erheben durch geistige Tüchtigkeit und sittliche Würde. Gewiß, das hat der allmächtige Gott sagen wollen mit seinem Wort. Hat er es doch nicht blos zu den Juden, sondern auch zu uns gesprochen. Ja, in den Stürmen unserer Tage hat mit gewaltigerer Kraft als je sein Wort an die Herzen geschlagen: Ihr sollt nicht andere Götter haben neben mir!

Die Menschen haben es mit diesem Gebote Gottes grade ebenso gemacht, wie mit den meisten andern. Sie haben es ad acta gelegt. Sie haben es nicht befolgt, nicht beachtet, kaum seinen Sinn verstanden. Oder wie, haben blos die Juden um das goldene Kalb getanzt? Haben blos Griechen und Römer in geheuchelter Demuth ihren Göttern Weihrauch gestreut? Haben blos die alten Deutschen in heiligen Hainen Opfer geschlachtet? Nein, wahrlich nein! Zu allen Zeiten haben die Menschen ihre Götzen gehabt. Aber, deutsche Männer, die schmachvollste, die empörendste Abgötterei haben wir getrieben. Wir haben Theil genommen an einem Götzendienst, der um Vieles greulicher war, als die Götzendienste aller Juden und Heidenvölker zusammengenommen. Wir haben goldene Kälber umtanzt, uns in den Koth geworfen, haben Weihrauch gestreut und Opfer geschlachtet trotz unserer hochgerühmten Christlichkeit, unserer vielbesprochenen Aufklärung und Freisinnigkeit. Wir haben uns so unsinnig gebährdet, haben uns dabei so überklug benommen, uns so gerühmt und aufgespreizt, daß vernünftige Beobachter hätten rasend werden müssen über

die heillose Verblendung, die greuliche und grundlose Entartung der erbärmlichen Menschenkinder. Deutsche Männer, kennt Ihr einen Götzendienst, der heilloser schimpflicher, verderblicher gewesen wäre, als der, den wir mit unsern Königen und Fürsten getrieben haben?

Wie, Götzendienst mit Königen und Fürsten? Sagt nicht die Schrift: ehret den König? Schärft sie uns nicht ein: es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber eine Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet? Gewiß thut sie das und sie thut recht daran. Auch wenn sie es nicht thäte, würden wir wissen, daß wir Könige und Obrigkeiten ehren und als vernünftige Menschen vernünftigen Gesetzen gehorchen müssen. Oder willst Du Gesetzlosigkeit, Aufruhr, Mord und Todtschlag? Soll Jeder nach seiner Laune handeln können, jeder aufgeblasene Dummkopf der Obrigkeit Hohn sprechen, Gesetz und Recht verachten dürfen? Willst Du einen Krieg Aller gegen Alle, Auflösung aller heiligen Bande, Umsturz aller Schranken, ohne welche Menschenglück und Völkerwohlfahrt nicht gedeihen kann? Willst Du allgemeine Knechtschaft? Mein Freund, was den Menschen zum Menschen macht, das Leben beglückt und adelt, die Menschheit erhebt und ihrem göttlichen Berufe näher führt, das Alles kann nur da gedeihen, wo Obrigkeiten bestehen und ihre Vertreter geehrt und geachtet werden. Laß Dich nicht irren! Geht es Dir jetzt nicht wohl, — bricht das Ansehen der Obrigkeit zusammen, so bist Du gewiß ein verlorener Mann. Dein Leben, Deine Habe, Deine Arbeit, das fröhliche Gedeihen Deiner Kinder ist nur gesichert unter dem Schirme der Obrigkeit. Ackerbau, Fabrikwesen, Handel, Kunst, Wissenschaft, Alles, was Dir lieb und werth ist, was dem leiblichen und geistigen Bedürfniß des rohen wie des hochgebildeten Menschen

abhilft, Alles bricht zusammen, wenn Jeder befehlen und Keiner gehorchen will. Also — ehret den König, seid unterthan der menschlichen Ordnung um des Herrn willen, — das steht fest. Allein das steht auch fest: einen greulichen Götzendienst hat unsere Zeit mit Königen und Obrigkeiten getrieben! Möchte er für alle Ewigkeit verbannt sein in den untersten Grund der Hölle! Dahin gehört er.

Wie haben die Menschen sich weggeworfen vor ihren Königen und Gewaltigen! Deutsche Menschen, die sich einbildeten, Stammgenossen Hermann's, Nachkommen der alten freiheitstolzen Germanen zu sein, wie haben sie sich weggeworfen, wie sich entwürdigt zu feilen Menschenknechten! Wie war es vor den Märzstürmen dieses gesegneten Jahres? Wo ein König erschien, da stand Alles in schweigender, zitternder Ehrfurcht. Wo er zürnte, erbebten die Scharen. Wo er winkte, stürzten Tausende in den Staub. Keine Stimme, kein Blick, kein Athemzug war frei, wenn der Gewaltige in der Mitte seiner Sclavenbanden stand. Nicht die Hochachtung, die der freie Mann willig dem Verdienste zollt, nicht die Ehrerbietung, die der freie Bürger dem freien Könige darbringt, nein, die zitternde Furcht des Knechts, die Selbstentwürdigung des feigen rechtlosen Sclaven sprach in dem Verhalten der Unterthanen gegen ihre Fürsten sich aus. Wie gebährdeten sich die Massen, wenn der Gnädige oder Ungnädige die Provinzen seines großen oder kleinen Reichs heimsuchte! Zu Tausenden strömten sie zusammen, alle Wege und Stege wurden umlagert, Ehrenpforten wuchsen aus der Erde hervor, ganze Städte hüllten sich in Blumengewinde und Eichenkränze, Jungfrauen in weißen Kleidern, Lobgedichte, Illuminationen und

was sonst der schmeichelnde Aberwitz zu ersinnen wußte; begrüßte in demüthigster Unterthänigkeit den erhabenen Herrn des Landes. Aus dem lieben Herrgott wurde nicht halb so viel gemacht. Und die maßlosen Ehrenbezeugungen wurden nicht etwa Dem dargebracht, der sich als Wohlthäter seines Volks bewährt, sich um das Vaterland hohe Verdienste erworben, durch geistige Kraft, durch Seelengröße, durch Selbstbeherrschung, durch ein dem Volksglück geweihtes Leben seinen Namen in die Herzen der Unterthanen eingegraben hatte; nein, dem Verdienstlosesten, dem herrischen Bedrücker, dem wüsten Verschwender, dem ausschweifenden Wüstlinge, dem von Stolz und Herrschsucht Aufgeblasenen wurden sie geweiht! So tief war das Volk gesunken! So unsinnig verherrlichte es seine Götzen. Und klingen Euch die schamlosen Lobeserhebungen nicht noch in die Ohren, welche die Fürsten in den Himmel erhoben? Tadeln durfte man sie nicht, das war bei schwerer Strafe und höchster Ungnade verboten. Aber loben durfte man sie, und der Himmel weiß, in welchem Uebermaße der gute Michel von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht hat! Was bei andern Menschenkindern kaum der Rede werth schien, das wurde den Fürsten wie ein non plus ultra angerechnet. Was bei dem Bürger einfach Pflicht und Schuldigkeit hieß, das war bei den Fürsten ein übermenschliches Verdienst. War ein Gewaltiger nicht gar zu faul, so posaunteu alle Zeitungen von seinen Anstrengungen zum Heile des Volks. War er nicht übermäßig liederlich, seine Hurenwirthschaft nicht zu scandalös, so gab's keinen keuschern, enthaltsamern Menschen. Ging seine Verschwendung nicht über alles Maß hinaus, vergeudete er den Schweiß seiner devoten Unterthanen nicht auf das Allerempö-

rendste, so war des Rühmens kein Ende. Und that er einmal wirklich Etwas, was Lob verdiente, — hilf Himmel, welch' ein Wortschwall, welche Phrasen, welche maßlose Uebertreibung! Freunde, habt Ihr das nicht Alles erlebt? Spreche ich nicht blos aus, was Ihr mit Augen gesehen habt? Riß uns der Allergnädigste den Kopf nicht ab, spuckte er uns nicht ins Angesicht, trat er uns nicht mit Füßen, schlug er uns nicht mit Fäusten, dann erstarben wir in tiefster Devotion und priesen die hohe Gnade. Im Jahre 1840 bestieg Friedrich Wilhelm IV. den Thron seiner Väter. Man wußte im Grunde nicht allzuviel von ihm. Man kannte einige gute und einige schlechte Witze, die er gemacht hatte. Man wußte, daß er eine gute geistige Begabung in einer ohne öffentliches Ärgerniß durchlebten Jugend leidlich benutzt und eine vielseitige künstlerische und wissenschaftliche Bildung sich zu eigen gemacht hatte. Allerdings — viel für seinen Stand! Ein Prinz, der nicht liederlich gewesen, ein Prinz, der etwas Tüchtiges gelernt hatte, welch' eine Seltenheit! Zwar knüpfte sich an seine Vorliebe für das Junker- und Pfaffenthum, an seine Begünstigung der heillosesten Muckerei manche Befürchtung. Zwar schlug er die Hoffnung wahrhaft freier, volksthümlicher Entwickelung gleich in den ersten Tagen seines Regiments kräftig nieder. Zwar offenbarte sich's bald genug, welcher ungeheure Herrscherstolz ihn beseelte, welche hohe Gedanken von der Schrankenlosigkeit der Fürstenmacht ihn erfüllten, wie er von der Ehrfurcht, die der verständige Regent einem erleuchteten Volke schuldig ist, von den heiligen und unverjährbaren Rechten seines Volks kaum eine Ahnung, am allerwenigsten aber die rechtschaffene Absicht hatte,

das gebrochene Wort seines Vaters einzulösen. Das that nichts zur Sache Eine wahre Sündflut von Lobeserhebungen in Versen und in Prosa ergoß sich über den armen Mann. Und je mehr es sich offenbarte, daß er gern in einer Wolke von Weihrauch athmete, desto großartiger, desto unverschämter wurden die Lobhudeleien, ward die Vergötterung des Mannes, der nicht einmal Zeit gehabt hatte, sich als König Verdienste zu erwerben. Wahrlich, die Zeitungsliteratur aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's IV. ist classisch. Willst Du loben, schamlos loben lernen, so studire sie. Als ob ein kleiner Herrgott sich auf Preußens Thron niedergelassen, ein neuer Heiland zur Gründung eines neuen Paradieses sich angeschickt hätte, als ob in ihm ein Mensch gekommen wäre, der durch die Überfülle seiner erhabenen Eigenschaften die Ehre des entarteten Menschengeschlechts zu retten berufen wäre: so sprach man über Friedrich Wilhelm IV. Merkt wohl, so sprach man in den ersten Jahren seines Regiments! So sprach man damals, als er des Sporns bedurfte, sich durch treue Pflichterfüllung, durch Verdienste auf Lob und Hochachtung und Verehrung Anspruch zu erwerben, als er die Liebe und das Vertrauen seines Volks erst suchen sollte! Doch — das ist nicht das Ärgste, was unsere Zeit erlebt hat. Friedrich Wilhelm IV. schien wenigstens ein sittlicher Charakter, ein liebenswürdiger Mensch, ein Mann, der Gedanken hatte und für Ideen empfänglich war, der, wäre ihm die Kraft verliehen gewesen, das Otterngezücht der Schmeichler und die Schlangenbrut der Heuchler von seinem Angesicht zu verbannen, vielleicht etwas Tüchtiges hätte leisten können. In Hannover war Ernst August König. Er

war ein alter Mann. Ein langes Leben lag hinter ihm, ein Leben, das in großen Verhältnissen sich bewegt hatte. Und das lange Leben des Prinzen hatte nichts aufzuweisen, was man des Rühmens und Lobens werth gehalten hätte. Man sprach Manches über die Königliche Hoheit. Gutes, Edles, Ruhmwürdiges nicht, Nichts, was eine tüchtige Gesinnung, einen edlen und großen Charakter offenbart hätte. Da wird er König. Sein erster Schritt als König ist eine offenbare Rechtsverletzung. Er stößt eine Verfassung um, die zu Recht bestand, die seiner Anerkennung nicht bedurfte. Er machte sich einer That schuldig, die man an einem andern Menschen als Hochverrath, als Landesverrath mit dem Beile gesühnt haben würde. Er lebt wie früher. Die schmachvollen Jagdgesetze, die das Leben eines Hasen höher stellten als ein Menschenleben, finden in ihm einen eifrigen Vertreter, die Vorrechte des hohen Adels, die schmählichen, das Volksbewußtsein empörenden Vorrechte, einen sorglichen Beschützer. Er ist ein alter Mann, der sich's wohl sein läßt. Von Erfüllung der Volkswünsche, von segensreichen Umgestaltungen, von weisen, zeitgemäßen, durchgreifenden, das Volk erhebenden Einrichtungen hört man nichts. Das schadet nichts. Er ist König und weil er König ist, so ist in ihm die Fülle der menschlichen Herrlichkeit. Man rühmt, preist, erhebt ihn. Was nur irgend von Rechtlichkeitssinn, von Wohlwollen, von Menschenfreundlichkeit zeugt, wird ausposaunt, an die große Glocke geschlagen, gerühmt als unvergleichliche Königsthat. Die Vergangenheit ist vergessen, und — das Volk betet seinen Götzen an. Das Großartigste in diesem Genre hat Bayern geliefert. König Ludwig war ein schlechter Dichter

und trotz seiner deutschthümelnden Redensarten ein noch schlechterer König. Er war ein Mann, der die Rechte seiner Unterthanen mit Füßen trat. Protestantische Soldaten zwang er, vor der geweihten Hostie in der Hand des katholischen Priesters niederzuknieen. Die flehentlichen Bitten um Aufhebung des empörenden Gebots verachtete er im frechsten Uebermuthe. Den hülfsbedürftigen Protestanten seines Landes verbot er, die Unterstützung anzunehmen, welche der Gustav-Adolph-Verein ihnen darbot. In jeder Hinsicht übte er, der katholische Fürst, gegen freisinnige Protestanten den schmählichsten religiösen Druck aus, die deutlichsten, klarsten Gesetze seines Landes verhöhnend. Durch seinen Minister Abel knechtete und knutete er in heiterster Laune sein demüthiges Bayern. Eine wahre Stickluft lag auf dem schönen Lande. Jeder Mann, jeder Mensch mußte sich empört fühlen. Alle Bitten, alle Vorstellungen seiner Unterthanen sind vergeblich. Er hört und sieht nicht. Da kommt eine Tänzerin ins Land, Lola Montez mit Namen. Und siehe, die Reize der Tänzerin rühren des Königs Herz, und was die flehentlichen Bitten, die Wünsche und Seufzer der Millionen nicht vermocht hatten, das gelingt der — Tänzerin. Ihrem Wort gehorcht der König. Sie erlöst das Bayernland, verjagt den Abel, gibt den Protestanten ihr Recht. Und die Bayern — schämten sie sich, daß eine Lola Montez zu ihrer Rettung kommen mußte? Wurden ihre Wangen purpurroth über ihre Schmach? Nicht also! Sie jubelten und frohlockten. Wo der König sich sehen ließ, da flog ihm sogenannte begeisterte Liebe in hellen Haufen an den Kopf. Von seiner hohen Weisheit, seiner überschwenglichen Gerechtigkeit, seiner maßlosen Liebe,

seinen unsterblichen Verdiensten um das Vaterland faselten selbst „freisinnige“ Blätter! Man hätte im edlen Zorn die Bayern ins Angesicht schlagen können. Was hinderte sie, sich selbst Recht zu verschaffen ehe die Lola kam? Was hinderte sie, eigenhändig den Abel zum Lande hinaus zu jagen und den König, wenn er seine Pflicht nicht thun wollte, hinterher zu schicken? Was sie hinderte? Die schändliche Abgötterei erbärmlicher Menschen, die in dem Fürsten, auch wenn er sich selbst schändet und gegen die Pflicht frevelt, ein geheiligtes Wesen sieht; die schändliche Abgötterei, der die theuersten, kostbarsten Rechte von Millionen als unbedeutend erscheinen gegen das angemaßte Recht eines Götzen; die es ganz in der Ordnung findet, wenn Millionen elend sind, Millionen niedergetreten werden, in Millionen aller edle Muth, aller Mannessinn, alle Freudigkeit, alle Selbstachtung erdrückt wird, wenn nur der Eine, nur der allverehrte Götze sich behaglich in der Befriedigung aller möglichen Herrschergelüste dehnt und streckt. Freunde, es ist gewiß nothwendig, daß der Bürger die Rechte des Königs und jeder Obrigkeit ehrt und heilig hält, die Rechte, welche in dem vernünftigen Bewußtsein begründet und von den Vertretern des Volks anerkannt und zugestanden sind. Aber es ist Zeugniß gemeiner, niedriger Gesinnung, über angemaßte Rechte übermüthiger Herrscher die heiligen Rechte des Volks zu vergessen. Es ist Aberwitz, ruhig zu dulden, daß Millionen leiden, darben, nach vernünftiger Freiheit vergeblich sich sehnen und über das niedergetretene Menschenrecht jammern, während einige Herrscherfamilien im süßen Jubel dahinleben und sich gebährden, als wäre der Reichthum der schönen Gotteserde nur für sie da, als sprudelten nur für

sie die überreichen Quellen der Freude und des menschlichen Genusses. Es ist Unsinn, es ist der höchste Grad der unseligsten Abgötterei, einen Menschen höher zu stellen, als Millionen, dem Einen alle möglichen Rechte zuzugestehen und die Rechte der Millionen gleich Null zu achten. So ist es gewesen im lieben deutschen Vaterlande, bis die Märzsonne ihre heiligen Strahlen sandte. Die Nachkommen Hermann's, der freiheitstolzen Germanen beteten in schweigender Demuth ihre Götzen an. Und erhob ja einmal ein Mann seine Stimme gegen Fürstenübermuth, mahnte er an das Volksrecht und die verachtete Regentenpflicht, sofort wurde Zeter geschrien über den Verwegenen. Die Heuchler und Schmeichler scharten sich zusammen, umgaben schützend in pflichtschuldiger Liebe und unterthäniger Verehrung den gefährdeten Götzen. Wer an Fürsten laut und öffentlich das Gemeine gemein, das Niederträchtige niederträchtig zu nennen wagte, mußte für sein Leben zittern. Ja, so scheußlich war es in den deutschen Landen geworden, daß man von den Fürsten gar nicht mehr in gewohnter Menschenweise sprechen durfte. „Er war ein achtungswerther Mann! Er hat seine Pflicht gethan! Er hat manches Gute geleistet!“ Solche Worte galten nicht, wenn von Fürsten die Rede war. Sie waren zu gewöhnlich, zu ordinär. Sie waren gut genug für gewöhnliche Menschenkinder. Die Lobsprüche der Fürsten mußten auf Stelzen gehen und in dichterischer Ueberschwenglichkeit auftreten. Die unermeßlichen Verdienste Sr. Majestät, die erhabenen Tugenden des königlichen Herrn, die tiefe Weisheit u. s. w., das war das Wenigste, auch wenn man sich vergeblich nach den Verdiensten und Tugenden umsah, vergeblich die Spuren der Weisheit suchte. Und diese

Redeweise ging über auf die Fürstendiener, auf Minister, Präsidenten u. s. w, Eine mit der Excellenz oder mit dem Geheimenrath begnadigte Creatur konnte der engherzigste Aristokrat, der einfältigste Dummkopf, der verdienstloseste Selbstling von der Welt sein, das schadete nichts, sie hatte hohe Verdienste um das Vaterland, und ganze Provinzen posaunten ihr Lob aus. Wahrlich, urtheilte man nach den Arkikeln der privilegirten und censirten Zeitungen, so mußte man glauben, der liebe Gott habe seine Engel und Erzengel zu Fürsten, Ministern und Präsidenten bestellt. So ausgezeichnet, so über alles Lob erhaben, so über alle Begriffe verdienstvoll waren die Majestäten, Hoheiten und Excellenzen, so über die Maßen segensreich war ihr Wirken. Man merkte freilich im gewöhnlichen Leben wenig von den Verdiensten, dem segensreichen Wirken. Die Staaten wurden erbärmlich verwaltet, das öffentliche Wohl wurde untergraben, für die Erhebung der Völker wurde nichts gethan. Was hier oder dort Heilsames erstrebt wurde, das blieb unter dem Drucke der Despotie ohne segnenden Erfolg. Das ist wahr, aber — Eins muß zugestanden werden: bezahlen ließen sich die Herren vom Regiment, die Herren Könige und Fürsten, als hätten sie Engelverdienste. Sollte die Menschheit eines guten Tages vernünftig werden, sie würde sich entsetzen über die grauenhaften Summen, welche die Fürsten verpraßt und vergeudet haben, sie würde lachen über die dummen abgöttischen Völker, die so gutwillig den gekrönten Götzen ihr Herzblut und ihren Schweiß zum Opfer dargebracht haben. Millionen verschlingt eine einzelne Familie! Selbst Regenten kleiner Länder und Ländchen gebrauchen Hunderttausende, sich zu kleiden und zu sättigen! Und die guten,

demüthigen Völker finden das ganz in der Ordnung. Sie begreifen gar nicht, wie man das tadeln könne. Zwar — sie sehen die Noth vieler Millionen sogenannter Brüder. Sie sehen, wie das Leben Unzähliger ein ununterbrochener Kampf mit dem Hungertode ist, wie ein großer Theil der unterthänigen Seelen vor lauter Elend nicht einmal zur Ahnung der geistigen Herrlichkeit des Menschen gelangt. Sie sehen, wie in den Zeiten gesegneter Ernten und in den Ländern der Fruchtbarkeit und des Gewerbfleißes viele Hunderte im buchstäblichen Sinne des Worts in Hunger und grauenhaftem Elend umkommen. Das befremdet sie nicht und alterirt sie nicht. Es ist ja ganz natürlich. Es kann ja nicht anders sein. Die Fürsten müssen Millionen verjubeln. Dafür sind sie Fürsten. Dafür müssen die Unterthanen steuern. Im Jahre 1845 drang der fürchterliche Nothschrei der unglücklichen Weber des schlesischen Riesengebirges zum erstenmale weithinaus über die heimatlichen Berge. Das Herz zitterte. Das Haar sträubte sich bei der Schilderung der gräßlichen Noth. Nur ein Gedanke konnte Raum finden im Herzen des menschlich Fühlenden: Hülfe, gründliche Hülfe den Unglücklichen! Zur selbigen Zeit eilte Seine Majestät von Preußen auf den Flügeln der Galanterie nach dem Rhein, der Königin Victoria von England über die Maßen glänzende Feste zu geben. Diese Feste kosteten unermeßliche Summen, die Tausende der bleichen Jammergestalten in Schlesien in den Himmel versetzt hätten. Das fanden die guten Preußen sehr schön. Sie freuten sich, daß ihr König so schöne Feste geben konnte. Für die armen Weber fiel auch wohl ein Brocken ab. Außerdem — sie waren ja nur Weber, der König aber — nun, der war ein

König und die Königin war eine Königin, da ging's gar nicht anders, da konnte es auf eine Million nicht ankommen. Heillose Verblendung! Heillose Dummheit elender Götzendiener! Müssen die Fürsten so große Summen vergeuden, während Elend und Armuth die Fülle im Lande ist? Müssen sie Millionen haben und Hunderttausende? Müssen sie, die Einzelnen, den achten, zehnten, zwölften Theil sämmtlicher Staatseinnahmen für sich in Anspruch nehmen? Ihr sagt: sie werden viel von Bittenden heimgesucht, müssen bei Landescalamitäten viel thun, müssen die Kunst befördern und Künstler unterstützen! Gut, — setzt doch für solche Zwecke bestimmte Summen aus und überlaßt ihre Verwendung den Fürsten und verantwortlichen Ministern. Gebt auch den Fürsten so viel, daß sie selbst anständig und sorgenfrei leben und dabei Gutes thun und Künstler unterstützen können, so weit es von einem Einzelnen billig verlangt werden kann. Aber die ungemessene Pracht in den zahlreichen Schlössern, diese Unzahl reich besoldeter, nichtsthuender Bedienten, Lakaien, Kammerherren, Adjutanten, Kutscher u. s. w., diese bodenlose Verschwendung bei den Festen, diese Reisen, dieses Leben alle Tage in Herrlichkeit und Pracht, dieses grenzenlose Vergeuden nach allen Seiten hin, — muß das sein, ist das heilsam, dem öffentlichen Wohl förderlich? Gehört das zum Wesen des Königthums, des fürstlichen Staates? O, dann wäre der Fürst die größte Landescalamität und wir müßten bitten und beten: Herr, erlöse uns von dem Uebel! Wir haben eine höhere Vorstellung von der Würde des Königthums. In unsern Augen ist das königliche Amt ein hohes, ein erhabenes, weil es überreiche Mittel zum Segnen und

Beglücken darbietet. In unsern Augen werden die Fürsten erst dann ehrwürdige Personen werden, wenn sie sich mit dem zwanzigsten Theile ihres jetzigen Einkommens begnügen und die übrigen neunzehn Zwanzigstel im Seckel des Bürgers und des Bauern lassen. Und so lange Du, lieber Leser, nicht ähnlich urtheilst, so lange Du es recht und gut findest, daß die Fürsten bis über die Ohren in Schweiß und Blut des Bürgers und Bauern sich baden, so lange werde ich Dich der heillosesten Abgötterei anklagen.

Wie tief doch diese Abgötterei in dem guten Deutschen Wurzel geschlagen hat! Der gute Deutsche ist aufgewacht aus dem politischen Todesschlafe. Der faule Michel ist zum Bewußtsein seiner Kraft gelangt. Er fühlt es, er weiß es, anders muß es werden, bleiben kann es so nicht mit den Fürsten. Doch welche Zaghaftigkeit den Fürsten gegenüber! Die bürgerlichen Verhältnisse sind tief erschüttert. Handel und Wandel stocken. Schwere Opfer muß der Bürger bringen. Sein Wohlstand wankt. Armuth droht. In Alledem findet man nichts Außerordentliches, nichts eben Ungebührliches. Aber geht es an die Rechte der Fürsten, die sogenannten Rechte, — welches Entsetzen, welches Schreien über unerhörte Anmaßungen! Die Rechte der Völker sind durch Jahrhunderte niedergetreten, — jetzt soll das Recht der Fürsten beschränkt, auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt werden, welches Schwanken und Zagen, welches Sorgen und Fürchten! Als sollte dem lieben Herrgott das Regiment gelegt werden, so gebährden sich die Tausende. Sie wollen ein einiges, großes, mächtiges Deutschland. Aber das einige, große und mächtige Deutschland duldet nicht 34 selbstherrliche Fürsten. Die Fürsten müssen von

ihrer Selbstherrlichkeit das beste Stück opfern. Das sieht jedes Kind ein. Jedes Kind sollte einsehen, daß es auf Einzelne, auf einige Fürstenfamilien gar nicht ankommen kann, wenn es sich um das Wohl von vierzig Millionen, um das Glück, die Blüte eines großen, mächtigen Landes handelt; daß der Einzelne, und wäre er der größte König, ohne Weiteres sich fügen muß, wenn das Heil der Millionen es fordert. Aber nein! Die großen Staatskünstler sehen das nicht ein. Die Völker werden verrathen, die Fürsten geschützt! Der Fürsten Herrscherlust ist das höchste Gesetz. Ob Deutschland mit Blut gedüngt, das Lebensglück von Tausenden gebrochen, die Hoffnung von Millionen untergraben wird; ob diese große Zeit ohne Segen, ohne Gewinn für die gemißhandelten Völker vorübergeht, ob für die Zukunft eine Drachensaat gesäet wird, — das Alles ist nicht von Belang. Die Herren Fürsten sind das Factotum. Jeder sieht, daß Opfer gebracht werden müssen. Jeder weiß, daß sich die Völker auf die Dauer nicht dazu verstehen können und werden, das Nothwendigste sich abzudarben, um den Herren Fürsten ein Leben in Saus und Braus zu sichern. Aber Alles schweigt. Alles betrachtet die fürstlichen Millionen mit Ehrfurcht. Der Abgeordnete Schoder stellte in Frankfurt einen außerordentlich bescheidenen Antrag auf Herabsetzung der Civillisten. Entsetzlich! Die Majorität der Nationalversammlung deutscher Nation will sich kreuzigen und segnen! Der beste Hofhund hätte die fürstlichen Schatzkammern nicht besser bewachen können, als die Majorität der Nationalversammlung deutscher Nation! Sie läßt den Schoderschen Antrag glänzend durchfallen und — die deutschen Völker sehen sich verwundert an und fragen:

was will das werden?! Noch in diesen Tagen wagt man in dem kleinen Oldenburg, einem Ländchen von 118 □ Meilen mit circa 270,000 Einwohnern, für den Herzog ein jährliches Einkommen von 180,000 Thalern zu fordern! Der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat ein jährliches Einkommen von 40—50,000 Dollars. Sollte der Großherzog des kleinen, kleinen Oldenburg wirklich so außerordentlich viel mehr gebrauchen, als der Präsident des gewaltigen Nordamerika? Das kleine Würtemberg, 360 □ Meilen, hat für seine königliche Familie seit 1807 über 27 Millionen Gulden verausgabt! Wahrlich, guter Michel, Du hast „theure" Fürsten.

Wehe den Götzen wie den Götzendienern!

Ehret die Fürsten, wie ein Mann den Mann, ein Mensch seinen Mitmenschen ehrt. Die Fürsten sind vielleicht nothwendig, nothwendige Uebel, aber doch vielleicht nothwendig. Ehret sie, so lange Ihr sie duldet. Aber vergeßt nicht, daß sie Euch auch ehren, Eure Rechte respectiren und heilig halten müssen. Vergeßt nicht, daß es eine Zwangspflicht der Liebe und des Vertrauens nicht gibt. Liebe und Vertrauen wollen erworben und gewonnen sein. Nur der Heuchler spricht von Liebe und Vertrauen, wo das Verdienst und die Liebenswürdigkeit fehlt. Ehret die Fürsten, liebet sie, vertrauet ihnen! Aber nicht, weil sie Fürsten sind, sondern wenn sie als Fürsten tüchtige, achtungswerthe Menschen sind, die durch die Eigenschaften ihres Geistes und Herzens, durch die Werke ihres Lebens Ehre, Liebe und Vertrauen verdienen. Vor allen Dingen vergeßt nicht, daß sie Menschen sind, grade so wie Ihr seid, aus demselben Stoff bereitet, mit denselben Bedürfnissen und Fähigkeiten ausgestattet wie Ihr.

Ihr Magen ist nicht größer, als Euer Magen, ihre Haut nicht empfindlicher, als Eure Haut, ihre Weisheit nicht größer, ihre Tugend nicht fester, als die Eurige. Wohl aber haben sie größere Neigung zum Stolz, zum Uebermuth, zum blinden Selbstvertrauen, zur maßlosen Befriedigung sinnlicher Lüste, als die meisten andern Menschen. Sie sind zu bedauern. Von früher Jugend an mit Allem umgeben, was ihr Herz verlangt, an die Befriedigung aller möglichen Lüste und Bedürfnisse gewöhnt, haben sie in der Regel den Kampf mit der eigenen Lust, den Kampf mit dem Schicksal, den stärkenden, stählenden, den Charakter bildenden und die Gesinnung adelnden Kampf mit Widerwärtigkeiten und Entbehrungen kaum kennen gelernt. So sind sie leichter der Sünde Beute, leichter sittlich unfreie, schwache, träge Menschen, als die, deren Herren und Meister sie sein wollen. Fallt Ihr nun vor ihnen nieder wie vor Götzenbildern; vergeßt Ihr es, ihnen gegenüber Eure Würde zu behaupten; überschüttet Ihr sie mit unverdienten Lobsprüchen; schwatzt Ihr ihnen ununterbrochen vor von der Heiligkeit ihrer Herrscherrechte, anstatt sie nachdrücklich zu mahnen an die Heiligkeit der Volksrechte; gebt Ihr ihnen in Uebermaß Geld und Gut in die Hand: nun wohl, so seid Ihr die Teufel, die sie zu den erbärmlichen Menschen machen, als welche sie uns in der Regel entgegentreten; so seid Ihr die Unholde, denen der Fluch der Fürsten wie der Völker gebührt!

Wehe den Götzen wie den Götzendienern!

II.

Absolute Monarchie.

Zu den unheilvollsten Ausgeburten menschlicher Thorheit, zu den verderblichsten Gestaltungen auf dem Gebiete des Völkerlebens gehört die absolute Monarchie. Die absolute Monarchie ist der absolute Wiedersinn. Sie macht die Erreichung des Zweckes, den jeder staatliche Verband haben soll, zur Unmöglichkeit. Nicht geistige und sittliche Erhebung des Menschen, nicht Gesetz und Recht, nicht Glück und Wohlstand, nein nur Unheil und Verderben, nur Gewalt und Frevelthat kann gedeihen, wo sie auf den Menschen mit ihrem Bleigewicht lastet. Nach Zeiten der gewaltigen Aufregung, der Erschütterung aller bürgerlichen Verhältnisse, als Uebergang aus einer Zeit der Allgewalt adliger Grundherren über niedergetretene Leibeigene kann sie einen Moment wie das Gift im kranken Körper von Nutzen sein, um hinterher in desto reichern Strömen die ganze Fülle ihres Verderbens zu ergießen.

Jedes Gemeinwesen wird getragen durch zwei Gewalten: die gesetzgebende und die gesetzvollstreckende Gewalt. Die absolute Monarchie legt beide Gewalten in die Hand eines einzigen Menschen. Nicht in die Hand des Tüchtigsten und Besten, sondern in die Hand Dessen, den der Zufall der Geburt zum Monarchen gemacht hat. Sie ist gleichbedeutend mit Despotie, hat gleichen Werth mit einer Sultanswirthschaft. In der Despotie ist der jedesmalige Wille des Sultans das

höchste Gesetz. In der absoluten Monarchie ist es im Wesentlichen nicht anders. Mag der absolute Monarch einzelne Formen zu beobachten haben, das Gutachten der Stände, den Rath seiner Minister einholen müssen: gebunden ist er an Nichts. Sein Wille gibt die letzte und höchste Entscheidung. Das Gutachten der Stände nöthigt ihn nicht. Ihr moralisches Ansehen kann er verachten. Die Minister kann er absetzen. Dienstbare Geister, denen das gnädige Wohlwollen des allerhöchsten Landesherrn mehr als die Gnade Gottes, mehr als die Liebe ihrer Mitbürger und die Zustimmung ihres Gewissens gilt, findet er stets und überall. So verordnet er als Gesetz, was er will. So legt er das Gesetz aus, wie er will. So hebt er das Gesetz auf, wann er will. Er verordnet, verfügt, entscheidet, bestimmt nach Lust und Belieben. Sein Wille ist das höchste Gesetz und außer seinem Willen gilt von Rechtswegen Nichts. Alle Beamte stehen in seiner Hand. Er ist ihr Herrgott und seine Gnade die einzige Sonne ihres ganzen Beamtenlebens. Ihm allein sind sie verantwortlich. Mögen sie schinden, plagen, drücken, stehlen, betrügen, mag das Volk jammern und klagen und schreien: gefällt ihr Thun dem auf seinem Throne wie auf den Wolken des Himmels daherfahrenden Herrn, so sind Orden, Ehrenstellen, Gehaltszulagen der Lohn ihrer Nichtswürdigkeit. Und der Herr auf seinem hölzernen oder goldenen Throne ist auf Erden der Allerhöchste. Niemand darf ihn zur Rede stellen. Niemandem ist er verantwortlich. Von Gottes Gnade ist er was er ist. Gottes Gnade hat in seine Hand das Schwert und die Waage der Gerechtigkeit gelegt. Gottes Gnade hat die Fülle der irdischen Machtvollkommenheit in

ihm vereinigt. Er ist Alles in Allem, das Volk ist nichts und gilt nichts. Die Behaglichkeit dieses Einen, die Zufriedenheit dieses Götzen ist der Mittelpunkt, um den sich die ganze Maschinerie des Staates, das ganze Triebrad des Volkslebens dreht. Der Eine ist höchster Zweck, die Millionen sind Mittel, Fußschemel seiner Herrlichkeit. Das Schicksal der Millionen liegt in der Hand eines einzigen durch Zufall an seinen Platz gewürfelten Menschenkindes.

So ist eine Last von Macht und Rechten auf den Einzelnen gewälzt, die ihn zu Boden drücken müßte, selbst wenn er den Rücken eines Dromedars hätte. Wir setzen den Fall, dieser Absolutmonarch, dieser Autokrat habe den festen Willen, die Fülle der Macht allein zum Heil seines Volkes zu verwenden. Selten ist dieser Fall gewesen nach dem lauten Zeugniß der Geschichte. Gleichwohl setzen wir ihn. Der Absolutmonarch will also eine Gesetzgebung, welche den Bedürfnissen seiner Unterthanen entspricht und ihre geistige und leibliche Wohlfahrt fördert. Er will Einrichtungen, Anstalten, die allen Ständen heilsam sind. Er will Allen gerecht werden, Alle sollen wissen, daß Schwert und Waage den Einen wie den Andern treffen und schützen. So muß er durchaus die Verhältnisse, den Bildungsgrad, die Bedürfnisse aller Klassen der Unterthanen genau kennen. Er muß wissen, was dem Ackerbau, dem Gewerbe, dem Handel frommt, wie und wodurch das Eine und das Andere zu heben ist, wie das Eine auf das Andere einwirkt, welche Einrichtungen und Gesetze dem Einen dienlich und dem Andern nicht schädlich sind. Er muß sich gründlich um Kirche und Schule, um Volksschule, Bürgerschule, Gymnasien und Universitäten bekümmern, muß die Aufgaben der

einen wie der andern gründlich kennen, muß fähig sein, der einen wie der andern eine dienliche Gestalt zu geben. Außerdem muß er die Rechtspflege sorgfältig überwachen, den Beziehungen des Landes zu den auswärtigen Staaten seine ganze Aufmerksamkeit widmen, das Heerwesen ordnen, zur rechten Zeit Krieg führen, Frieden schließen, Bündnisse eingehen und — nebenbei auf tausend andere Gegenstände Zeit und Kraft verwenden. Er hat den besten Willen, allein sein Land ist groß, zusammen gewürfelt aus verschiedenen Ländern und Ländchen. Diese haben verschiedene Einrichtungen und Gesetze, verschiedene Gemeindeordnungen, verschiedene Rechtspflege, verschiedene Bedürfnisse, verschiedene Bildungsstufen ihrer Einwohner. Der Absolutmonarch soll Alles übersehen, Alles ordnen, regeln, leiten, überall zweckmäßige Gesetze geben, soll Alles in Allem sein. Kann er das? Liegt es im Bereich der Möglichkeit? Er kann es nicht, und wenn er das Genie eines Cäsar, eines Friedrich, eines Napoleon hätte, er kann es nicht! So muß er sich auf Beamte verlassen, auf ein ganzes Heer von Beamten. Von Beamten zu Beamten, durch eine lange Reihe geht der Bericht, ehe er zu seinen Ohren kommt. Kann er die Beamten controlliren, ihre Geschicklichkeit, Treue, Wahrhaftigkeit prüfen? Er kann es wieder nicht. Die Zahl ist zu groß. So muß er blindlings folgen. Was die Beamten sagen, das gilt, das gibt den Maßstab der Entscheidung. Regiert auf diese Weise der Monarch? Nein, nicht er regiert, sondern die Beamten. Er ist ein Spielball in ihrer Hand! Diese Beamten leben so wenig als der Monarch selbst in und mit dem Volke. Sie leben und verkehren nicht mit dem Bauer, dem Handwerker, dem

Fabrikanten, dem Handelsmann. Des Volkes Leiden berühren sie nur zum Theil. Des Volkes Bedürfnisse kennen sie nur vom Hörensagen. Sie stehen dem Volke gegenüber als eine abgesonderte Kaste von Schreibmaschinen. Zum Theil sind sie faul, liederlich, dumm, boshaft, niederträchtig. Jedenfalls sehen sie die Angelegenheiten des Volkes nur mit ihren Augen an. Ebenso die Höherstehnden und wieder die Höherstehenden und abermals Höherstehenden. Jeder sieht die Sachen mit seinen Augen an, Jeder von einem andern Standpunkte. So sieht der Absolutmonarch das Volk mit seinen Bedürfnissen nicht durch eine Brille, sondern durch zwanzig Brillen, die eine klar und rein, aber zu convex, die andere zu concav geschliffen, die dritte angelaufen, die vierte u. s. w. fett und schmierig. Das Volk selbst wird nicht gefragt, darf sich nicht aussprechen, wird wie eine Heerde dummer Jungen betrachtet. Ist es so eine Möglichkeit, daß der Monarch sein Volk mit seinen Bedürfnissen kennen lernt? Ist es eine Möglichkeit, daß eine zweckmäßige Gesetzgebung zu Stande kommt? daß zweckmäßige Anordnungen und Einrichtungen das Volk heben? Es ist völlig unmöglich. Es ist ein reiner Zufall, wenn einmal etwas Gutes und Heilsames verordnet wird. Es war einmal ein berühmter Astronom, Herschel mit Namen, der hatte ein ungeheures Fernrohr erfunden, durch welches er die Sterne, besonders den lieben Mond genau beobachten konnte. Nun denkt Euch einen Arzt, der auf eine Entfernung von hundert Meilen durch ein Herschelsches Riesenfernrohr die Krankheit seines Patienten beobachten und danach curiren will, so habt Ihr ein treues Abbild des Absolutmonarchen in einem großen Lande. Wir wollen jedoch den Fall nehmen, daß trotz

der Absolutmonarchie durch Zufall, durch einen kräftigen Bildungstrieb im Volke, durch einzelne tüchtige Minister, durch Nachbildung Dessen, was freie Völker verordnet haben, eine heilsame Gesetzgebung zu Stande kommt. Das Gesetz will ausgeführt, will vollstreckt sein. Der Monarch befiehlt die Gesetzvollstreckung. Das Gesetz wird dem Volke bekannt gemacht. Nun hat bekanntlich jedes Gesetz eine wächserne Nase. Es läßt sich so und anders deuten. In Absolutmonarchien, namentlich in Preußen, hat man es zur wahren Meisterschaft in der Kunst gebracht, den wahren Sinn des Gesetzes hinwegzudisputiren und einen andern hineinzulegen. Auch wird eine Unmasse von Gesetzen, Verordnungen, Verfügungen erlassen, die sich ergänzen, erläutern, widersprechen, aufheben, ins Angesicht schlagen. Durch eine genügende Anzahl von Bedingungen, von Einschränkungen mit Wenn und Insofern wird der Beamtenweisheit, d. h. der Beamtenwillkür ein hinreichender Spielraum gesichert. So ist es dem „beschränkten Unterthanenverstande" völlig unmöglich, sich über Das, was gesetzlich gilt oder nicht gilt, ein klares und deutliches Bild zu verschaffen. Er steht völlig in der Hand der Beamten, ist völlig ihrer Willkühr Preis gegeben. Eine grobe Rechtsverletzung veranlaßt ihn zur Beschwerde über Beamten. Bei wem soll er sich beschweren? Bei höherstehenden Beamten! Diese fordern den angeklagten Untergebenen zur Verantwortung auf. Was dieser angibt zu seiner Vertheidigung, das bildet die Basis der Entscheidung und — der einfältige Unterthan wird als Querulant zur Ruhe verwiesen. Er ruht nicht, geht weiter bis zur höchsten Instanz. Es werden Berichte über Berichte eingefordert. Diese Berichte werden wieder erstattet von dem Angeklagten

selbst und von den Behörden, die längst Partheì für ihn genommen haben. Auf ihren Bericht folgt die Entscheidung, und der arme Unterthan mag das sonnenhellste Recht in Händen haben, er wird ab und zur Ruhe verwiesen. Als störriger Querulant muß er noch Kosten bezahlen. Nun will er, empört und entrüstet, die Sache der Oeffentlichkeit übergeben. Allein da tritt die Censur auf. „Schweig!" spricht sie mit Donnerstimme und — der Ankläger ist abgewiesen! Rechtsverletzungen, grobe, himmelschreiende Rechtsverletzungen sind unvermeidlich in der absoluten Monarchie. Die Unterthanen wissen das, sehen das, sind empört darüber, wünschen den Fürsten mit allen seinen Beamten zum Henker, — Seine Majestät sitzen behaglich auf ihrem Throne und träumen in aller Seelenruhe von dem Glücke ihrer Unterthanen! Was die Unterthanen sagen, das erfährt der gute Mann nicht. Sein allerhöchstes Ohr trifft nur die Stimme der abgöttischen Verehrung. Der Tadel darf nicht laut werden. Beschwerdeführer sind milzsüchtige Querulanten. Eine gemeinschaftliche Vorstellung von Tausenden, die der allergnädigst geruhenden Majestät die Augen öffnen könnte, ist völlig unmöglich. Die Tausende dürfen zu solchem Zweck nicht zusammentreten, wollen sie nicht als Unruhestifter, Aufwiegler, Hochverräther der strafenden Gerechtigkeit verfallen. In der Hand der Beamten ruht das Glück des Volkes. Ehrenwerthe, tüchtige Beamte hat es stets und in großer Zahl gegeben, aber auch an nichtswürdigen, unbrauchbaren, aufgeblasenen Beamte hat es nie gefehlt. Ein Minister, ein Präsident, der ein Schurke ist, jedoch durch Schlauheit, Hinterlist, Gewandtheit die Majestät hinters Licht zu führen weiß, welch' grauenhaftes Unheil kann er

anrichten, wie viele Menschen elend und unglücklich machen! Und nun sei der Absolutmonarch selbst ein fauler, verschwenderischer, sorgloser, dummer Mensch, oder ein Mann, der von Ehrgeiz, Ruhmsucht, Herrscherstolz geplagt wird; oder sei ein junger Mensch ohne Erfahrung, ohne Einsicht, ein beschränktes Bürschchen von achtzehn Jahren;*) o du armes Volk, wie bist du dann verrathen und verkauft, Preis gegeben der schnöden Willkür gieriger Minister und Präsidenten, die mit dem Glücke der Millionen spielen, das Glück der Millionen mit Füßen treten, zufrieden wenn sie Schätze auf Schätze häufen können! Und wären die Minister und Präsidenten ohne Ausnahme Ehrenmänner, — in Absolutmonarchien werden sie immer in der Mehrzahl der hohen Aristokratie, dem Stande der Edelleute, Ritter, Grafen und Herren angehören. Der Monarch erwählt sie nach Lust und Belieben. Die hohen Herren umgeben ihn von Kindesbeinen an. Sie bilden die Mauer zwischen ihm und dem Volke. Unter ihnen findet er seine Freunde, seinen täglichen Umgang. Ihr aristokratischer Geist inficirt den seinigen. Ihr feines, glattes Wesen, ihre oberflächliche aber schimmernde Bildung, ihre Gewandtheit, ihr Schmeicheln und Kriechen gewinnt ihn. Natürlich wählt er seine Minister, Oberpräsidenten und Präsidenten aus der Mitte der Höflinge, und es ist und bleibt eine Ausnahme, wenn ein bürgerlicher Beamter die höchsten Stufen im Staatsleben ersteigt. Also die Vollgewalt, die gesetzgebende und gesetzvoll-

---

*) Bekanntlich werden die Fürsten nach dem Gesetz früher klug, als andere ehrliche Leute. Ein Prinz wird mit dem 17. oder 18. Jahre majorenn, während jeder Andere 24 Jahr alt werden muß. Welcher Unsinn!

streckende irdische Allmacht in der Hand des hohen Adels, — der Monarch selbst ihr Spielball! — Die Beschwerde des Bauern wider den adligen Gutsherrn wird geschlichtet durch — die Vettern, Freunde und Standesgenossen des Gutsherrn. Die Wünsche des Bürgers werden angeschaut durch hochadlige Augen, die kaum hin und wieder auf die Noth und die Sorgen des Bürgers sich gerichtet haben. Die ganze Gesetzgebung erfolgt im Interesse des hohen Adels. Sein Vortheil entscheidet. Alles ist seinem Interesse dienstbar. Die fettesten Staatsstellen sind für ihn. Im Sturmschritte machen die Junker ihre Carriere. Sie sind Räthe, Geheimeräthe, Präsidenten, Minister im Umsehen. Die Vorrechte des hohen Adels sind heilig. Kein Mensch darf an denselben rütteln, während von den Rechten des Volks kaum die Rede ist. Die heilsamsten Einrichtungen stocken, weil — ein Adelsvorrecht gefährdet scheint. Staatsstellen ohne Maß und Zahl mit glänzenden Einnahmen und geringer Arbeit werden gegründet. Die Herren vom Adel müssen standesgemäß versorgt werden, — der Bauer und Bürger kann bezahlen! So ist es gewesen überall, wo der Fluch der Absolutmonarchie auf dem Nacken der Völker gelegen hat. Seht Euch um in Preußen, Österreich u. s. w., und Ihr werdet überall dasselbe empörende Schauspiel finden.

Wie es möglich gewesen ist, daß die Absolutmonarchie so lange hat zu Recht bestehen können, begreift sich schwer. Ist es nicht ein grauenhafter, ein empörender Unsinn, in die Hand eines einzigen schwachen Menschen eine Macht zu legen, deren zweckmäßige, heilbringende Anwendung eine völlige Unmöglichkeit ist? Ist es nicht ein grauenhafter, ein empörender Unsinn,

einen einzigen schwachen Erdenmenschen in den Himmel zu erheben, und die vielen Millionen gleichberechtigter und gleichbefähigter Gotteskinder wie eine willenlose und rechtlose Horde zu betrachten? das Schicksal der Millionen von der Laune des Einzelnen abhängig zu machen? die heiligsten Menschenrechte der Millionen niederzutreten, um den Einzelnen zum Gott zu machen? den Willen der Millionen für Nichts zu achten, wenn die Grillen und Launen des Einzelnen nicht beipflichten? die Millionen vergeblich wünschen und bitten und betteln zu lassen, wenn es dem Einen gefällt, auf die Wünsche und Bitten nicht zu hören? Es ist kein grauenhafterer, kein großartigerer Unsinn denkbar! Die Millionen müssen dem einen Götzen sich fügen! Auf das Wohlgefallen des Einzelnen wird Alles berechnet! Der Eine spricht und die Millionen müssen verstummen! Der Eine fühlt sich wohl, so schadet's nicht, wenn die Millionen heulen und mit den Zähnen knirschen! Der Eine beschließt in hoher Gnade, so werden die Millionen ab und zur Ruhe verwiesen! Es ist so furchtbar unsinnig, daß man die Möglichkeit nicht begreift. Sollte die Menschheit einst vernünftiger werden, — mit Abscheu, mit gründlicher Verachtung würde sie hinblicken auf die Sclavenbanden in den Absolutmonarchien. Die Absolutmonarchie taugt auch für die rohesten Völker nichts. Ist das Volk roh, so ist der Fürst auch roh. Oder durch welches Wunder sollte es kommen, daß Weisheit und Bildung Domäne einer einzelnen Familie würde? In unserer Zeit, die unleugbar eine große Masse geistiger Bildung in den Völkern vorgefunden, wie es im Buch der Geschichte gelesen hat, [illegible] Derer, die auf Thronen [illegible] erbärmliche

Menschen gewesen sind, die es aus eigener Erfahrung weiß, wie selten ein tüchtiger, seiner Aufgabe nur nothdürftig gewachsener Fürst gefunden wird, in unserer Zeit ist der lange, ungestörte Bestand der Absolutmonarchien ein Räthsel. Denke, lieber Leser, nebenbei noch an die ungeheuren Summen, welche die Völker gesteuert haben. Ja, es sind hübsche, runde Summen zusammengekommen. Der Arme hat sein Schärflein beitragen müssen. Kein Stück Brod, kein Stückchen Fleisch, kein Körnlein Salz ist unversteuert über seine Lippen gekommen. Der Schuster, der sich nothdürftig mit seinem Lehrlinge das Leben fristete, der Häusler, dem das Dach über den Kopf zusammenzustürzen drohte, der Hirt, der unter Kummer und Noth sein trockenes Brod aß, der verwundete Krieger mit seinem Leierkasten, — sie Alle mußten reichlich Steuern zahlen. Nur die reichen Capitalisten, die großen Grundbesitzer waren *theilweise* für ihre Zinsen und ihren Grundbesitz steuerfrei. Der Schweiß der Armen, der Fleiß der Wolhabenden brachte ungeheure Summen zusammen. Ohne Zweifel waren diese Summen Eigenthum des Volkes. Doch der Allergnädigste geruhte sie als s e i n Eigenthum zu betrachten. Nach Lust und Belieben schaltete er über das Eigenthum des Volkes. Keinem Menschen gab er Rechenschaft. Fiel's ihm ein, trieb ihn Ehrgeiz und Ruhmsucht, so stürzte er das Volk in einen Krieg, der es zu einer Masse von Bettlern machte. Das Volk mußte zahlen und zahlen, mußte seine Söhne stellen, sein Blut vergießen, seine Felder zertreten lassen und — hinterher schweigen. War kein Krieg, nun, so wurde auf andere Weise gesorgt, daß das Eigenthum des Volkes an den Mann kam. Es wurden Schlösser gebaut, Reisen gemacht, zum Ver-

gnügen auf militairischen Prunk ungeheuere Summen verwendet, für Prinzen, Minister, hochadlige Herren auf das glänzendste gesorgt u. s. w. Vom Volk kam Alles. Aber das Volk durfte kein Wort zu dem Vergeuden seines Eigenthums sagen. Es zahlte, und was es zahlte, Das glitt in den gesalbten Magen und durch die gesalbten Hände der Majestät, — das Volk sah und hörte nichts wieder davon. Ob sein Eigenthum zweckmäßig verwendet oder vergeudet, zum Heil des Volkes oder zum Besten privilegirter Kasten verausgabt wurde, danach zu fragen hatte es kein Recht. Ich frage Dich, lieber Leser, ist das nicht absoluter Unsinn? Daß diese Vollgewalt über die Geldbeutel der Unterthanen, überhaupt diese Selbstherrlichkeit, diese schrankenlose Macht- und Rechtsfülle den Majestäten und Hoheiten, den Durchlauchten und Excellenzen gar herrlich gefiel, begreift sich bei der angestammten großartigen Gewissenlosigkeit dieser Herren leicht. Sie zitterten vor jeder Gefahr, die der Vollgewalt drohete. Unter jeder Bedingung mußte die Gefahr beseitigt werden. Zu welchen teuflischen Mitteln haben die Herren von Gottes Gnaden ihre Zuflucht genommen! Wahrlich, die Feder sträubt sich, die Schandthaten der Absolutmonarchie zu verzeichnen. Die Geister wollte man beherrschen. Die Wissenschaft, die freieste Tochter des Himmels, schlug man in Fesseln. Die Schulen wurden geschändet, — ein knechtischer Geist sollte Wurzel schlagen in den reifenden Jünglingen! Blinder knechtischer Gehorsam war die erste und höchste Tugend, ein pietistisch-frömmelndes Unwesen die höchste Zierde. Das Gedächtniß wurde vollgepfropft mit einer Unmasse gelehrter Brocken. Daß kein freier Geist sich [illegible], kein männlich edler Charakter sich bilde, dafür

wurde nach Möglichkeit gesorgt, und nicht leicht bebte ein Absolutmonarch zurück vor einem Geistermorde. Die Universitäten wurden polizeilich überwacht. Minister hielten den Männern der Universitäten, den Fürsten der Wissenschaft, Vorlesungen über die Schranken, die ihr wissenschaftliches Streben zu respectiren habe. Die Censur schmiedete die schändlichsten Fesseln. Auch für geistige Bestrebungen verdammte sie die Völker zur Unmündigkeit der Schulbuben. Nur was den Gewaltigen wohlgefiel, was dem Interesse der 34 Fürstenfamilien diente, nur das durfte in dem Staate der 40 Millionen geschrieben und gedruckt werden! Denke nach über die Schmach, lieber Leser, — kämpfen nicht noch in der Erinnerung Schaam und Unwille und heiliger Zorn in Dir? Staunst Du nicht nachträglich über die Frechheit der Gewaltherrscher und über die Feigheit der entarteten Massen? Das freie Wort war mehr verpönt, als Mord und Diebstahl. Wer ein freies Wort schrieb und sprach, wer an die heiligen Rechte der Völker mahnte, von den schreienden Freveln der Gewaltigen sprach, die gebrochenen Worte der Fürsten und die tapfern Thaten der Völker aus dem Staube hervorrief: der ward in Ketten und Banden geschlagen. Wie viele edle, wackere Männer sind um Jahre betrogen worden, haben lange Jahre hinter Kerkermauern durchseufzen müssen! Daß die Gerichtshöfe, die heiligen Tempel der Gerechtigkeit, den Verfolgten nicht allzuviel Schutz gewährten, dafür war mit satanischer Klugheit gesorgt. Die willfährigsten Werkzeuge wurden nicht selten zu Leitern des Justizwesens erwählt. Nach einem öffentlichen Gerichtsverfahren, nach einem Richterspruche durch freie, selbstständige Männer ließ man die Völker vergeblich seufzen. Hinter

Schloß und Riegeln wurde inquirirt und abgeurtheilt. Und um der Willfährigkeit feiler Richter gewiß sein zu können, machten die Gewaltherren die Richter abhängig von der Willkür der Minister. Nach der Laune der Minister wurden die Männer, welche über Freiheit und Ehre der Verfolgteu aburtheilen sollten, versetzt, zurückgesetzt und abgesetzt, und im andern Falle befördert, vorgezogen, mit Zulage, Titeln und Orden beehrt. Leuchtet hierbei die Absicht nicht ein? Ist es nicht offenkundig, daß die Gewaltherren die heilige Gerechtigkeit zu einer käuflichen Waare machen, die Richter zu feilen Werkzeugen ihrer Herrschergelüste entweihen wollten? Und wie hat die Polizei in ihrer rohen Unverschämtheit gewüthet in den deutschen Landen! Wie haben Polizeispione jede freie Regung erstickt, jedes freie Wort in die Brust zurückgedrängt, das Mißtrauen in die Kreise der Geselligkeit, ja selbst in die Familien getragen! Wie haben die geheimen Conduitenlisten die Beamten entwürdigt und den Geist des Beamtenthums geschändet! Wie haben Bestechungen und Drohungen, das Titelunwesen und der Ordenswahnsinn am sittlichen Untergange der Nation gearbeitet! Und das Alles — um einiger wenigen Familien willen! Das Alles haben 40 Millionen sich in tiefster schweigender Demuth gefallen lassen, um 34 Fürstenfamilien nicht aus dem süßen Traume ihrer Vollgewalt zu wecken! Frevel sind auf Frevel gehäuft, Männer sind wie Knaben gegängelt, jede bürgerliche Freiheit ist niedergetreten, die Gerichtshöfe sind geschändet, Rechte verhöhnt, Geister gemordet — vierzig Millionen sind geknechtet und geknutet, damit — — vierunddreißig Herrscherfamilien alle Tage in Herrlichkeit und Freuden leben könnten! O des frevelhaften Unsinns, der

himmelschreienden Gottlosigkeit! Wie, willst Du mich auf die schöne behagliche Ruhe verweisen, in der wir gelebt haben? auf die Sicherheit, in der wir unseres Leibes gepflegt? auf den schönen Frieden, in dem wir uns gesonnt haben? Das ist wahr. In guter Ruhe hat der Schuster seine Schuhe und der Schneider seine Hosen geflickt. In guter Ruhe haben wir gehandelt, geackert, gebacken und gebraut, in guter Ruhe unser L'hombre gespielt, geheirathet und Kinder gezeugt. Das ist wahr. Aber — bist Du ein Mensch? Trägst Du das Ebenbild Gottes an Dir und das Bewußtsein hoher Würde in Dir? Ist Ruhe und ein behaglicher Schlendrian das höchste Ziel Deines Strebens und das schönste Glück, welches Du ersehnst? Nun, so bitte Gott, daß er Dich umwandele in eine Milchkuh oder in ein Schaf, Dir fette Weide und einen warmen Stall gebe, so hast Du, was Du verlangst. Du trauriger, elender Mensch, der Du nichts Schöneres und Herrlicheres kennst, als Ruhe und Frieden! Ruhe und Frieden sind wohl schön, köstliche Himmelsgaben. Aber Ruhe und Frieden begehren um jeden Preis, das ist Feigheit, Trägheit, Niederträchtigkeit. Ist die Ruhe des Grabes schön für Den, der mit frischer Kraft im heitern Leben steht? Lockt der Friede des Todes den wollenden, begehrenden, schaffenden Mann, das Weib, das seine Aufgabe kennt und seine Würde fühlt? Nein, und abermals nein! Der Mensch hat eine hohe Aufgabe. Er soll den Gottesgeist, der in ihm wohnt, zur vollen Entwickelung bringen, soll die herrlichen Gefühle seines Herzens beleben und stärken, soll als freies Wesen in männlicher Kraft an dem Baue seines Glückes arbeiten, soll sittlich frei und stark, geistig hell und klar, im Wollen fest, im Kämpfen stark, im Wirken uner-

mündlich, im Streben unabhängig und selbstständig sein, soll dem Schicksal einen ungebeugten Muth, dem Sturm eine starke Brust, dem Feinde einen markigen Arm entgegen halten und, ob er im Bettlerkleide ginge, sich ungebeugt neben Kaiser und Könige stellen, keinen Augenblick vergessend, daß Kaiser und Könige nicht herrlicher gebaut, nicht mehr Gotteskinder sind als Er. Das soll der Mensch. So soll der Mensch werden. Das kann er nicht in behaglicher Ruhe und gemüthlichem Frieden. Kampf, Kampf ist das Element seines geistigen Lebens und Gedeihens. Kampf ist die Bedingung seines Erstarkens und Reifens. Wo er groß und herrlich dastehen soll, da muß Kampf ihn gestählt haben. Ohne Kampf ist Tod, ist Grabesruhe. Und Frieden, Ordnung, Sicherheit hätte die absolute Monarchie gebracht? Ja wohl, mit großer Ordnung wurden die Steuern eingezogen, große Sicherheit hatten die Verfolgten hinter Kerkermauern, in ungestörtem Frieden übten die Polizeispione ihr schändliches Tagewerk. Frieden, Ordnung, Sicherheit, wie der Mensch ihrer bedarf, hat die Absolutmonarchie nicht gebracht. Sie hat den Menschen entwürdigt. Sie hat ihn betrogen um die schönsten Freuden des Lebens. Sie ist die Mutter, die sorgsame Pflegerin der schändlichsten Laster und Sünden. Die Absolutmonarchie verschließt dem Bürger das öffentliche Leben. Das Leben des Staates, das Leben im Staate ist ihm ein unbekanntes Land. An der Sorge für das öffentliche Wohl nimmt er nicht Theil. Gesetze, Anordnungen, Befehle schneien ins Leben hinein. Wozu sie dienen, was sie nützen, sieht er nicht und fragt er nicht, — er gehorcht! In nächtliches Dunkel hüllen sich die Pläne und Absichten der Staatskünstler. Diese woh-

nen und wirken in einem Himmel, zu dem Niemand kommen kann. Jenseit der Schwelle seines Hauses ist der Bürger in einer fremden Welt. Er sorgt für sich, für Weib und Kind, — für alles Andere sorgt der liebe Gott und die liebe Obrigkeit. Ist Friede, dann ist eben Friede, ist Krieg, nun, dann ist Krieg. Also nur Weib und Kind, nur Haus und Hof, Acker und Vieh. Das ist das Höchste und Einzige. Da muß sich jene schnöde gemeine Selbstsucht entwickeln, die den Menschen zum widerwärtigsten Geschöpfe von der Welt gemacht. Da muß jener philiströse, engherzige Krämergeist hervortreten, der nöthigenfalls im Rosinenverkaufen und im Dütendrehen die höchste Aufgabe eines Menschenlebens erblicken kann. Da muß in der Masse der Menschen jeder hohe Gedanke, jede Lust zu menschenwürdigen Bestrebungen absterben. Es kann nicht anders sein! Aus dem Menschen, dem freien Gotteskinde, macht die Absolutmonarchie einen engherzigen, selbstsüchtigen Philister, einen geizigen, habsüchtigen Spießbürger, ein gemeines Wesen, ein Thier in Menschengestalt. Gehorsam ist die höchste, ja die einzige Pflicht. Gehorsam gegen den Befehl wie gegen die obrigkeitlich-väterliche Ermahnung und Warnung ist die Tugend und der Stolz des hochfürstlichen Unterthans. Blinder Gehorsam gegen die hohen Vorgesetzten, blinde Verehrung der betitelten, besternten und bekreuzten Genossen der hohen Regierungswelt wird schon dem Jünglinge eingebläut. Ihr hohes Wohlgefallen muß das Ziel seines Strebens sein, ihr gnädiges Lächeln die Sonne seines Lebens. Der jugendliche Muth wird gebrochen. Ein feiger niederträchtiger Charakter schadet nichts, ein selbständiges Auftreten, ein kühnes Wort, Regung des männlichen Gei-

stes ist die Todsünde. Ein schmeichelndes, kriechendes Wesen eröffnet das Thor des Glücks, eine That des kräftigen Uebermuths, ein Uebersprudeln der schäumenden Kraft führt in unausbleibliches Verderben. Keine Gnade für Den, der den hochgestellten Philistern zu widerstreben wagt! Ehre und Auszeichnung für das schmeichelnde Ungeziefer! Alles in der Welt, nur nicht ein selbstständiger Charakter, eine hochherzige Gesinnung. Ist es zu verwundern, wenn schon im Jünglinge jener ideale Flügelschlag eines kräftigen Geistes ermattet, jene Begeisterung für alles Große und Erhabene, jene Empfänglichkeit für Alles, was den Menschen adelt und erhebt, jener stolze Freiheitsdrang erstirbt, der sonst die jugendliche Brust schwellt und die Jugend so liebenswürdig macht? Ist es zu verwundern, wenn Feigheit und Niederträchtigkeit schon im Charakter des Jünglings sich offenbart? wenn schon dem strebenden Jünglinge kein höheres Ziel vorschwebt, als ein gutes Auskommen in behaglicher Ruhe? wenn es der junge Mensch trotz dem erfahrenen Alten meisterlich versteht, zu kriechen, zu schmeicheln, auf den Ehrgeiz und die dummstolze Anmaßung der hohen Vorgesetzten schlau zu speculiren? Ist es zu verwundern, wenn wir unter den jungen Männern eine Unmasse charakterloser, gesinnungsloser, altkluger Feiglinge ohne Saft und Kraft finden? wenn selbst unsere gewaltig bewegte, tief aufgeregte Zeit neben Hunderten, in denen ein schönes Feuer lodert, noch Tausende von Jünglingen findet, die diese Zeit mit großen dummklugen Augen ansehen, bedenklich den Kopf schütteln und, anstatt sich hinein zu stürzen in den Strom mit todverachtender Lust, sorglich den gefahrlosen Seitenweg suchen? Ja, die Absolutmonarchie erzieht ein

greuliches Geschlecht! Sie erzieht gehorsame, feige, niederträchtige Söldlinge! Der schon verderbte, absolutmonarchisch inficirte Jüngling tritt ins Leben, ins Geschäft und Amt. Nur von der Gnade kann er leben, nur die Gnade führt zu höhern Stufen. Der Drang nach Ehre und Auszeichnung regt sich. In den Vorzimmern der Geheimräthe, unter den Lakaien der Minister und Präsidenten eröffnet sich ihm die Aussicht. Katzenbuckeln, Kriechen, hündische Ergebenheit, Stillhalten bei Fußtritten, frömmelndes Augenverdrehen, das sind die unerläßlichen Bedingungen. Und fort und fort nur Abhängigkeit von der Gnade, fort und fort nur blindes Gehorchen, nur Niederkämpfen eigner Ansichten und Ueberzeugungen, ein Sichfinden und Sichschicken, ein Schmeicheln, Lügen und Trügen, ein schlaues hinterlistiges Calculiren, ein Haschen nach fremder Gunst, ein Fragen nach fremdem Urtheile, — o mein Gott, muß da nicht der Mensch, zum Bilde Gottes gemacht, in den Koth getreten und ein widerwärtiges, gehorchendes, blinzelndes Ungeziefer ans Licht gezogen werden? Muß da nicht jeder Adel, jede wahre Tugend, jede männliche Kraft ersterben, jedes Laster in üppiger Kraft hervorwachsen? Nenne mir ein Laster, das in dem Giftpfuhle der Absolutmonarchie nicht überreiche Nahrung fände! Ein reichhaltiges Register haben wir schon verzeichnet. Höre und prüfe weiter, lieber Leser. In Absolutmonarchien sind die Gewalthaber mißtrauisch. Das böse Gewissen beißt und plagt sie. Sie fühlen und wissen, daß unter Despotendruck kein rechter Mensch sich glücklich fühlen, keine wahre Vaterlandsliebe gedeihen kann. So betrachten sie Jeden mit Mißtrauen. So setzen sie von Jedem voraus, daß er zum Betruge, zur Unredlichkeit geneigt se

Daher ihr fortwährendes Controliren und Spioniren, ihr Beargwöhnen und Beaufsichtigen. Nun beargwöhne und bespionire einen Menschen ohne Unterlaß, zeige ihm, daß Du ihn des Betruges und der Unredlichkeit fähig hältst, und Du gehst den sichern Weg, ihn zum Betruge und zur Unredlichkeit zu verleiten. Laß ihn ferner mit Unwillen leisten, was der Staat fordert, laß ihn vergeblich fragen: wozu das Alles? laß ihn sehen, wie sein Geld auf nutzlose Weise vergeudet wird, hemme Handel und Wandel durch Zollschranken und Thorsperren, vertheure durch übermäßige Steuern die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, drücke ihn nieder durch das Bewußtsein: das Alles thust du wie ein Knecht auf fremdes Geheiß: — und wahrlich, mit heiterm Muthe wird er den Staat betrügen, wo er kann; vor den schändlichsten Lügen wird er nicht zurückbeben, wenn es gilt, dem Staate etwas abzudingen. Seht Euch um in Absolutmonarchien. Wie Viele machen sich ein Gewissen aus Lug und Trug gegen Staat und Obrigkeit? Wie Viele halten Contrebandiren und Schmuggeln, falsche Angaben über Vermögen und Besitzstand für eine Sünde? Nun laß aber die Massen mit Fertigkeit und Leichtigkeit den Staat betrügen, und Du sollst gewahr werden, wie bald der Nachbar den Nachbar, Hinz den Kunz betrügt, wie bald Treue und Redlichkeit aus Handel und Wandel verschwinden, Treue und Redlichkeit in ihrem tiefsten Grunde erschüttert werden, wie Betrug, Lüge, Hinterlist, Verrath, Meineid in grauenhaftem Umfange das tägliche Leben schänden und entweihen. Und muß nicht eine maßlose Gier nach Schätzen, nach sinnlichen Genüssen die Sclavenbanden in Absolutmonarchien beherrschen? Welches Ziel eines kräftigen Wirkens haben sie denn?

Wohin soll sich der Thatendrang richten, der irgend einmal den Menschen ergreift? Was soll Geist und Herz ausfüllen und auf die Dauer beschäftigen? Das ganze öffentliche Leben verschließt sich dem Blick. Theilnahme, thätige, lebendige Theilnahme an den großen Angelegenheiten des Vaterlandes ist unmöglich, Sorge um des Vaterlandes Wohl und Glanz, Arbeit für des Vaterlandes Ruhm und Größe gibt's nur für die Wenigen, welche die absolute Majestät als Werkzeuge bei der Staatsmaschine gebraucht, für den gewöhnlichen Bürger nicht. Ihn beschäftigt, ihn interessirt das öffentliche Leben nicht. Es gewährt ihm kein Feld des einflußreichen Wirkens, keine Befriedigung für den arbeitenden Geist, keine Freude, keinen Genuß. Nun öffnet sich ihm zwar in seinen vier Pfählen das ganze Gebiet der Kunst und Wissenschaft. Er kann denken, speculiren, philosophiren, kann Theorien bauen, Bücher schreiben, Künste treiben u. s. w. u. s. w. Kann und will er Das nicht, nun, so bleibt ihm nichts übrig, als nach Geld und Gut zu ringen, durch Reichthum Ansehn zu erjagen, im Reichthum Mittel der Befriedigung und des Genusses zu erhaschen. In Absolutmonarchien muß die Masse aus Mammonsknechten bestehen. Und wie leicht der Mammonsknecht, der entartete, charakterlose Schwächling zum Sclaven sinnlicher Lust herabsinkt, das weiß Jeder. Friedrich Wilhelm IV. hat in seiner Haupt- und Residenzstadt Berlin die Bordelle aufgehoben. Er mag das sehr gut gemeint haben, und jedenfalls mußte man sich dieses Actes edler Sittlichkeit freuen. Gleichwohl hätte er die Bordelle getrost in ihrer Wirksamkeit lassen können. Er hätte bedenken sollen, daß Absolutmonarchien ihrem innersten Wesen und ihren augenfälligsten Er-

folgen nach nichts weiter sind und sein können, als zweckmäßige Vorbildungsanstalten für — Bordellgäste und Hurenwirthe.

Ich weiß, was die Philister sagen, wie die Philister schreien werden: „Welche Uebertreibung, welche maßlose Uebetreibung!" Diesen Ausruf habe ich gehört, ehe ich die Feder ansetzte zur Abfassung dieser Schrift. Ich weiß, daß ich verlästert und verdammt, von den Zöglingen der Absolutmonarchie geschmäht und geschimpft werden werde. Das kann mich nicht irre machen. Hohles Gerede von Uebertreibung und Maßlosigkeit kann meine Meinung nicht ändern. Ihr seht Uebertreibung, wo die Sache bei ihrem wahren Namen genannt wird. Ihr seht Uebertreibung in den Ausbrüchen edlen Unwillens, in dem Dictat ruhiger Betrachtung und klarer Erkenntniß, weil Ihr selbst angesteckt, Ihr selbst durchdrungen seid von dem unsittlichen Geiste der Absolutmonarchien. Ihr seid ihre Zöglinge, seid genährt an ihren vergifteten Brüsten, habt das Gift Geist und Herz durchdringen lassen und seht, weil Ihr selbst etwa zu den Begünstigten gehört, in Eurer blinden Selbstsucht da Gewinn und Vortheil, wo der Hellerblickende und Richtigerurtheilende Unflath, Moder und Todtengebein sieht. Schimpft in Gottes Namen. Ich gestatte es Euch. Weiß ich doch, daß in ruhigen, einsamen Augenblicken wider Euren Willen das Gewissen Euch zuflüstern wird: der Mann hat Recht; in allen Hauptstücken hat er Recht! Besser freilich als Schimpfreden würde der Versuch der Widerlegung sein. Er würde Euch die Gewalt meiner Gründe und das ungeheure Gewicht des Verdammungsurtheiles am deutlichsten erkennen lassen. Macht diesen Versuch! Widerlegt mich! Mit unbedingter Nothwendigkeit gehen

aus dem innersten Wesen der Absolutmonarchie die greulichsten Laster und Sünden hervor. Sie verführt zum Schmeicheln, Heucheln und Lügen, sie bildet elende, feige, niederträchtige Schwächlinge, zerstört den Adel des Charakters und der Gesinnung und zündet die Gluth einer maß- und schrankenlosen Selbstsucht an. Sie erzieht mit sorglicher Pflege Betrüger, hinterlistige Verräther, schändliche Mammonsknechte, liederliche Hurenbolde. Sie trägt die größte Schuld an der greulichen Entartung des Menschengeschlechts. Sie ist die treue Mutter der Sünde und des Verbrechens. Sie ist durch und durch eins der unsinnigsten Institute, welche je aus der Blindheit, aus dem Wahnsinn der Menschen hervorgewachsen sind, durch und durch ein Fluch der Menschheit, ein Werk des Teufels. Das habe ich behauptet und will ich behaupten. Widerlegt mich, wenn Ihr es könnt, sonst schweigt mit Eurer erbärmlichen Anklage des Uebertreibens und Zuweitgehens. Wo es gilt, den Teufel schwarz und die Sünde aschgrau zu malen, da wird das Uebertreiben und Zuweitgehen zur Unmöglichkeit. Wollt Ihr mich hinweisen auf das Gute und Heilsame, was in Absolutmonarchien gereift ist? Freilich — auch die Absolutmonarchie kann die Menschen nicht in Teufel umwandeln. Auch sie kann das Gute und Schöne nicht völlig, nicht durchaus ersticken, was einmal im Geiste und im Herzen des Menschen liegt. Auch sie kann den Drang der Entwickelung, den Trieb der Bildung nicht völlig ausrotten, und auch die schnödeste Selbstsucht wird manches Gute, manches Schimmernde und Scheinende zu Wege bringen. So consequent und unverdrossen die Absolutmonarchie darauf hingearbeitet hat, die geistige Blüthe der Menschheit zu zerknicken und ihre geistige

Herrlichkeit in den Koth zu treten, doch hat, freilich nur für verhältnißmäßig kleine Kreise, die Kunst geblüht und die Wissenschaft herrliche Früchte gereift. So ununterbrochen die Absolutmonarchie darauf hingearbeitet hat, Handel und Wandel in widernatürliche Fesseln zu schlagen, doch hat der mächtige Trieb des Schaffens und Wirkens, der Sporn der Habsucht und des Ehrgeizes eine gewisse Blüthe des Handels und Verkehrs hervorgerufen. So beharrlich und geschickt die Absolutmonarchie für die Entwürdigung des Charakters, für die Erstickung männlicher Tugend und Kraft, für den Untergang sittlicher Würde gestrebt hat, doch ist es ihr aller Anstrengung ungeachtet nicht gelungen, den Gottesgeist aus den Menschen zu verbannen. Edle, großartige Charaktere, Männer und Weiber von tüchtiger Gesinnung hat es, wenn auch selten, doch zuweilen auch in Absolutmonarchien gegeben. **Trotz** der Absolutmonarchie, **ungeachtet** der Absolutmonarchie ist nicht alles Gute abgestorben, sind die Menschen nicht Teufel geworden. Das ist das einzige gute Zeugniß, welches der Vernünftige der Absolutmonarchie zu geben vermag. Seid Ihr blind, Ihr Vertheidiger der Absolutmonarchie? Auf das Gute wollt Ihr mich hinweisen? Kennt Ihr die Geschichte nicht? Kennt Ihr die Greuel nicht, das Menschenelend nicht, welches handgreiflich Erzeugniß der Absolutmonarchie gewesen? Kennt Ihr die niedergetretenen Völker, die verwüsteten Länder nicht, über welche die Absolutmonarchie Hunger und Elend und Tod gebracht hat? Man könnte milder urtheilen, wenn sie wenigstens das Thier im Menschen reichlich bedacht, wenigstens treu für fette Weiden und warme Ställe gesorgt hätte. Aber auch Das hat sie nicht gethan. Sie hat den Geist geschändet, das Herz ver-

pestet und den Leib zugleich elend gemacht. Seht hin nach Frankreich. Frankreich ist ein überreiches, überherrliches Land. Seine unversiegbaren Hülfsquellen kann nur die blinde Wuth verstopfen. Gottes reichster Segen ruht auf dem schönen Lande. Seine milde Sonne reift auf üppigen Fluren die herrlichsten Früchte in reicher Fülle. Und was war Frankreich geworden unter den Huftritten der Despotie? Seht es unter jenem Ludwig XIV.! Welch' eine Masse des grauenhaften Elends in dem ganzen großen, gesegneten Lande! Zu Millionen seht Ihr die bleichen, elenden hungernden Jammergestalten. Alle Freudigkeit, jeder Lebensgenuß, die Hoffnung selbst verschwunden aus Hütten und Häusern, und nur in den Palästen das alte Leben des Luxus und der wüsten Verschwendung. Und das Elend wuchs, das Elend ward größer und größer unter jenem wüsten Hurenknechte, Ludwig XV., unter jenem gutmüthigen, aber schwachen und verrätherischen Ludwig XVI., bis endlich der Hunger und das unerträgliche Elend die Massen in den Strudel der Revolution stürzte. Seht Spanien an und Portugal, Italien, Sicilien, Griechenland. Diese Länder sind Gottesgärten, sind Paradiese, durchweht von dem mildesten Hauche der schöpferischen Liebe. Laßt rohe Horden hausen in diesen Ländern, aber laßt sie frei sein von dem Fluche der Absolutmonarchie, und sie werden blühen in üppiger Pracht wie Gärten aus der Feenwelt. Was sind sie jetzt geworden! Was hat die Absolutmonarchie aus diesen Gottesgärten gemacht! In diesen gesegneten Gottesgärten hungert und kümmert in Armuth und Elend ein faules, träges, entartetes Geschlecht! Seht sie an, — könnt Ihr es dennoch wagen, als Vertheidiger der Absolutmonarchie

aufzutreten? Auf Deutschland verweis't Ihr uns? Auf jenes Deutschland, dessen Handel fünf bis sechs dänische Fregatten zerstörten, dessen Lebensadern das kleine Dänemark unterbinden konnte trotz der zahllosen Millionen, welche fürstlicher Hochmuth auf kriegerisches Schaugepränge verwendet hatte? Gutes Deutschland, Du kannst wahrlich der Absolutmonarchie eine treffliche Lobrede halten! Zeige hin auf die Millionen Deiner in Armuth und Elend verkümmernden, mit dem Hungertode kämpfenden Bewohner! Tritt hervor mit der Unmasse Deiner nothleidenden Arbeiter, Deiner verkümmernden Handwerker, mit den Millionen besitzloser Proletarier, die kaum wissen, was Freude heißt, kaum eine Ahnung davon haben, daß Gottes schöne Erde allen, allen ihren Bewohnern reiche Quellen der Freude und des Genusses öffnet! Nimm die Grabhügel im Riesengebirge zur Hand, welche die Leiber der Verhungerten decken, die Waisen, denen der Hungertyphus die jammernden Eltern raubte, die vertrockneten, bleichen Jammergestalten im Erzgebirge und unter den Webern Westphalens, die zahlenden und lastenden Grundsitzer Schwabens und Oesterreichs, und wahrlich, Du hast alle mögliche Ursache, die Absolutmonarchie in den Abgrund der Hölle zu verwünschen! Thoren, die Ihr seid! Weil eine Anzahl von Gutsbesitzern, Kaufleuten, Fabrikherren, Präsidenten und Geheimenräthen herrlich und in Freuden lebt und in allen möglichen Genüssen des Leibes und des Geistes schwelgt; weil eine andere Anzahl von Handwerkern, Bauern, Pfaffen und Hofräthen in aller Ehrbarkeit und Stille ein behagliches und gemüthliches Leben führt; weil es Euch selbst und Tausenden mit Euch erträglich wohl geht und nichts Wesentliches mangelt zum vergnüg-

lichen Leben: so übersieht Ihr die Millionen, welche die Absolutmonarchie um jedes Glück des Lebens, ja, um jedes Merkmal menschlicher Würde betrogen hat, so vergeßt Ihr, daß die Millionen der arbeitenden und hungernden menschlichen Lastthiere doch auch Menschen, auch Gotteskinder sind! Wollt Ihr sehen, welches Glück dem Menschen aufgeht, wo die Absolutmonarchie nicht wüthet? Seht freie Länder an! Was war einst das alte, freie Griechenland! Welcher Reichthum, welcher Wohlstand einst in den freien Republiken Italiens, in den freien Städten des mittelalterlichen Deutschland! Zu welcher Handelsgröße hat das kleine, von Spaniens Uebermacht befreite Holland sich emporgeschwungen! Was ist Nordamerika geworden in nur zwei Menschenaltern! Doch wir brauchen nicht in die Vergangenheit zurück, nicht nach dem großen Amerika hinüberzublicken, um im Gegensatz zur Absolutmonarchie den Segen verhältnißmäßiger Freiheit zu erkennen. Bremen ist eine kleine Republik. Sie hat auch ihrer Märztage bedurft, um eine Last von Mißbräuchen über Bord zu werfen. Allein — welcher Unterschied zwischen dem Bremischen Freistaate vor der Märzrevolution und — einer Absolutmonarchie! Der Bürgerschaft hat stets ein wichtiger Antheil an der Gesetzgebung zugestanden. Keine verschwenderische Hofhaltung, kein Heer schmarotzender Beamten, keine Ueberzahl nutzloser Soldaten hat am Marke des Staats gezehrt. Zwischen den Bürgern und der wohlwollenden Obrigkeit hat ein schönes Verhältniß gegenseitigen Vertrauens, gegenseitiger Hochachtung stattgefunden. Im Vergleich mit seinen geknechteten Nachbaren war der Bremer frei! Und wie ist Bremen emporgeblüht! Wie hat es alle Vortheile seiner gün-

stigen Lage zu benutzen verstanden! Welche stattliche, großartige Handelsflotte in Bremerhaven! Welcher Wohlstand, welche Behaglichkeit in der großen Stadt! Was Armuth, was Noth und Elend sei, weiß der Bremer nicht. Was er Armuth nennt, das ist in Preußen, Oesterreich u. s. w. ein ganz erträglicher Zustand. Gehe zum Aermsten und Du findest ein sauberes Stübchen, ein reinliches Bett, leidlich gekleidete Kinder — und eine erträgliche Mahlzeit. Freilich fordert auch Niemand in Bremen von dem Armen, daß er den verhältnißmäßig größten Theil der Steuern trage, wie das in Preußen und Oesterreich ohne Frage der Fall ist. Und wie deutlich zeigt die Art, in der der Schoß erhoben wird, für einen hohen Grad sittlicher Würde. Der Schoß ist eine Vermögenssteuer. Jeder Steuerpflichtige gibt selbst sein Vermögen an und Niemand controllirt, Niemand beinspicirt ihn. Jeder Steuerpflichtige berechnet selbst seine Steuersumme und schüttet sie am Zahltage in einen verschlossenen Kasten. Vom Aufzählen der Summen vor inspicirenden Creaturen, vom Nachzählen und Prüfen durch feinriechende Spürhunde ist keine Rede. Das Vertrauen ist der Rendant und das bürgerliche Ehrgefühl der Controlleur. Solche Beamte stellt an, und Ihr habt gleich schöne Ehrenzeichen für die Obrigkeit wie für den Bürger. So segnet die Freiheit selbst in ihren dürftigen Anfängen. So hebt sie mit der sittlichen Würde den äußern Wohlstand, mit dem äußern Wohlstand die sittliche Würde. Dergleichen sei nur in kleinen Staaten möglich? Wo steht das geschrieben? Müssen große Staaten die sittliche Würde untergraben, das Vertrauen tödten und das Ehrgefühl abstumpfen? Wohlan, so zertrümmert die großen Staaten

und bildet kleine. Aber Dem ist nicht so. Erwecket in großen Staaten den Patriotismus, nicht den königlich preußischen, nicht den kaiserlich österreichischen, der sich auf obrigkeitliches Commando in pflichtschuldigster Ehrerbietung einstellt, nein den Patriotismus, der aus dem liebenden Herzen hervorströmt und mit Freuden das Opfer bringt, welches die freie Obrigkeit vom freien Bürger fordert, zu Zwecken fordert, die Allen am Herzen liegen. Gebt eine freie Gemeindeverfassung, eine freie Kreis- und Bezirksverfassung, wie die Linke in Berlin sie will, befreit die Gemeinden, Kreise und Bezirke von dem Unsegen der schulmeisternden „höhern Behörden", werft alle absolut monarchischen Elemente aus den Staaten hinaus, und wahrlich, umfaßten Eure Staaten ganze Welttheile, in den größten, wie in den kleinsten Staaten würde das Vertrauen der Rendant und das Ehrgefühl der Controlleur sein können. In Absolutmonarchien, wo die scheußliche Kluft des Mißtrauens die Obrigkeit von ihren unterthänigen Knechten trennt, ist das unmöglich. Die Absolutmonarchie zerstört gleichmäßig den Wohlstand wie den sittlichen Charakter. Die Absolutmonarchie ist der fürchterlichste Fluch, der auf einem Lande lasten kann. Die absolute Monarchie ist der absolute Widersinn.

III.

Revolution.

Revolution! — welche Welt von Gedanken in diesem Wort! Revolution! — wie schlägt das Herz so hoch bei dem Klange dieses Wortes. Wie athmen wir frei auf, als umrauschte uns Frühlingsluft, als umfinge uns die Heiterkeit eines frischen sonnenhellen Morgens oder die Kühle des Abends nach der heißen Stickluft eines gewitterschwangern Tages! Wir fühlen uns als Männer. Das gesenkte Haupt hebt sich. Das Auge blickt frei und kühn in die Welt hinein. Die Faust sucht das Schwert und — frisch auf zum Kampfe! Dieser Kampf ist heilig. Dieser Kampf führt zum Frieden, zu einem Frieden, der des Menschen würdig ist. Revolution, Du Bote Gottes, Du Gesandter des Himmels! Du hast den Alp verscheucht, der erstickend auf den Völkern Europas lag. Du bist der Morgenstern, der flammende Morgenstern, der den Tag verkündet nach langer, düsterer, schreckenschwerer Nacht. Wie ein Meteor, wie eine Windsbraut bist Du dahingefahren über die Länder, leuchtend, blitzend, erschütternd, zerstörend. Erschüttert hast Du die Throne, zerstört, gebe es Gott, — die heillose Despotenmacht. Erleuchtet hast Du die Völker und mit der Gewalt eines Blitzstrahls hast Du die Herzen durchzuckt. Jetzt sind die Völker wach, jetzt sind sie lebendig geworden. Jetzt kennen sie ihre Macht. Jetzt wissen sie, daß ihr Wille auf Erden heilig, auf Erden das höchste Gesetz

ist. Jetzt ist ein neues, menschliches Leben angebrochen, ein Tag, wie die Welt ihn nicht schöner gesehen hat. Das ist Dein Segen, Dein großes Geschenk, Du Bote Gottes, Du Erlöser der Menschheit, Revolution!

„Das sind pathetische Worte!" Meinst Du? Ja wohl, pathetische Worte. Aber nie ist der Pathos mehr an seiner Stelle gewesen als hier, wo die Revolution vor unserm geistigen Auge steht. Freilich — wollen wir die Revolution als einen Boten Gottes, als Erlöser der Menschheit darstellen, so haben wir uns sorgfältig darüber zu verständigen, was wir uns bei dem Worte Revolution denken wollen.

Was ist Revolution? Revolution ist kein Straßenkrawall, keine Emeute; kein Auflehnen des rohen Pöbels gegen eine Obrigkeit, welche Gesetz und Recht achtet, kein wüstes Morden aufrührerischer, verbrecherischer Banden, die im Umsturz friedlicher Verhältnisse ihre Seckel zu füllen und ihre Gier zu befriedigen denken. Revolution ist nicht eine Auflehnung, die von einer Anzahl mißmuthiger Wühler, von selbstsüchtigen Schwarm- und Rottengeistern durch die Künste der List, der Verleumdung, des Verraths angezettelt, von einer herrschsüchtigen, nach der Regierungsherrlichkeit lüsternen Parthei entzündet wird. Revolution ist auch nicht da, wo siegreiche Heere im soldatischen Uebermuthe ihren Feldherrn zum Imperator ausrufen, nicht da, wo eine Elisabeth von Rußland den Iwan, eine Katharina den Peter vom Throne wirft, um sich darauf zu setzen und — im Uebrigen Alles beim Alten zu lassen. Revolution ist die Erhebung eines Volkes für Ordnung, Freiheit und Recht. Sie richtet sich gegen eine Obrigkeit, welche

ihre Aufgabe verkannt, nicht zum Segen, sondern zum Verderben des Volkes, nicht für vernünftige Ordnung, sondern für heillose Unordnung gewirkt hat; gegen eine Obrigkeit, welche sich weigert, Das als Gesetz zu betrachten und zu verkünden, was Ausdruck des Gesammtwillens ist, welche ihren Willen dem Volkswillen feindlich gegenüberzustellen, nach ihrer Laune das Volk zu gängeln wagt, und die Rechte verletzt, welche nach dem Urtheile des Volkes unveräußerlich und heilig sind. Revolution wird nicht gemacht, nicht angezettelt durch Verschwörungen. Ist die Zeit erfüllt, so braust sie hervor aus der Tiefe des Volksbewußtseins. Im Volk wurzelt sie, nicht im Pöbel, nicht in der Sucht der Wühler. Die Erkenntniß des Volksrechts, die Entrüstung über Monarchenwillkür und Rechtsverachtung sind der Anfang der Revolution. Grollt diese Entrüstung nicht allein im Verborgenen, spricht sie sich nicht allein unter vier Augen, hinter Schloß und Riegel, in leisem Geflüster, sondern laut, frei, öffentlich, von allen Seiten und mit ernstem Nachdruck aus, wird die Regierung bestürmt mit dem entschiedenen Verlangen nach Anerkennung der Volksrechte, gesellt sich zur Bitte die Drohung, zur besonnenen Darstellung die Hinweisung auf rücksichtslose Gewalt, so ist die Revolution im vollen Gange. Wird endlich die Regierung gezwungen, gegen ihren Willen, gegen ihre Absicht dem Willen des Volks sich zu fügen, den Willen des Volks als höchstes Gesetz anzuerkennen, so ist die Revolution vollendet. Daß Kanonendonner brüllt, Schwerter blitzen, Blut vergossen wird, gehört keineswegs zum Wesen der Revolution. Ja, billig sollte jede Regierung, die es in ihrer Verblendung, in ihrer Hartnäckigkeit, in dem

zügellosen Verlangen der Herrschsucht und der despotischen Willkür bis zum Blutvergießen kommen läßt, die das Leben der Bürger, das ihr heilig sein muß, den Mordknechten preis gibt, unbedingt und rücksichtslos der strafenden Gerechtigkeit übergeben und jedenfalls für immer beseitigt werden.

Haben die Völker das Recht der Revolution? Sie haben es! Sie haben es immer dann, wenn ein anderer Weg nicht übrig bleibt, Ordnung, Freiheit und Recht zu sichern. Ja, sie haben es immer dann, wenn sie thatsächlich zur Revolution ihre Zuflucht nehmen! Wie, immer dann? Also ist jede Erhebung eines Volkes wider seine Obrigkeit gerechtfertigt und das Unrecht allemal auf Seiten der Obrigkeit? Ganz gewiß! So oft die Erhebung wie ein gewaltiger Strom aus dem Bewußtsein des Volkes, aus dem deutlichen Bewußtsein, dem tiefen Gefühle der Mehrzahl seiner urtheilsfähigen, wollenden und strebenden Glieder hervorbricht, so oft trägt sie ihre Rechtfertigung in sich, und der Sieg, den sie erringen muß, ist der zustimmende Richterspruch. Ohne triftigen Grund, ohne drängende und zwingende Veranlassung stürzt sich ein Volk nie in den Strudel der Revolution. Das Volk kennt die Gefahren, welche der Umsturz bestehender Verhältnisse mit sich bringt. Es weiß, daß das Neue nicht ohne Schmerzen geboren werden kann. Wie das Kind nur unter Schmerz und Angst dem Schooße der Mutter sich entwindet und der Frühling nur im Kampf und Sturm aus der Umarmung des Winters sich erlöst: so gewinnt die Revolution dem verhaßten Alten nur mit Gefahr und Opfern das ersehnte Neue ab. Und wie leicht geräth Das, was den edelsten Bedürfnissen entsprungen, von den erleuchtetsten Freiheitsfreun-

den begonnen war, in die Hände rasender Fanatiker und verschmitzter Bösewichter! Das weiß das Volk. Das sagt ihm die Geschichte und eigenes Nachdenken, ja, das sagt ihm der Instinkt, der im Menschen so mächtig ist wie im Thiere. Thut die Regierung nur nothdürftig ihre Schuldigkeit, begreift sie die schöne Aufgabe, die ihr gestellt ist, ehrt sie das heilige, unverkennbare, nie veraltende Recht des Volkes, beachtet sie seinen Willen und jenes Bewußtsein, welches sich durch das Wort und die Schrift der Urtheilsfähigen leicht und schnell ausspricht: so ist die herzliche Liebe und die ausharrende Treue des Volkes ihr schöner Lohn. Wie leicht schlägt die Liebe zur Obrigkeit Wurzel im Herzen des Volks! Wie leicht schlingt sich das feste und schöne Band der Achtung und des Vertrauens um Volk und Obrigkeit! Und welche Ausdauer haben die Völker bewährt im Dulden, Tragen, Bitten und Flehen. Großartig, kolossal ist ihre Geduld gewesen im Ertragen des bodenlosesten Unsinns, der in den Regierungsmaßregeln seine Stütze fand, im Ertragen der verruchtesten Launen, zu denen allerhöchster Despotenübermuth sich ermüßigt sah. Geben nicht alle Blätter der Geschichte Zeugniß von dieser kolossalen Geduld? Nennt sie uns nicht Hunderte, die ruhig auf ihren Thronen starben, während niedergetretene Völker nur mit Mühe den lodernden Haß und die auflodernde Wuth unterdrückten? Wahrlich, die Völker haben nicht durch Revolution gesündigt, wohl aber dadurch schwer gefrevelt, daß sie sich **nicht** in männlichem Muthe erhoben haben gegen die Unterdrücker heiliger Menschenrechte. Gegen Regierungen, die das Volksrecht ehren und die Heiligkeit ihrer Aufgabe verstehen, mögen Rotten- und Schwarmgeister

machtlose Empörungen anzetteln, mögen Einzelne freveln, selbst verkürzte Provinzen sich auflehnen, — Völker, gebildete Völker zumal, erheben sich nur gegen schändlich handelnde Regierungen. Jener Karl I. von England hatte der schnödesten Willkürherrschaft, des hartnäckigsten Widerstandes gegen die Volkswünsche sich schuldig gemacht, hatte fort und fort das Gesetz verachtet und die Engländer mit bangen Sorgen um ihre theuersten Rechte erfüllt, ehe es der Wuth seiner Feinde gelang, ihn auf das Blutgerüst zu führen. Die Liebenswürdigkeit seines Charakters so wenig, als die Niederträchtigkeit eines Cromwell und die blinde Wuth der Puritaner kann unser Urtheil ändern! Jener Jacob II. hatte mit der Wuth eines Tigers gemordet und das zitternde England mit den Köpfen und Gliedmaßen seiner Opfer besäet, ehe das gemißhandelte Volk den mächtigen Thron an den edlen Oranier, den dritten Wilhelm übertrug. Jene Ludwige hatten mit teuflischer Kunst das reiche Frankreich ausgepreßt und das treue Volk zur Verzweiflung gebracht, ehe die Revolution den gutmüthigen, doch verrätherischen Schwächling Ludwig XVI. verschlang. Jener Karl X. hatte wie ein Stockblinder den Charakter der Franzosen verkannt, jedes Gefühl, jede Fiber seiner stolzen Unterthanen verletzt, durch Zurücksetzung der Helden aus der großen Kaiserzeit, durch Verschwendung vieler Millionen an die verdienstlosen, adelstolzen Emigranten, durch Begünstigung bigotter, fanatischer Pfaffen, durch Verletzung der theuersten Rechte die Erbitterung der gesammten Nation heraufbeschworen, ehe er, ein greiser Flüchtling, zum letztenmal den Wanderstab in die zitternde Hand nehmen und für immer die Küste des schönen Frankreich ver-

lassen mußte. Jener Ludwig Philipp hatte auf dem schönsten und mächtigsten Throne der Welt die Rolle eines Wucherers gespielt, hatte mit schlauester Hinterlist das freiheitstolze Volk um eine Frucht seines Julikampfes nach der andern betrogen, hatte sich den Haß und, was schlimmer war, die Verachtung des edelsten Theils der großen Nation zugezogen, ehe sein Thron in den ersten Wehen der beginnenden Revolution zusammenbrach. Und wie die Völker des gesegneten Italien, wie die edlen deutschen Völker gedrückt und geknechtet worden sind, ehe der heilige Kampf für das Menschenrecht ihnen das Schwert der Revolution in die zagende Hand gab, das weiß Gott! Und jeder Vernünftige, dem nicht die unwürdigste Selbstsucht und die blindeste Verehrung seiner persönlichen Vortheile das sehende Auge geblendet hat, weiß es auch.

Nein, leicht zerreißt das Band der Liebe nicht, welches den friedlichen Bürger an seine Obrigkeit fesselt. Ohne Noth schwört der friedliche Bürger die Schrecken des Aufruhrs nicht herauf. Jeder liebt sein Leben, seine Habe und den heitern Genuß. Wo der Sturm der Revolution hervorbraust aus dem empörten Gefühle, wo der Bürger der tiefgewurzelten Ehrerbietung vergißt und die Faust mit dem Schwerte waffnet, da hat die Regierung schwer, schwer gefrevelt. Willst Du Dich auf die Fürsten berufen, die es wohlgemeint haben mit ihren Völkern und doch dem Loose der Revolution verfallen sind? Auf die Fürsten, die im Vertrauen auf ihre angestammten Herrscherrechte dem Willen des Volks sich widersetzt haben? Auf Karl I., Jacob II., Karl X., Friedrich Wilhelm IV.? — Angestammte Herrscherrechte? Was sind das für

Rechte? Ich kenne keine andern Rechte der Fürsten, als die, welche das Volk ihnen zugesteht. Wahrlich, es ist ein Stück des angestammten Götzendienstes, wenn man von angestammten und angeerbten Herrscherrechten spricht. Sind Völker eine Waare, die vom Vater auf den Sohn vererbt wird? Sind Völker Sclavenbanden, die der Herr vererbt, verschenkt, verkauft? Ja, Euer Wahn hat sie zu einer Waare, zu Sclavenbanden, zu Lastthieren herabgewürdigt. Euer Wahn hat den Unsinn von den „angestammten Herrscherrechten" erfunden. In der That und in der vernünftigen Wahrheit, nach der heiligen Ordnung des allliebenden Gottes, der den Menschen zur Freiheit berufen hat, sind Völker Vereine freier Menschen, die von der absoluten Freiheit nur so viel aufopfern, als zum Heile Aller, zur Erreichung des Allen vorschwebenden Zweckes erforderlich ist. Daß die Freiheit Aller gewahrt werde, das Recht walte, die gesetzliche Ordnung segne, der Friede daure, die Bildung wachse, die Kunst blühe, die Wissenschaft den Geist adele, deßhalb wählen oder dulden die Völker Obrigkeiten. Die Obrigkeit kann nicht sagen: dies Recht und jenes Recht will ich haben. Nein, die Völker bestimmen: zu unserm Wohl legen wir vertrauend dies und jenes Recht in Deine Hand. Die Völker sind Alles, die Obrigkeiten nichts, wenn sie sich dem Volke gegenüberstellen. Die Völker sind freie, mündige Personen, die nicht des gestrengen Zuchtmeisters, sondern des Leiters der öffentlichen Angelegenheiten bedürfen. Dieser Leiter der öffentlichen Angelegenheiten, heiße er Präsident, Herzog, König oder Kaiser, ist ihr Beamter, der in ihrem Dienste steht. Sie ehren ihn, weil sie zu ihrem Heile seiner bedürfen und weil sie voraussetzen, daß er

die Größe seiner Aufgabe begreifen werde. Sie legen wichtige Rechte in seine Hand, schöne und große Rechte. Von angestammten und angeerbten Herrscherrechten kann jedoch keine Rede sein. Die Rechte der Fürsten gründen sich auf den Willen des Volks und das Volk entzieht die Rechte, wann es will und wem es will. Oder könnt Ihr Heerscharen vom Monde herabholen, um die Völker der Erde fremdem Willen dienstbar zu machen? Kann eine Macht der Welt die Völker zwingen, wenn sie **wollen**? Eure Floskel: „Wir Hans Peter, von Gottes Gnaden ꝛc." ist eine Albernheit. Von Gottes Gnaden! Nun ja, von Gottes Gnaden steckt der König in seiner Haut, so gut wie der Bettler in der seinigen. Von Gottes Gnaden sitzt der König auf seinem Throne, so gut wie der Lumpensammler auf seinem Lumpenkasten. Aber wie der liebe Gott uns Menschen überhaupt seine Gnade sehr oft durch andere Menschen offenbart, so offenbart er den Fürsten seine Gnade durch die Völker, die ihn auf den Thron berufen oder auf dem Throne dulden. Die Gnade Gottes ist für den König in Beziehung auf seine Herrscherrechte völlig identisch mit der Gnade oder dem Willen der Völker. Wenn die Völker wollen, so ist Hans Peter von Gottes Gnaden König, und wenn sie anders wollen, so wird Hans Peter von Gottes Gnaden zum Land hinausgejagt. Aber das historische Recht!! Wo bleibt das historische Recht, welches doch die Sache umgekehrt, die Fürsten zu Götzen und die Völker zu ehrerbietigen, gehorsamen, kriechenden und schleichenden Götzendienern gemacht hat? Wo es bleibt? Da, wohin es gehört! In der Rumpelkammer, in der man nutzlose Reliquien, Trümmer einer fluchbeladenen Vergangenheit aufbe-

wahrt, um sie bei passenden Gelegenheiten als Warnungstafeln oder als Vogelscheuchen zu benutzen. Ihr närrischen Menschen! Weil menschlicher Unsinn, menschliche Rohheit das Verhältniß umgekehrt, weil Zeitverhältnisse, Gewalt, List, Dummheit, Trägheit ein Uebermaß von Rechten in die Hände einzelner schwacher Menschen gelegt haben, weil Menschen es sich Jahrhunderte lang haben gefallen lassen, Speichellecker der Fürsten zu sein: so soll es nach dem „historischen Recht" so verkehrt, so verderblich, so unsinnig bleiben für und für! Weil die Menschen Narren gewesen sind, so müssen sie Narren bleiben in alle Ewigkeit! Wehe Euch, Ihr Völker, wenn Ihr auf die Menschen vom „historischen Recht", von der „allmäligen Entwickelung an der Hand der Geschichte" hört! Dann seid Ihr gewiß verloren. Glücklicher Weise haben die Völker die Macht in Händen. Das kann kein vernünftiger Mensch bestreiten. Die höchste Machtvollkommenheit ist bei den souveränen Völkern. Keine Macht der Welt konnte den Ludwig Philipp halten, als das souveräne Volk der Franzosen decretirte: „Das Haus Orleans hat aufgehört zu regieren." Und wenn das souveräne Preußenvolk am Morgen jenes 19. März einmüthig decretirt hätte: „Das Haus Hohenzollern u. s. w.", wer hätte ihm hinderlich sein wollen? Die Revolution wird wieder dahin stürmen über die deutschen Lande. Wenn sie dann den gekränkten Völkern das bescheidene Wort an die Fürsten in den Mund legt: „Fort mit Euch, die Ihr nichts lernen und nichts begreifen wollt, fort mit Euch!" — meint Ihr, daß die deutschen Fürsten festgenagelt sind auf ihren Thronen? Meint ihr, daß russische Bajonette sie beschützen werden? Gewiß nicht.

selbst dann nicht, wenn alle bis dahin fortgejagte Fürsten und Minister das russische Heer verstärkten! Die höchste Machtvollkommenheit ist bei den Völkern. Wenn die Völker wollen, dann bleiben die Fürsten auf den Thronen. Wenn die Völker anders wollen, dann zerbrechen Krone und Scepter und der Purpurmantel zerreißt in Fetzen. Wie die Völker wollen, so müssen die Fürsten regieren. Der Völker Wille ist das höchste Gesetz, und nichts kann Gesetz bleiben, was nicht Ausdruck des Gesammtwillens ist. Haben die Völker Jahrhunderte den Unsinn der Absolutmonarchien geduldet, nun, so haben sie ihn geduldet. Sie sind zu faul gewesen, um gründlich nachzudenken. Sie haben sich blenden lassen durch den Wahn der angestammten Herrscherrechte, durch das pathetische „Von Gottes Gnaden", durch die heillose Macht der Gewohnheit. Sie haben ihre Macht und ihr unveräußerliches Recht nicht gekannt, nicht gewußt, daß Eintracht unüberwindlich macht. Sie sind zu feig gewesen, um sich muthig in die Gefahr zu stürzen, das Alte zu zertrümmern, die Trümmer selbst zu beseitigen und auf dem ebenen Boden des Volkswillens das stattliche Gebäude der Freiheit aufzuführen. Jetzt ist es anders geworden. Jetzt kennen die Völker ihre Macht und ihr Recht. Jetzt wissen sie, daß es allein vernünftig ist, wenn sich Einer dem Willen der Millionen fügt, nicht umgekehrt. Sie wissen das! Fortan ruhen sie wohl, — in den Todesschlaf sinken sie nicht wieder! Wo noch Monarchenwillkür besteht, da ist das Recht und die Pflicht der Revolution gegeben. Ja, die Pflicht! Ein Volk darf sich nicht niedertreten, darf sich sein Recht nicht nehmen, darf sich nicht knechten und knuten lassen: Das ist wider menschliches und göttliches

Recht. Es soll seine Freiheit wollen, weil nur in der Freiheit seine Würde sich offenbaren, der Mensch zum Menschen werden kann. Wo immer ein Fürst, eine Obrigkeit den Willen des Volkes verhöhnt, wo immer ein Fürst in trotzigem Uebermuth den Repräsentanten des Volkswillens zuruft: „beschließt was Ihr wollt, ich werde thun, was ich will", da ist das Recht und die Pflicht der Revolution gegeben. Es kommt lediglich darauf an, ob das Volk will. Ist das Volk kraftlos, feig, dumm, niederträchtig, befindet es sich wohl unter den Huftritten der Despotie, will es die Despotie, nun, so geschehe sein Wille! Einzelne Erleuchtete, einzelne Freiheitsfreunde haben nicht das Recht, gegen den Willen des Volkes das Feuer der Revolution anzuschüren. Sie mögen belehren, aufwecken, aufregen so viel und so gut sie können, sie mögen die Schmach der Despotie und den Segen der herrlichen Freiheit verkünden, mögen das Mögliche versuchen, um das Volk aus seinem Todesschlafe zu erwecken, — greifen sie zum Schwert, ehe sie ein erwachtes, wollendes, freiheitbegehrendes Volk hinter sich haben, so thun sie es auf ihre Gefahr und können sich nicht wundern, wenn sie den Kopf an den ehernen Stufen sanctionirter Despotenthrone zerschellen. Wenn das Volk will, das Volk das Bedürfniß fühlt, das Volk thätsächlich das Schwert der Revolution in die Faust nimmt, dann ist die Revolution im vollen, heiligen Recht.

Darf jemals das Volk gegen seine gesetzlich gewählten und berufenen Vertreter revoltiren?

Der Wille eines größern Volkes kann sich niemals anders als durch seine Vertreter aussprechen, die in freier Wahl aus seiner Mitte hervorgegangen

sind. Diese Vertreter stellen das Volk selbst dar. Durch ihren Mund spricht, beschließt, verordnet das Volk selbst, und der Ausspruch der Vertreter muß als höchste und letzte Entscheidung des Volkswillens, als höchstes Gesetz betrachtet werden. Ein Kampf des Volkes gegen die Vertreter würde ein Kampf des Volkes gegen sich selbst sein, würde zur grenzenlosesten Anarchie und endlich zur schmachvollsten Knechtschaft führen. Allein es fragt sich, ob die Wahl unter solchen Bedingungen vollzogen ist, daß die Gewählten unter allen Umständen als Vertreter ihrer Auftraggeber zu betrachten sind. Wir werden die nothwendigen Bedingungen einer freien Wahl weiter unten vom Standpunkte der Demokratie aus entwickeln. Jedenfalls will die Majorität der Stimmberechtigten zum Vertreter Den, durch den ihr Wille sich aussprechen, ihre Grundsätze sich Geltung verschaffen sollen. Er ist ihr Vertreter. Er ist es aber nur so lange, als er in ihrem Geiste handelt und nach ihren Grundsätzen stimmt. Die Vollmachtgeber haben die Pflicht, ihn zu controlliren. Sie müssen das Recht haben, ihm ihren Auftrag zu entziehen, ihn zurück zu rufen, wenn durch seinen Mund nicht ihr Wille ausgesprochen wird. Haben sie dieses Recht, so ist ein Conflict zwischen dem Volke und seinen Vertretern eine Unmöglichkeit. Aber wie, wenn sie es nicht haben? Zur Zeit der Wahl hat der Gewählte um Volksgunst gebuhlt, hat er heuchlerisch die Worte und Grundsätze des Volkes in den Mund genommen. Kaum ist der Würfel zu seinen Gunsten gefallen, so ist er ein Anderer und — wird zum treulosen Verräther am Volke. Und die Auftraggeber sollen das Recht nicht haben, treulosen Verräther zurück zu rufen? Nun, dann

ist er nicht ihr Vertreter, sondern allein der Vertreter seiner Ansichten und Meinungen, seines Gunst und Aemter, vielleicht Ministerportefeuilles suchenden Egoismus. Dann ist er der allein Berechtigte und die 40 bis 70 Tausend, die ihn gesandt haben, sind seine Narren, sind aller Rechte beraubt und wiederum einem ganz heillosen Despotismus verfallen. Besteht da oder dort eine Volksvertretung, in der die entscheidende Majorität durch solche, das Volk betrügende, den Willen ihrer Vollmachtgeber nicht achtende Menschen gebildet wird? Wie, viele Millionen sollen sich dem Willen von 2—300 Menschen beugen, die sich durch Engherzigkeit, Willkür oder Verrath vom Volke getrennt, dem Willen des Volkes ihre Laune feindlich gegenüber gestellt haben? Nimmermehr! Gehen die Herren nicht freiwillig, wenn ihnen das Mißtrauen des Volkes auf deutliche und unverkennbare Weise zu verstehen gegeben wird, so müssen sie fortgejagt und zum Lohne mit Ruthen gegeißelt werden. Das Volk muß das Recht haben, seine treulosen, wetterwendischen Vertreter zurück zu rufen. Ist das nicht der Fall, so ist unter der Voraussetzung des Abfalls der gesetzgebenden Majorität von der Volkssache die Vertreibung durch Gewalt, also die Revolution Recht und Pflicht. Wir denken an Frankfurt. Man sagte — und erst seit Kurzem hat sich das Urtheil Vieler geändert —, ja nach Wiens Fall, nach Robert Blum's niederträchtiger Ermordung, nach dem unwürdigen Auftreten des elenden Bassermann in dem Kampfe der berliner Volksvertreter gegen eine rechtlose Camarilla sagte man es in allen Gauen des deutschen Vaterlandes, daß die frankfurter Majorität die Freiheit schändlich verrathen und im Volk-

gefühl ihrer Selbstherrlichkeit das heilige Recht der Völker an hochverrätherische Fürsten, Minister und Aristokraten verkauft habe. Wäre der harte Vorwurf gerecht gewesen, — man dürfte sich nicht wundern. Die Männer sind in Sturmeseile gewählt. Sie sind von einem Volke gewählt, in dem nicht Wenige eben erst durch den Donner der Revolution aus dem Schlafe geweckt waren und Viele sich noch die Augen rieben. Das Recht der Auftragentziehung hatte man sich nicht vorbehalten. Die Vertreter waren vom Volke abgeschnitten. Sie standen nicht mehr auf den Schultern des Volkes, auf selbsteigenen Flügeln flogen sie über die Köpfe ihrer Auftraggeber dahin. Unter solchen Umständen konnte sich allerdings eine volksfeindliche Majorität bilden. Jedenfalls sagte man es. Allein ein „Man sagt es", entscheidet nichts. Wer sagt es? Sagt es die Majorität der einzelnen Wahlbezirke? Sagt es die Majorität des vertretenen Volkes? Tritt die Majestät des Volkes den pflichtvergessenen Vertretern ihrer Selbstsucht imponirend entgegen? Geschieht das auf eine Weise, die jeden Zweifel ausschließt? Wird die Majorität der National-Versammlung mit Mißtrauensvoten überschüttet? Wird ihr der Vorwurf des Volksverraths von allen Seiten an den Kopf geschleudert? Sagt ihr die öffentliche Stimme laut und vernehmlich: Ihr Männer des Vertrauens habt des Volkes Vertrauen und Achtung verloren? Geschieht das und die Herren von der Majorität haben in einem so hohen Grade alles Ehrgefühl verloren, daß sie doch an ihren Plätzen bleiben, nun, so muß eben die Gewalt ihrer Ehrlosigkeit zu Hülfe kommen. Ein Volk ist nicht verpflichtet, nicht berechtigt, durch 2—300 verblendete

Menschen jene heiligsten Angelegenheiten in heillose Verwirrung bringen, die schöne Begeisterung einer großen und gewaltigen Zeit unbenutzt vorüber gehen zu lassen. Eine allgemeine Mißstimmung gegen die Männer der frankfurter Rechten hat sich jedoch bis jetzt keineswegs genügend ausgesprochen, und daß sie nicht jedem mißbilligendem Urtheile entscheidendes Gewicht beilegen, daran thun sie sehr wohl. Jedenfalls war das Attentat in Frankfurt nach der Abstimmung des 16ten September*) ein Verbrechen. Zwar die Entrüstung, der Zorn der Barrikadenkämpfer war völlig gerechtfertigt. Wir haben ihn getheilt und erklären uns leicht den Ausbruch des empörten Gefühls bei Menschen, die nicht von Grundsätzen, sondern von der Empfindung des Augenblickes geleitet werden. Allein das Attentat war ein Verbrechen und eine Dummheit. Ein Verbrechen, weil die deutsche Nation den Willen, ihren Vertretern den erhaltenen Auftrag zu entziehen, nicht ausgesprochen hatte; eine Dummheit, weil die Unmöglichkeit des Sieges der Barrikaden auf der Hand lag.

Ist Revolution ein Unglück?

Welche Frage! Beantwortet sie sich nicht von selbst? Ist es kein Unglück, wenn das Band der Eintracht zerreißt und die Hand des Bruders gegen den Bruder sich waffnet? kein Unglück, wenn der Verkehr stockt, der Handel ruht, Hunderte, vielleicht Tausende verarmen? Ist es kein Unglück, wenn der Aufruhr

*) Betr. den von Preußen im Namen Preußens und des Deutschen Bundes mit völliger Uebergehung der Centralgewalt geschlossenen, und deßhalb schmachvollen Waffenstillstand mit Dänemark.

durch die Straßen und durch die Länder wogt, und das gemüthliche Stillleben des Schaffens, Sammelns und Genießens wie durch die Macht eines Gewittersturmes zerstört ist? Blickt hin nach Berlin, dessen Nahrungsquellen versiegt sind. Schaut hin nach Wien, jene königliche, schändlich verlassene Stadt. Fragt die banquerotten Kaufleute, die zurückgekommenen Schuster, die pensionirten Kanzleiräthe, die jammernden Mütter, u. s. w., u. s. w., und Ihr werdet den gemeinschaftlichen, kräftigen und lauten Stoßseufzer vernehmen: Gott bewahre uns vor dem Uebel der Revolution!

Die unmittelbaren Folgen einer Revolution sind oft erschütternd, oft beklagenswerth. Wer trauerte nicht über dieselben! Gleichwohl steht das Wort unerschütterlich fest: jede Revolution, jede Erhebung eines gemißhandelten Volks für seine Freiheit ist ein Gottessegen.

Fragt die Geschichte. England hat furchtbar gelitten unter der Geißel seiner Revolution (1640—1689). Aber aus den Greueln der Revolution erhob es sich mit jugendlicher Kraft zu vergleichungsweiser Freiheit und zur Macht des gebietenden Herrn der Meere. Der Protector Cromwell legte den Grund zu seiner Handelsgröße (Navigationsacte von 1651), und jene kostbare Schutzwehr gegen Fürsten- und Beamtenwillkür die Habeas-Corpus-Acte (1679), jener glänzende Triumph der Freiheit über den aberwitzigen Hochmuth der frechen Gewalt, die bill of rights *) (1689), sind ein Segen der Revolution, der durch Ströme von Blut und ein Menschenalter voll Kampf nicht zu theuer erkauft ist. Mit Stolz blickte der berechtigte Engländer

*) Erklärung der Rechte des englischen Volkes.

auf die Bewohner des seufzenden Festlandes. Die Schrecken, welche die Revolution über Frankreich gebracht hat, sind uns Allen bekannt. Aber hat es nicht erreicht, was das Ziel des vernünftigen Strebens sein muß? Ist nicht die Republik verkündet und, so Gott will, gesichert? Und hätte es nichts gerettet aus den Stürmen der Revolution, als das Geschenk jener 4ten Augustnacht des Jahres 1791, die in wenigen Stunden schöner Begeisterung das seufzende Frankreich von Allem befreite, was seit Jahrhunderten seine Noth und seine Schmach gewesen, von dem Fluch der Feudallasten und der Privilegien begünstigter Kasten, wahrlich, der Gewinn wäre mehr werth gewesen, als alles vergossene Blut, als alle Thränen jammernder Mütter und verarmter Krämer zusammengenommen. Und wir in Deutschland! Müssen wir nicht mit tiefer Schaam auf die Vergangenheit zurückblicken? Welch' ein schönes, reiches Land ist uns Deutschen von der Liebe des allmächtigen Gottes anvertraut! Von dort, wo der Alpen schneeige Gipfel den Himmel küssen, bis zu den Fluthen der Nord- und Ostsee, von dort, wo der Rhein seine Wogen wälzt, bis zur Grenze der Slavenländer, welch' ein reiches, schönes, großes Land! Und dieses ganze Land mit allen seinen Reichthümern nichts, — als eine Domäne für 34 Fürstenfamilien! Zertheilt, zerbröckelt, seines Ansehens nach Außen beraubt, ausgestrichen aus der Zahl der europäischen Mächte, ohne Flotte, ohne Einfluß auf die Weltgeschicke, ohne Schutz seines Handels, von den frankfurter Fürstenknechten an der Nase herumgeführt, seufzend unter dem Fluch der Absolutmonarchie, aller Aussicht, aller Hoffnung einer großen Zukunft beraubt, großer Gott, wie scheußlich war es niedergetreten, wie entweiht sein heiliger

Boden! Und wir sollten uns nicht schämen? Wir Wir krochen vor den Fürsten, wir erhoben sie in den Himmel. Unser Schmeicheln und Heucheln trug die Schuld ihres Uebermuths. Wir waren glücklich, wenn wir uns sonnen konnten in den Strahlen der königlichen Gnade, wenn Orden unsere hohle Brust schmückten und der Geheimerathstitel endlich unsere beharrliche Entwürdigung krönte. Und wir sollten uns nicht schämen? Aus tiefer Schmach hat uns die Revolution gerettet. Aus tiefer Schmach wird sie allein uns retten. Die Revolution war und ist unsere einzige, unsere letzte Hoffnung! Oder habt Ihr wirklich an den allmäligen Fortschritt geglaubt? Habt Ihr wirklich geglaubt, daß ein deutscher Fürst aus freiem Entschlusse seinem Volke die Freiheit geben würde? Nein, das habt Ihr als vernünftige, als urtheilende Menschen nicht mehr geglaubt. Ihr konntet und durftet es nicht glauben. Ihr Oesterreicher wußtet, daß nur die Revolution Euch von Metternich befreien konnte. Ihr wißt, daß sie allein Euch von Windischgrätz erlösen wird. Und Ihr Preußen? Solltet Ihr nicht die Komödie durchschaut haben, die unwürdige und lächerliche Komödie, die Eure Regierung mit Euch gespielt hat? Zwar Euer König hat noch vor Kurzem in einer Cabinetsordre die Versicherung gegeben, daß er stets für die Freiheit seines Volks gestrebt und gewirkt habe. Allein das ist eine Redensart, über die man lächeln könnte, wenn nicht die Kühnheit, mit welcher sie die laut zeugenden Thatsachen rücksichtslos ins Angesicht schlägt, doch den Unwillen aufstachelte. Friedrich Wilhelm IV. hat für Nichts gestrebt, als für seine königliche Ge[illegible]walt. Diese war der Abgott seines Her[illegible] Diamant seiner Herrscherkrone. Was

er seinem Volke aus freien Stücken gewährt hat, ist nichts weiter, als der bündige Beweis, daß er ihm kein Titelchen vom Gesetze wahrer bürgerlicher Freiheit hat geben wollen. Die berüchtigte Gesetzgebung vom 3. Februar 1847 gibt das volle Recht zu dieser Behauptung. Sie wird eingeleitet durch die Versicherung, daß es der König für eine der höchsten Aufgaben seines königlichen Berufes halte, „die Rechte, die Würde und die Macht der ererbten Krone unversehrt dem Nachfolger zu bewahren." Diese Versicherung findet ihre Erläuterung durch die Eröffnungsrede des ersten Vereinigten Landtags, in der die Majestät den staunenden Landständen zu verstehen gibt, „daß es keiner Macht der Erde je gelingen solle, ihn zu bewegen, das natürliche Verhältniß zwischen dem (absoluten) Fürsten und dem (unterthänigen) Volke in ein constitutionelles zu verwandeln, und daß er es nun und nimmermehr zugeben werde, daß sich „zwischen unsern Herrn Gott im Himmel und dieses Land" ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung, eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren"; daß die Krone Preußens nur „nach dem Gesetze Gottes und des Landes und nach eigener freier Bestimmung herrschen solle, aber nicht nach dem Willen von Majoritäten regieren könne und dürfe, wenn Preußen nicht bald ein leerer Klang in Europa werden solle!" Das war deutlich genug gesprochen, und die Verfassung war ganz darauf eingerichtet, daß der absolute Wille des unbeschränkten Herrschers höchstes Gesetz blieb, während die Herren Stände in der alten Stelle rechtloser Figuranten verharrten. Den Beirath zu Gesetzen, Gutachten für ständische Verfassungsänderungen hatte

der Vereinigte Landtag oder der ständische Ausschuß zu geben, aber die Krone konnte nach eigener freier Bestimmung Beirath und Gutachten unbeachtet lassen. Verwarf der ganze Vereinigte Landtag einstimmig ein vorgeschlagenes Gesetz, die Krone hatte die Macht, es dennoch zu veröffentlichen. Bitten und Beschwerden konnte der Landtag in tiefster Unterthänigkeit an die Majestät gelangen lassen, aber nicht, wenn die einfache Mehrheit der Abgeordneten, sondern wenn zwei Drittel der Herrencurie wie der Curie der Ritter, Bürger und Bauern sie zur ihrigen gemacht hatten. Ob die Majestät die Bitte berücksichtigen wolle oder nicht, hing von ihrem eigenen freien Ermessen ab; ob die Beschwerde gegründet sei oder nicht, unterlag allein ihrer freien Entscheidung. Nirgend ein entscheidendes Recht der Volksvertreter, nirgend eine Verpflichtung des Herrn, den Willen der Vertreter zu respectiren. Auch nicht das Recht der Steuerbewilligung war den Ständen verliehen. Allerdings sollte bei neuen Staatsanleihen, bei der Einführung neuer und der Erhöhung alter Steuern die Zustimmung der Stände erforderlich sein. Aber welche Einschränkungen! Tritt ein Krieg ein oder läßt sich ein Krieg erwarten (— wann wäre das nicht der Fall! —), wird die Einberufung des Landtags in Berücksichtigung der obwaltenden politischen Verhältnisse (??) nicht zulässig befunden (??), so soll die ständische Mitwirkung durch Zuziehung einer Deputation von acht, resp. fünf Mitgliedern ersetzt werden! Einem so aufgenommenen Darlehn steht dieselbe Sicherheit zu, als hätten die Stände es bestätigt! Wenn der König das Hinderniß der Berufung des Landtags beseitigt erachtet (!), also wenn er Lust hat, sollen die

Stände mit dem Zweck und der Verwendung des Darlehns bekannt gemacht werden und das bescheidene Recht des allerunterthänigsten Nachsehens haben. Die Forterhebung der bestehenden hohen Steuern, die Verwendung sämmtlicher Staatseinnahmen zur Wohlfahrt des Landes — d. h. nach Lust und Belieben — verbleibt ein ausschließendes Vorrecht der Krone! Die Krone verfügt nach eigenem freiem Ermessen über indirecte Steuern, über Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangszölle, über die Einkünfte und die Substanz der Domänen, und herrscht somit nach freiem Ermessen über das großartige Staatsvermögen so gut wie über den Geldbeutel der allergetreuesten Unterthanen. Nirgend gab diese Verfassung ausreichenden Schutz gegen Herrscherdruck und Beamtenwillkür. In keiner Beziehung nahm sie den Fluch der Absolutmonarchie von dem hoffenden, bitter getäuschten Lande. Von einer Verantwortlichkeit der Beamten, von einer Gesetzgebung durch das Volk, von der Bewilligung der Steuern und der Beaufsichtigung über die Art ihrer Verwendung, von Unverletzlichkeit der Wohnung, Unabhängigkeit der Richter, Schwurgerichten, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, völliger Freiheit der Kirche und Schule, Preßfreiheit, Befugniß, sich zu versammeln, Vereine zu bilden, Adressen zu übergeben, Bewaffnung des Volks, von Alledem, was die Freiheit des Volks gründet und sichert, was die Grundlage der Volksbildung und der Volkswohlfahrt ist, auch nicht die leiseste Spur! Nirgend ein handgreifliches, durchschlagendes Recht, überall nur Schein und Gankelspiel. Selbst das Recht der Bitte und Beschwerde beschränkt! Selbst bitten durften die Preußen nicht! Blind vertrauen sollten sie dem schwachen Men-

schen auf dem Throne, als wäre er der Herrgott selbst. Mit einer solchen Verfassung hätte man vielleicht hoffen dürfen, Chinesen Sand in die Augen zu streuen und die Bewohner des himmlischen Reichs durch den Wahn der Freiheit zu beglücken. In dem so oft getäuschten, so lange geäfften Preußen konnte sie bei erleuchteten Freunden des Volks nur Unwillen und Verachtung erwecken. Und welchen Händen war die Verfassung anvertraut! Achtzig Mitglieder des Herrenstandes, 231 Abgeordnete des Ritterstandes, 182 Städtebewohner und 124 Vertreter der Landgemeinden bildeten den Landtag. 311 Ritter und Herren! Aus dem mächtigen Stande der Bürger und Bauern, dem an Zahl, Reichthum, Einfluß, Steuerkraft, Wehrkraft, Gewerbthätigkeit, Bildung, Grundbesitz, an Allem, was möglicher Weise bei einer Volksvertretung in Betracht kommen kann, tausendfach überlegenen Stande nur 306! Unter allen Umständen den Herren und Rittern die Majorität gesichert; die alte Schmach der Völker, der Schandfleck des Staatslebens, die Privilegien und Vorrechte der Aristokratie aufs Neue befestigt; dabei kaum eine Möglichkeit, auf verfassungsmäßigem Wege für Bauern und Bürger Gerechtigkeit zu erzwingen! Und welche Hinterlist! Handelte es sich um Bitten und Beschwerden, so berathschlagten die Herren in besonderer Kammer, die drei Stände der Ritter, Bürger und Bauern gleichfalls, und in jeder Kammer mußte die Majorität der zwei Drittel für die Bitte und Beschwerde sein. Galt es eine Geldbewilligung, so berathschlagten die vier Stände in einer Kammer und es genügte die einfache Majorität! Bei dieser schmachvoll schlechten Verfassung hat der erste Vereinigte Landtag das Mögliche gethan. Er hat Zeug-

niß abgelegt von der Intelligenz, der politischen Bildung Vieler im Preußenvolk. Er hat tüchtige Gesinnungen an den Tag gelegt, viel Muth und Begeisterung, von einigen Seiten eine tüchtige Beredtsamkeit. Aber blieb's nicht beim Alten? Ging nicht die alte Polizeiwirthschaft ihren ungestörten Gang? Bewies nicht die Regierung, daß sie völlig taub und blind sei, völlig ungeschickt, die Zeichen der Zeit zu deuten? Bewies nicht Friedrich Wilhelm IV., daß er nicht die allergeringste Lust hatte, der freie König eines freien Volks zu sein, sein treues Volk auf die Bahn der Freiheit zu führen? Großes gewirkt hat der Vereinigte Landtag allerdings, aber sehr gegen die Absicht Sr. Majestät und ihrer treuen Gehülfen, der Herren Bodelschwingh und Consorten. Er hat Viele im Volke aufgeweckt, hat das politische Bewußtsein gereift, hat das Verlangen nach bürgerlicher Freiheit aufgestachelt, hat kräftig vorbereitet auf den Märzsturm, dessen Bedeutung auch der November nicht verwischt hat. Die Revolution war und ist die einzige Hoffnung der Erlösung. Der König wollte und will die Freiheit nicht. Er ist Selbstherrscher von Gottes Gnaden durch und durch. Eine Freiheit, wie der März sie wollte, verabscheut er. Sie war und ist ihm ein Greuel! Anders kann es nicht sein. Friedrich Wilhelm kann die Freiheit eines freien Volks nicht wollen. Nach den Grundsätzen, unter denen Friedrich Wilhelm groß geworden, die er in sich gehegt und gepflegt hat von Kindesbeinen an, die er früher ehrlich ausgesprochen hat in den wichtigsten Epochen seiner Regierung, kann er nur ein gehorchendes, dem Willen des Herrn sich beugendes Volk wollen. Ein Volk, das im Bewußt-

sein seiner Souverainetät frei und kühn dem Könige entgegentritt und von ihm Gehorsam gegen das Gesetz fordert, welches durch den Mund seiner Vertreter aus Macht des Volks gegeben ist, ein solches Volk muß ihm ein Schreckbild sein. Wir können ihn deßhalb nicht verdammen. Hätte sich Friedrich Wilhelm nicht durch seine Geldverlegenheit zu dem traurigen Schauspiele der Gesetzgebung des 3. Februar verleiten lassen, hätte er nicht mit der Freiheit geliebäugelt, mit dem Wort der Freiheit Spott getrieben, wir würden ihm das Zeugniß geben: er war ein redlicher, aus Ueberzeugung handelnder, mit seinem Volke es treu meinender — Absolutist. Daß er nicht die Geistesgröße hatte, seine Zeit zu durchdringen und zu verstehen, nicht die Seelengröße, sich von ererbten Vorurtheilen loszureißen, — wer will mit ihm rechten? Die Revolution war und ist die einzige Hoffnung Preußens, die einzige Hoffnung Deutschlands. Aus ihr nur wird mit kraftvollem Flügelschlage ein freies Volk sich erheben. Zeigt den Fürsten der Völker Kraft und Macht, dann werdet Ihr frei sein, frei bleiben. Die Revolution hat Opfer gekostet, sie wird und muß Opfer kosten. Ehe sie die ganze Fülle ihres Segens ausschüttet, bringt sie Kampf, Sturm, Blut. Es wird und muß Zeit vergehen, ehe ihr Segen reift. Die köstliche Frucht der Freiheit reift nicht in Sturmeseile. Ein Volk, das auf Jahrhunderte des Drucks und der Unmündigkeit zurückblickt, bedarf der Zeit, um den Stolz der Freiheit zu gewinnen, bedarf des Kampfs, um die Tugend, die Kraft, die Weisheit zu erwerben, die der Freiheit würdig macht. Die Morgenröthe strahlt. Der Tag kommt. Er ist angebrochen. Seine ersten Strahlen fliegen dahin über die blutende

Erde. Hebet die Augen auf und sehet! Sehet die Waffe in des Bürgers Faust.*) Höret jetzt noch den Donner des freien Worts dahinrollen über die Länder. Doch — für den Augenblick senkt sich das feurige Auge des Volksfreundes. Mit tiefem, nagendem Schmerz sieht er die Gegenwart an. Die Fürsten jauchzen. Die Privilegirten jubeln. Dennoch — der Tag ist angebrochen. Revolution, Du Tochter des Himmels, Du bist ein Gottessegen! Ob die Nacht auf Augenblicke wiederkehre, ob nach Wiens Untergang, nach dem Verrath der potsdamer Camarilla, nach dem unglückseligen Votum der Frankfurter das Schreckgespenst der Absolutmonarchie ihrem Grabe entsteige, — Geist der Revolution, Du schläfst nicht! Bis das Ziel Deines Strebens erreicht, die Freiheit gesichert ist, schläfst Du nicht!

IV.

Constitutionelle Monarchie.

Constitutionelle Monarchie! Das war der allgemeine Ruf, als in Deutschland die Revolution gesiegt hatte, das Verlangen der siegenden Völker wie die Verheißung der geschlagenen Absolutmonarchen. Constitutionelle Monarchie, — was heißt das? Ist die constitutionelle Monarchie wirklich das Radicalmittel gegen alle möglichen politischen Uebelstände der Gegenwart, der Inbegriff und die Stütze aller verstandenen

*) Z. B. in Berlin!!

und nicht verstandenen Freiheiten? An sich liegt wenig in dem Wort. Es lautet zu deutsch: verfassungsmäßige Alleinherrschaft, Alleinherrschaft auf Grund einer Verfassung. Alleinherrschaft finden wir überall, wo der Einzelne, der Fürst nach eigener freier Bestimmung herrscht und nicht nach dem Willen von Majoritäten regiert, wo für Gesetzgebung wie für Gesetzvollstreckung die letzte Entscheidung in der Hand des Fürsten liegt. Und eine Verfassung — besteht sie allein dort, wo sich ein beschriebenes Blatt Papier als eine zweite Vorsehung breit macht, Fürsten und Volk mit seinen Paragraphen zu regieren? Besteht eine Verfassung nicht auch in den Ländern, in welchen sich durch Gewohnheit und Sitte, durch die Geschichte und die Entwickelung des Volks eine öffentliche Ordnung als Grundlage der staatlichen Verhältnisse gebildet hat? Gewiß, schon vor dem 3. Februar 1847 hat Preußen eine Verfassung gehabt. Auch Rußland, auch die Türkei hat eine Verfassung. Hier wie dort besteht eine öffentliche Ordnung, die an der Hand der Geschichte gebildet und durch Gewohnheit und Sitte sanctionirt ist. Also in Berlin, Petersburg und Stambul constitutionelle Monarchien! Wahrlich, solcher Monarchien halber war es nicht nöthig, die Völker durch die Revolution aus behaglicher Ruhe aufzuschrecken. Oder gehört zur constitutionellen Monarchie nothwendig ein beschriebenes Blatt Papier mit so und so viel Abschnitten und Paragraphen, so und so viel Artikeln über die verschiedenen Zweige der öffentlichen Gewalt, ihre Formen, ihre Bildung und ihre Grenzen, die Vertretung der Stände des Reichs, ihre Gerechtsame u. s. w.? So hat Preußen ohne Frage seit dem 3. Februar eine constitutionelle Monarchie ge-

habt, Oesterreich von Alters her. Auch damals, als Metternich sein Unwesen trieb, bestanden in den österreichischen Landen die Constitutionen der Feudalstände des Mittelalters zu Recht, und das benöthigte Blatt Papier wird sich auch wohl vorgefunden haben. Gleichwohl war in Oesterreich und Preußen eine Despotie zur Herrschaft gelangt, die in Petersburg und Stambul wohl formloser, aber nicht heilloser und verderblicher sein konnte. In der Regel denkt man bei „constitutioneller Monarchie" an eine Verfassung, wie wir sie in England, Belgien, Holland u. s. w. finden, in Frankreich bis zum Sturz des Julithrones. Das wesentlichste Merkmal dieser constitutionellen Monarchie ist die Zerstückelung der gesetzgebenden Gewalt. Während die gesetzvollstreckende Gewalt in der Hand des Königs und seiner verantwortlichen Minister liegt, ist das Recht der Gesetzgebung dreifach vertheilt. Ein Stück desselben hat die Krone, ein anderes die Kammer der Grund-, Geld- oder Altersaristokratie, ein drittes endlich die Kammer der Volksabgeordneten. Diese drei Participienten an der Gesetzgebungsgewalt müssen übereinstimmen, wenn ein Gesetz zu Tage gefördert werden soll. Der Beschluß der Volksvertreter hilft nichts, wenn die Aristokraten ihr „Nicht also" sprechen. Stimmen sie bei, so bedarf es nur des monarchischen „Ich will nicht", um den Willen der Volksvertreter zu vereiteln.

Wir wollen uns umsehen nach den Thaten dieser vielgerühmten und vielverheißenen „constitutionellen Alleinherrschaft". Die Geschichte möge uns ihre Früchte zeigen. Es ist wahr, möglicher Weise kann sie leidliche Früchte zu Stande bringen. Sie kann manches schöne Recht dem Volke sichern, kann

der frechsten Monarchenwillkür die Spitze abbrechen. Allein sie kann auch der Art sein, daß sie fast mit der preußischen, österreichischen, russischen und türkischen Verfassung an Schlechtigkeit und Nichtswürdigkeit wetteifert. Die Verfassung Belgiens,*) seit dem 7. Februar 1831 in Kraft, geht von dem allein wahren Grundsatze aus: alle Gewalt stammt vom Volke! Sie kennt keinen Unterschied der Stände, keine Vorrechte des Adels. Sie gewährt unbedingte Freiheit des Wortes, unbedingte Freiheit der Kirche und der Schule, Unverletzlichkeit der Wohnung, Unabhängigkeit des Richterstandes, öffentliches Schwurgericht und das hochwichtige Recht der Vereine. Köstliche, unschätzbare Rechte! Gleichwohl leidet sie an großartigen Mängeln, von denen weiter unten die Rede sein wird. Durch Census, Senat und absolutes Veto droht sie der Freiheit die größte Gefahr. Sehen wir uns in England um. England ist eine constitutionelle Monarchie. Aber welche schrankenlose Herrschaft der Grundaristokratie in England, ehe Graf Grey's beharrlicher und kühner Eifer vor 16 Jahren die Umgestaltung des Parlaments durchsetzte! Wohl hatte der Engländer seine Magna-charta, seine Habeas-corpus-Acte. Wohl durfte kein Engländer „verhaftet, eingekerkert, seines Lehnguts, seiner Freiheiten und Rechte entsetzt, in die Acht erklärt, aus dem Lande gewiesen werden, als nach gesetzmäßigem Urtheil seiner Standesgenossen oder nach dem Rechte des Landes." Aber im Uebrigen war die Masse des Volks der Willkür einer Anzahl reicher Grundbesitzer

*) Norwegen ist mehr ein demokratisches Königthum, als eine constitutionelle Monarchie.

preisgegeben. In der Hand der reichen Grundbesitzer lag das Recht und die Freiheit des Landes. Nur der reiche Grundbesitzer nahm Theil an der Gesetzgebung, nur er bestimmte über Steuer und Zoll, nur so lange er wollte, gab es Preßfreiheit und Vereinsfreiheit, wenn e r es genehmigte, ward selbst die **Habeas-corpus**-Acte zeitweilig außer Kraft gesetzt. Die Masse des Volks war rechtlos und willenlos. Das Oberhaus ward gebildet von den weltlichen Lords, den Erzbischöfen und Bischöfen. In dem Unterhause, dem Hause der Gemeinen, saßen zwar sogenannte Abgeordnete der Städte, aber die Wähler mußten sich nach dem Willen ihrer adligen Grundherren richten. Bath, eine Stadt von 40,000 Einwohnern, schickte zwei Abgeordnete. Diese wurden nicht von jenen 40,000, sondern vom Rathe der Stadt, der sich selbst ergänzte, im Ganzen von 28 Menschen gewählt. Und diese 28 Menschen waren abhängig von den adligen Familien der Marquis von Bath und Palmer. Sie mußten eins ihrer Parlamentsmitglieder aus dieser, das andere aus jener Familie wählen. Edinburg hatte 140,000 Einwohner und sandte nur einen Abgeordneten, den 33 wahlberechtigte Männer ebenfalls aus zwei grundherrlichen Adelsfamilien wählen mußten. Daß viele große Städte gar keinen Abgeordneten schicken durften, daß kleine verfallene, aber von Alters her wahlberechtigte Flecken ungescheut die Wahl an den Meistbietenden verkauften, daß auch die Minister in manchen Orten überwiegenden Einfluß auf die Wahl ausübten, wer wüßte Das nicht? In dem großen Rathe der Nation waren nur die wenigen Familien vertreten, deren Oberhäupter im Oberhause tagten. Eine Vertretung des Volks war gar nicht vorhanden. Was

immer die Familien des hohen Adels, aus denen die Minister hervorgingen, im Verein mit dem Könige beschlossen, — die Millionen Engländer mußten es sich schweigend gefallen lassen. Eine constitutionelle Monarchie hatten die Engländer, aber vor der schmählichsten Adelsherrschaft waren sie nicht geschützt. Es bedurfte eines Kampfes langer Jahre, um die schreiendsten Mißbräuche zu beseitigen, um England von der Schmach zu befreien, daß Millionen armer Engländer im Interesse der überreichen Grundherren hungern und verhungern mußten. Und auch heute sind eben nur die schreiendsten Mißbräuche beseitigt, die schreiendste Ungerechtigkeit in der Vertretung gehoben. Auch heute ist England nichts weiter, als eine liberal geordnete Aristokratie, und ungeachtet der Constitution sind seine Ausgaben für Kriegsheer und Kriegsflotte ins Ungeheure gestiegen, ungeachtet der Constitution sind die Bewohner Irlands noch heute nicht vor dem Hungertode gesichert. Frankreich meinte endlich im Julikampfe des Jahres 1830 sich eine Constitution erkämpft zu haben, die für ewige Zeiten die Freiheit sichern würde. Eine constitutionelle Monarchie hatte Frankreich allerdings unter Ludwig Philipp so gut als unter Karl X. Aber während unter Karl X. die Emigranten und die Jesuiten geherrscht hatten, kam unter Ludwig Philipp eine Herrschaft zur Geltung, welche unter allen möglichen Herrschaften die schmachvollste ist, — die Herrschaft der Geldmenschen, der Aristokraten vom Geldsack. Wir halten nicht viel von der Herrschaft der Aristokraten vom Wollsack. Aber verglichen mit der Herrschaft dieser Herren vom Geldsack ist sie ehrenvoll, edel, hochherzig, beneidenswerth. Frankreich unter der Herr-

schaft der Geldmenschen, — welch ein schmachvolles Bild! Seht diese Herren in den hohen und höchsten Staatsämtern! Nicht die Größe, die Freiheit, der Ruhm Frankreichs, nicht die Erhebung seines für Freiheit und Vaterland schwärmenden Volks, nein, ihr Vortheil, ihr Gewinn ist das Dichten und Trachten ihres Herzens. Mit allem möglichen treiben sie Handel. Sie verschachern Pairswürden und Theaterconcessionen. Die öffentlichen Registrationsarchive sollen Zeugniß von einem Haudel mit Gesetzen geben, wie ihn schmachvoller kein Land der Erde, keine Absolutmonarchie und keine Sultansherrschaft kennt. Millionen sollen Ministern für Gesetzentwürfe geboten und gezahlt sein! Solche schmachvolle Gerüchte sind möglich in der constitutionellen Monarchie!! Minister speculiren in Actien und machen bedeutende Geschäfte. Minister und Generale bestechen und lassen sich bestechen. Scandale folgen den Scandalen und zeugen von dem fürchterlichen Verderben der Gesellschaft. Gegen arme Schlucker, welche die Qual der Armuth zu Verbrechen verführt, schreitet man ein, — reiche Leute, von schnöder Geldgier zu Erpressungen und Unterschleifen getrieben, werden beschützt! Der Stimmenhandel wird unter obrigkeitlichem Schutze mit schnöder Gemeinheit getrieben, aber erkaufte Geschworene sprechen die Angeklagten frei! Das Alles erzählten unparteiische Blätter über das constitutionell-freie Frankreich. Geldmenschen und Creaturen der Minister saßen im Rathe Frankreichs. Geldmenschen und Creaturen der Minister gaben und sanctionirten seine Gesetze. Wahrlich, nur Geldmenschen und Creaturen der Minister konnten jene Majorität bilden, welche einem Guizot Jahr aus Jahr ein das Heft in der Hand

ließ. Frankreich hatte eine Constitution. Die constitutionelle Monarchie war der Preis zahlloser Kämpfe. Aber die constitutionelle Monarchie konnte Frankreich nicht retten, die Freiheit nicht an Frankreichs Boden fesseln. Trotz der vielfach beschworenen Constitution, trotz der „zur Wahrheit gewordenen" Charte gelang es Ludwig Philipp und seinem Helfershelfer Guizot, jede sittliche Grundlage der Nation zu untergraben, mit einer Sündfluth von Schulden das Land zu überschwemmen, Millionen über Millionen auf die Befestigung der Hauptstadt zu vergeuden, den Jesuiten die Thore Frankreichs zu öffnen, die Presse mit den unwürdigsten Fesseln zu belasten, das stolze Frankreich der gerechten Verachtung des Auslandes Preis zu geben, und eine Polizeiherrschaft zu etabliren, die Berlin, Wien und Petersburg zur Ehre gereicht haben würde! Frankreich glühte für die Freiheit, aber Frankreich seufzte unter der Despotie der Geldmenschen. Frankreich wollte eine Parlamentsreform. Es wollte, daß nicht die Geldsäcke, sondern daß das Volk in der Kammer des Volks vertreten sein sollte. Aber Seine Majestät Ludwig Philipp setzten trotz der Constitution ihren allerhöchsten Willen dem Willen des Volks gegenüber und es blieb beim Alten. Frankreich wollte das Bündniß freier Völker. Es wollte, daß freie Völker in Frankreich Freundschaft und Schutz fänden. Aber Seine Majestät verachteten den Willen des Volks. Sie unterstützten die schweizerischen Sonderbündler im Kampf gegen die freie, ihr Recht wahrende Schweiz durch Rath, Geld und Waffen, und als die freie Schweiz über das Pfaffengeschmeiß gesiegt hatte, da verbündete sich Herr Ludwig Philipp mit der Despotie in Berlin, Wien und Petersburg, wie diese alles Recht

mit Füßen tretend und in der Sprache der unwürdigsten Heuchelei das scandaleuse Verfahren rechtfertigend. Durch Niedertretung der freien Schweiz sollte der Freiheit der letzte Zufluchtsort verschlossen werden. Frankreich hatte eine constitutionelle Monarchie, aber — Frankreich lag in der Hand eines Menschen, der den Geldsack anbetete und den Geldsäcken schmeichelte. Frankreich mußte der Laune des Einzelnen sich fügen, mußte sich zur Versorgungsanstalt königlicher Prinzen und Prinzessinnen entwürdigen, in moralischer Hinsicht an den Bettelstab bringen lassen. „Die Eigenliebe, der Egoismus des Geldes haben entsetzliche Verwüstungen angerichtet. Das Wort Tugend, wenn es nicht Mitleid erregt, ist ein lächerliches Wort geworden. Uneigennützigkeit gilt für Unverstand. Der Dienst des goldenen Kalbes ist in alle Familien gedrungen.“ So schildert ein edler Deputirter in der Kammer von 1846 Frankreich, das freiheitstolze! Was uns aber den besten Aufschluß geben kann über den Schutz, den die constitutionelle Monarchie der Freiheit gewährt, das sind die Lobeserhebungen, mit denen Friedrich Wilhelm IV. seinen theuren Bruder Ludwig Philipp überschüttet. „Wir wollen mit gerechter Bewunderung das erhabene Beispiel betrachten, wenn es einem starken Willen, eiserner Consequenz und hoher Weisheit gelingt, das Bedenkliche in diesen (constitutionellen) Zuständen aufzuhalten, zurückzudrängen und zu beschwichtigen.“ So spricht Friedrich Wilhelm in seiner Rede zur Eröffnung, nicht der Nationalversammlung von 1848, sondern des Vereinigten Landtags von 1847 über Ludwig Philipp. So spricht der entschiedenste Absolutmonarch, der dem russischen Selbstherrscher Nicolaus wohl an „eiserner Consequenz“, aber nicht

an despotischen Gelüsten nachsteht, über jenen Sohn der Julirevolution, der sein Leben dem Schutz der freien Institutionen seines Vaterlandes widmen und die Charte zur Wahrheit machen wollte! So weit war es mit Frankreich gekommen, und — Frankreich hatte eine constitutionelle Monarchie! Wollt Ihr noch weiter sehen, was es auf sich hat mit constitutioneller Herrlichkeit? Seht die constitutionellen Monarchien des alten, guten Deutschland an, z. B. Bayern, Churhessen und Hanover. Constitutionelle Monarchien bestanden da zu Recht. Constitutionen standen Schwarz auf Weiß, verbrieft und versiegelt, auf geduldigem Papier. Aber von Freiheit, von wahrer Volksfreiheit keine Spur. Die Vorrechte des hohen Adels waren mit zärtlichster Sorgfalt gesichert. Der ganze Unsegen der feudalen mittelalterlichen Adelsherrlichkeit, die ganze Schmach einer privilegirten und bevorzugten Adelskaste lag auf den unglücklichen Ländern. Von Preßfreiheit war keine Spur. An das Recht der Vereinigung zu volksfreundlichen Zwecken durfte kein Mensch denken. Ein unabhängiger Richterstand, ein öffentliches, vernünftiges Gerichtsverfahren lebte höchstens in süßen Träumen. Verantwortlichkeit der Minister, freie Wahl, Unabhängigkeit der Deputirten waren Worte ohne Bedeutung. Schutz gegen richterliche und polizeiliche Willkür war nirgend, nirgend zu finden! Entsprach die Willkür den allerhöchsten Wünschen, so konnte keine Macht der Welt Etwas ändern. Die Mißliebigen wurden eingesperrt, verurtheilt, über die Grenze gebracht, wie es gerade beliebte. An salbungsreichen, von Gerechtigkeit und väterlicher Liebe, von treuer, unermüdlicher Sorgfalt für des Landes Wohlfahrt strotzenden Floskeln und Redensarten, an Floskeln und Redensarten, denen die Heuchelei, die Rechtsverdrehung, die

schnöde Willkür aus den Augen sah, fehlte es niemals! Eben so wenig an nichtsnutzigen Menschen, die sich zu Werkzeugen der Willkür durch Titel und Orden erkaufen ließen, an dummen Volksmassen, die den allerhöchsten, höchsten, sehr hohen und hohen Herrschaften Beifall klatschten und in allerunterthänigster Liebe und Ehrfurcht erstarben. Constitutionelle Monarchien waren da. Die Bayern, Hessen, Hanoveraner ꝛc. erfreuten sich der constitutionellen Freiheit und Herrlichkeit. Aber die obrigkeitliche Wirthschaft war in Bayern, Hessen, Hanover ꝛc um keinen Deut besser, wohl aber wo möglich schlechter als in Berlin und Wien. Die dem Volke widerwärtigsten Menschen waren und blieben Minister hier und dort. Hier und dort dominirte der allerhöchste Wille der Majestäten und nach dem Willen, nach den Wünschen des Volkes fragte kein unterthäniges Menschenkind. In Hanover genügte ein einziges „So wollen wir" aus allerhöchstem Munde, um die ganze Constitution wie ein Kartenhaus umzupusten. In Bayern mußte Lola Montez kommen, um die geplagten Leute zu erlösen. Was Churhessen anbelangt, so hatte es den Anschein gewonnen, als sei es für den großen, deutschen Völkerleichnam zum Prosector der berliner Anatomen ernannt. Was man in Berlin Unwürdiges, Niederdrückendes ausführen wollte, das wurde erst in Hessen versucht, — Hessen aber war eine constitutionelle Monarchie und die Hessen waren constitutionsmäßig frei, ja, ein constitutionellfreies Volk! Es ist, als hätte der liebe Gott in seinem Zorne die deutschen Constitutionen zugelassen, um den ehrlichen Deutschen den fühlbaren Beweis ihrer Blindheit auf den Rücken zu schreiben und sie gründlich über den Werth der constitutionellen Monarchie zu belehren.

Die constitutionelle Monarchie begründet in ihren seitherigen Erscheinungen ein unklares, verworrenes Wesen, aus dem für die Dauer unmöglich Heilsames kommen kann. Als genügende Bürgschaft der Volksfreiheit kann sie nicht betrachtet werden. Die Geschichte hat das Verdammungsurtheil über die Absolutmonarchie gesprochen. Sie spricht es aus auch über die constitutionelle Monarchie. Gegen Monarchenwillkür, gegen Aristokratenübermuth, gegen schmachvolle Unterdrückung zahlreicher Volksklassen haben selbst die am wenigsten schlechten constitutionellen Monarchien keinen genügenden Schutz gewährt. Die Belgische Constitution verbürgt köstliche Rechte und nur der Blinde würde ihren segensreichen Einfluß auf des Landes Wohlfahrt und des Volkes sittliche Erhebung verkennen können. Gleichwohl theilt sie die großartigen Mängel, welche nach der bisherigen Erfahrung als die wesentlichsten der constitutionellen Monarchie erscheinen.

1. Sie bestraft die Armuth. Sie verdammt die Armen zu politischer Unmündigkeit und Rechtlosigkeit. Nur wer 20 Gulden jährlicher Steuern zahlt, hat in Belgien das Wahlrecht. Die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes erhebt den Menschen, erweitert seinen Blick, erweitert Herz und Brust. Sie ist das beste Mittel der Volksbildung, der beste Schutz gegen Selbstsucht, Mammonsdienst und Fleischesknechtschaft, der kräftigste Sporn der Selbstveredelung. Das Bewußtsein: auch Du hast ein Recht, wo es sich handelt um das Vaterland, auch Dein Wort muß gehört, Deine Stimme geachtet werden, reißt den Menschen empor aus der tiefen Erniedrigung, in der er vor Fürsten sich in den Staub wirft; weckt ihn *aus der Lethargie*, in welche der Knecht mit der Zeit

immer verfällt; treibt ihn an, sich aufzuklären, sich auszubilden, den Grund Dessen zu erforschen, was er verlangt und will. Die Stunden, die er seinem Geschäfte abgewinnt, gehören nicht mehr allein dem Bierkruge und der Branntweinflasche. Er fragt, hört, liest denkt nach, hört endlich auf, ein Thier zu sein, beginnt endlich, seiner Würde als Mensch zu gedenken und den Geist wenigstens in gleiches Recht mit dem Leibe zu stellen. Fragt die freien Völker, fragt die Stände, die zur thätigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten berufen sind, und sie werden es Euch mit lauter Stimme zurufen, welch' wunderherrliches Mittel der Menschenbildung die politische Mündigkeit sei. Und dieses Mittel wollt Ihr gerade Denen entziehen, die seiner am allermeisten bedürfen? wollt Ihr den Armen entziehen, die durch die Noth ihrer Lage niedergedrückt in täglicher Gefahr sind, das Bewußtsein ihrer menschlichen Bestimmung und Würde zu verlieren? Denen so viel versagt ist, wollt Ihr sträflicher Weise den Rechtsbrief zerreißen, den ihnen Gott in die Wiege gelegt hat? Wie, nur der Besitzende habe ein lebendiges Interesse an den Angelegenheiten des Vaterlandes? Lebendiges Interesse? Ist der Arme nicht interessirt, wenn der Handel stockt und die Regimenter im blutigen Spiel auf den Saatfeldern manoeuvriren? nicht interessirt, wenn Kirche und Schule von den zärtlichen Armen der Despotie ans Herz gedrückt werden? Und wo sind die Besitzlosen, denen Ihr das Interesse absprecht? Die Armen besitzen auch! Sie besitzen Arme und Beine, Weib und Kind. Sie besitzen einen Geist, der gebildet sein will, ein Herz, das fühlt, und vor Allem einen Magen, der bellt, wenn es am Besten fehlt. Die Armen wären zu dumm, als daß sie beurtheilen könnten, was dem Staate diene?

So, — müssen sie dumm bleiben, weil sie dumm sind? Habt Ihr die Weisheit mit der Muttermilch eingesogen? Hütet Euch, daß sie nicht einmal so klug werden, daß Euch Hören und Sehen vergeht! Die Armen, so meint Ihr weiter in väterlicher Fürsorge, haben keine Zeit, sich mit Wahlangelegenheiten u. s. w. zu beschäftigen. Ich meine, Das ist allein Sache der Armen und nicht die Eurige! Wollt Ihr Vormünder der Armen sein, so bevormundet sie, wenn sie Hunger haben. Die Sorge über die Zeit für Wahlangelegenheiten überlaßt getrost ihnen selbst. Ihr befürchtet, daß die große Zahl der unverständigen Armen und Unbemittelten die Stimme der Weisen und Einsichtsvollen überschreien werde. Nun, wenn die Armen Eure Weisheit überschreien, wenn die Kraft der geistigen Bildung bei Euch sich nicht offenbaren, bei Euch nicht die ihr gebührende Herrschaft behaupten kann, wenn Ihr nicht im Stande seid, durch geistige Ueberlegenheit den Unverstand zu beherrschen und die Rohheit zu zügeln: so verdient Ihr grade auch, daß Ihr überschrieen werdet. Und welchem Grundsatze huldigt Ihr? Wahrscheinlich setzt ihr die Berechtigung des Volkes zur Gesetzgebung voraus. Wo ist das Volk? Wer gehört zum Volke? Etwa blos die Wohlhabenden und Reichen? Etwa Alle bis zu Euch herab, Euch natürlich eingeschlossen? Welche Blindheit! Der Arme gehört so gut zum Volke wie der König, und der Lumpensammler so gut wie die Excellenz und die Durchlaucht. Da ist kein Unterschied. Sie sind allzumal Glieder des Volks und nothwendige Organe des Volkslebens. Es ist grundsatzlose Thorheit, Tausende, Millionen, ja den größten Theil des Volkes von der Freiheit auszuschließen, weil — die Millionen nicht Geld genug haben!

2. Die constitutionelle Monarchie begünstigt die

Aristokratie, sei es Grund=, sei es Geldaristokratie. Sie hat neben der Kammer der Volksrepräsentanten, die im zweiten Range steht, eine erste Kammer, — Pairskammer, Oberhaus, Herrencurie (!), Senat oder mit einem ähnlichen Namen benannt. Diese erste Kammer vertritt den Adel oder den Reichthum oder Beides zugleich. In Belgien heißt die erste Kammer Senat. Zum Senator darf nur gewählt werden, wer 40 Jahr alt ist und eine jährliche Steuer von wenigstens 1000 Gulden bezahlt. Nach der potsdamschen Constitution vom 5. December bekommen die Mitglieder der ersten Kammer weder Reisekosten noch Tagegelder, und allein von den wohlhabendern Volksklassen werden sie gewählt. Wer sieht nicht im Geiste die Aristokratenkammer als wirksamen Hemmschuh einer demokratischen Volkskammer? Jedenfalls — der Reichthum ganz besonders zärtlich bedacht, durch eine abgesonderte Kammer befürsorgt. Was den Herren vom Geldsack nicht gefällt, das wird beanstandet und ob das ganze übrige Volk es einmüthig verlangt! Der Reichthum gewährt an sich nicht allein Genuß, sondern auch Ansehn und Einfluß. Der Reichthum ist ein mächtiger Vertreter. Er sichert seinem Manne eine vollgeltende und vollklingende Stimme. Nach Tausenden zählen sie, die sich in die Launen und Ansichten der Reichen schicken zu müssen meinen. So hat der Reichthum für sich schon große Macht. Er ist völlig sicher, daß seine Interessen nicht unberücksichtigt bleiben. Gleichwohl wird ihm eine ganze Kammer eingeräumt, die mit der Kammer des Volks gleiche Rechte hat. Nun können die reichen Senatoren allerdings sehr billige, hochherzige, volksfreundliche Männer sein, denen das Beste des ganzen Volks am Herzen liegt und ein billiger Volkswunsch die freudige Zustimmung ab=

gewinnt. Dann geht die Sache vortrefflich. Aber wie nun, wenn sie geldstolze, engherzige, selbstsüchtige Menschen sind? Die Erfahrung und besonders die Geschichte der constitutionellen Monarchien lehrt es, daß die Reichen so gut wie die Herren vom hohen Adel ihr Interesse sehr oft den Interessen des Volks feindlich entgegenstellt und entgegengestemmt, sehr oft das Wohl des Volkes verrathen haben, um ihre Verehrung gegen Geldsäcke und — Adelsdiplome an den Tag zu legen. Eben so lehrt Erfahrung und Geschichte, daß die Regierungen weit öfter geneigt sind, mit den Reichen gegen die Wohlhabenden, mit dem Adel gegen die Bürgerlichen zu stimmen, als umgekehrt. So werden voraussetzlich in constitutionellen Monarchien die Interessen der überwiegenden Mehrheit des ganzen Volks dem Interesse eines verhältnißmäßig sehr kleinen Standes geopfert. Und wiederum fragen wir: welcher Grundsatz rechtfertigt die abgesonderte Vertretung, die heillose Bevorzugung der Aristokratie? Das Volk soll vertreten werden, das Volk soll Gesetze und Steuern bewilligen. Gehören die Aristokraten etwa nicht zum Volke? Sind sie ein Besonderes, das über dem Volke schwebt oder auf dem Volke schwimmt wie das Fett auf dem Wasser? Sind sie eine höhere Potenz, die zwischen Volk und Regierung in der Mitte steht wie die Engel zwischen dem lieben Gott und den Menschen? Reiche und Edelleute gehören zum Volke, nicht mehr und nicht weniger als Tagelöhner und Knechte, und wo das ganze Volk seine Vertreter wählt, da müssen nach vernünftigen Grundsätzen auch Reiche und Edelleute, Tagelöhner und Knechte ihre Vertreter wählen. Oder wollt Ihr die verschiedenen Stände besonders vertreten wissen? Nun, so gründet auch *besondere Kammern* für Gelehrte, für Staatsbeamte,

für Kauf- und Fabrikherren, für Handwerker, für Gesellen, für Tagelöhner u. s. w. u. s. w., und ergötzt Euch an dem unaufhörlichen Herumzanken und Hadern; freut Euch, wie sich das Volk in seine Bruchtheile auflöst, und am Ende ein Krieg Aller gegen Alle sich entwickelt. Oder wollt Ihr nur den Reichen den Wohlhabenden gegenüber eine besondere Kammer zugestehen? Nun, so seid billig, so gönnt den Proletariern aller Klassen und Grade auch wenigstens eine Kammer, etwa eine Kammer der Bettelsäcke. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig, und die Bettler bedürfen es gewiß am allermeisten, daß ihre Interessen in einer besondern Kammer vertreten werden.

3. Die constitutionellen Monarchien haben das ganze Adels-, Titel- und Ordensunwesen mit allen seinen heillosen Folgen beibehalten. In Frankreich und Belgien sind zwar die Vorrechte des Adels beseitigt und die feudalen Herrlichkeiten zu Grabe getragen. Allein Seine Majestät, Ludwig Philipp, haben Grafen und Herzöge gemacht, und der König von Belgien hat das Recht, Edelleute nach Lust und Belieben zu ernennen. Ludwig Philipp hat das Kreuz der Ehrenlegion ausgetheilt, Köuig Leopold den Leopolds-, und die Königin Victoria den Hosenbandorden. Was die Titel anbelangt, so gibt es Geheimräthe, Hofräthe, Kanzleiräthe und ähnliche Albernheiten in dem constitutionellen Bayern so gut wie in Preußen und Oesterreich. In Monarchien kann es kaum anders sein. Die Monarchien bedürfen solchen Tandes und Spielwerks für große Kinder. Der Monarch will, so viel als möglich, seinem Titel Ehre machen. Er will „allein herrschen" nach eigener, freier Bestimmung, nicht nach dem Willen von Majoritäten regieren. So lange in den Fürsten der monarchi-

Stolz sich bläht, werden sie alle von dem Kitzel geplagt sein, die Rolle des Kaiser *Nicolaus* zu spielen. Sie werden nach Erweiterung ihrer Macht streben, das Volk um Freiheiten betrügen, die Rechte des Volks in Frage stellen, beschränkende Gesetze umgehen und überschreiten, so viel als irgend möglich. Sie werden vor den bedenklichsten Schritten nicht zurückbeben, nicht Frevel und Verbrechen, kaum Bürgerkrieg, kaum Mord und Todtschlag scheuen, wenn die Aussicht eines glücklichen Erfolges winkt. Dazu bedürfen sie der willfährigen Werkzeuge. Geld allerdings ist das beste Mittel, nicht allein Acker und Vieh, sondern auch Menschen zu kaufen. Allein — Geld ist nicht immer da, ist oft theurer als guter Rath, aber Titel und Orden sind immer da, sind spottwohlfeil, lassen sich mit vollen Händen verschleudern ohne irgend einen Verlust für den Geber. Und merkwürdig, nach der Geldgier kommt im Herzen monarchischer Creaturen die Ehrgier. Klingende Titel und glänzende Orden haben Tausende gefangen, geblendet, taub gemacht gegen die Stimme der Ehre, blind gegen die Gebote der Pflicht. Titel und Orden sind eine Lockspeise, dienstwillige Creaturen in großen Scharen um den Thron des Allergnädigsten zu versammeln. Wo das Aas ist, versammeln sich die Aasvögel. Daß der moderne Adel in der Mehrzahl seiner Glieder ein willfähriger, speichelleckerischer Knecht der Könige, ein bereites Werkzeug ihrer Herrschergelüste gewesen, daß er stets mit hoher Bereitwilligkeit den Bürger niedergetreten, im Bürger die Menschenwürde verachtet hat, um in der Gunst der Majestäten die Stütze seiner
rdigen Privilegien zu finden, das weiß heuti-
des Kind. So lange es *Monarchen*,
er gibt, gleichviel ob absolute oder

constitutionelle, so lange wird es Titel, Orden und Adel geben. Dies Kleeblatt aber muß beseitigt werden. Titel, Orden und Adel sind völlig unzulässig, völlig unmöglich in einem freien Staate. Das Titel- und Ordensunwesen entwürdigt den Charakter und verpestet die Gesinnung. Es stachelt einen Ehrgeiz auf, führt einen Dünkel herbei, der bei absolut-preußischen Geheimräthen in der Ordnung, bei dem Bürger eines freien Staates von der größten Gefahr ist. Es gibt einer Eitelkeit Spielraum, bei deren Anblick man an der Menschheit verzagen könnte. Schlaue Gewaltherren haben durch Titel und Orden zu jeder Niederträchtigkeit, zu jedem Verrath die bereitwilligsten Helfershelfer erkauft, haben durch Titel und Orden den gefährlichen Geist erstickt, der Ketten zerbricht und Monarchien zertrümmert. Monarchen wollen Schmeichler und Heuchler und kriechende Sclaven, darum müssen sie Titel und Orden haben. Freie Staaten wollen freie, unabhängige Männer, die wohl dem Gesetz und ihrer Pflicht gehorchen, aber im Uebrigen vor keinem Menschen sich beugen. Freie Staaten wollen feste, männliche Charaktere, die um Gottes und des Gewissens Willen thun, was sie zu thun schuldig sind, und keines andern Lohnes bedürfen, als der Achtung freier Männer. Darum verwerfen sie als unwürdiges Spielwerk, als lächerliche Albernheit Titel und Orden. Auch den Adelstitel dulden sie nicht. Der Adel hat sich als ein Krebsschaden an der bürgerlichen Gesellschaft bewährt. Laßt die Adelstitel bestehen, — und das Verlangen nach den zu Grabe getragenen Privilegien wird wach bleiben, wird jedem herrsüchtigen Volksunterdrücker ein Heer schlauer, selbstsüchtiger Volksfeinde zuführen. Die Adelsvorrechte sind begraben, die Adelstitel müssen *folgen!*

4. Die constitutionellen Monarchien haben dem Könige das unbedingte Veto zugestanden. Auch die belgische Verfassung thut das. Der Wille des ganzen Volks mag in einem Gesetzvorschlage den Ausdruck finden, einstimmig mögen beide Kammern ihn gebilligt, wiederholt mögen sie ihn mit demüthiger und inständiger Bitte an den Stufen des Thrones niedergelegt haben: es steht im Rechte des Monarchen, ihm die Zustimmung zu versagen und seine Erhebung zum Gesetze zu verhindern. Ein solches königliches Recht entspricht völlig dem Begriffe der Monarchie. Der Monarch, der Alleinherrscher, muß das höchste Recht der Entscheidung, er muß die gesetzliche Macht haben, seinen Willen dem Willen des Volks gegenüber zur Geltung zu bringen. Muß er sich beugen vor dem Gesammtwillen des Volks, so mag ihm jeder andere prächtig klingende Titel gegeben werden, nur der Titel des „Monarchen" gebührt ihm nicht! Habe ich nöthig zu beweisen, daß das monarchische Veto mit wahrer Volksfreiheit unvereinbar ist? Ist Volksfreiheit denkbar, wenn der Gesammtwille des Volkes nicht höchstes Gesetz ist? Hebt nicht das Recht, nach welchem der Einzelne das gesammte Volk von seiner willkürlichen Entscheidung abhängig machen darf, den Begriff der Volksfreiheit völlig auf? Volksfreiheit ist Selbstbestimmung des Volks, Unterordnung unter das selbstgegebene Gesetz. Das monarchische Veto ist eine Unmündigkeitserklärung des Volks, das Grab der Freiheit. Ihr sagt etwa: der König kann und wird von seinem Veto keinen Gebrauch machen, wenn die Volksvertreter einmüthig oder in achtunggebietender Majorität einen Gesetzvorschlag zu dem ihrigen gemacht haben. Er wird sein Veto nicht gebrauchen? Wo steht das geschrieben? Die Könige Englands haben

allerdings ihr Veto seit langer Zeit nicht gebraucht. Folgt daraus, daß auch die Könige von Preußen, daß auch ein Hohenzollern, ein Friedrich Wilhelm IV. vorkommenden Falls aus Achtung der Volksrechte seinem Rechte entsagen werde? Oder betont Ihr das: er kann es nicht gebrauchen? Meint Ihr etwa, er habe nicht die Macht, es zu gebrauchen? Nun, hat er diese Macht wirklich nicht, wozu soll ihm dann das Recht gegeben werden? Legt Ihr zum Schein, zum Scherz, zum Spiel ein Recht in des Königs Hand? Wollt Ihr ihn durch den Schein der Macht über den Verlust der Macht trösten? Seht Ihr nicht das Unwürdige, das Unsittliche, das Heuchlerische eines solchen Verfahrens? Täuscht Euch nicht! Legt das unbedingte Veto in die Hand eines Hohenzollern, eines Wittelsbach u. s. w., und sie werden Euch bald und deutlich den Beweis führen, daß sie dem Volkswillen, den Volkswünschen gegenüber das Veto sprechen können und sprechen werden. Meint Ihr, die constitutionellen Kammern hätten in der Verantwortlichkeit der Minister und in dem Recht der Steuerverweigerung wirksame Mittel, den König zur Achtung des Volkswillens zu zwingen? Ich sage Euch, der König wird die Kammer, welche Steuern verweigert und Minister verklagt, auflösen, wird bei dem großen Einflusse, den die constitutionelle Regierung immer auf die Wahlen ausüben wird, bei dem trefflichen Mittel der Titel, Orden und Adelsverleihung eine Kammer zusammensuchen, welche „wohlgesinnt, besonnen und patriotisch" genug ist, den „billigen" Wünschen des Monarchen sich zu fügen. Und welch' ein unwürdiges, verderbliches Schauspiel! Der König macht von einem Rechte Gebrauch, welches das Gesetz ihm beilegt. Er thut es vielleicht in bester Absicht, in der festen Ueberzeugung

daß der Gebrauch im wohlverstandenen Interesse des Volks gemacht sei. Und Ihr wollt ihm nun die Steuern verweigern? Ihr wollt ihn dafür bestrafen, daß er sich eines gesetzlichen Rechtes bedient hat? Ihr wollt durch Verweigerung der erforderlichen Geldmittel die ganze Regierungsmaschine ins Stocken bringen, Verwirrung anrichten und einen jedenfalls verderblichen Krieg zwischen Volk und Regierung anzetteln? Habt Ihr einmal das gefährliche Recht des absoluten Veto in die Hand des Königs gelegt, so seid Ihr verpflichtet, Euch den Gebrauch gefallen zu lassen. Rechte sind kein Kinderspiel. Der König ist *verpflichtet*, sich seines Rechtes nach bestem Wissen und Gewissen zu bedienen. Ist er überzeugt, das der Wille des Volks, d. h. der Wille der Volksvertreter dem Volke verderblich sei, so muß er von Gottes und Gewissens wegen sein Veto sprechen. Euer Hülfsmittel der Steuerverweigerung ist ein trauriges, unsittliches, verderbliches.

5. Die constitutionelle Monarchie zerreißt das Volk und zertheilt die gesetzgebende Gewalt, die nothwendig eine einheitliche sein muß. In ihrem innersten Wesen liegt Unklarheit und Grundsatzlosigkeit, Verwirrung und Nöthigung zu den widerwärtigsten Kämpfen. Das Volk, welches als ein Ganzes, als ein einheitlicher Organismus betrachtet auch nur *ein* Interesse, *ein* Ziel, *eine* Aufgabe hat, zerreißt und zerklüftet sie in *vier* Massen: Proletarier, Bürger, Adel und Monarch. Jede Masse hat aus Grund der Constitution ihre eigenthümlichen Nachtheile, Rechte und Vorrechte. So bildet sich ein vierfaches Interesse in dem *einen* Volke. Vier Parteien stehen sich gegenüber. Jede blickt mit Neid und Besorgniß die andere an. Jede fürchtet die Uebergriffe der andern. Jede strebt nach Erweiterung ihres Einfl[illegible] Fragt die Geschichte

des constitutionell-monarchischen Systems. Sie zeigt Euch Proletarier, die mit Unmuth und Groll ihre Rechtlosigkeit dulden, einen Bürgerstand, der mit Verdruß die Vorrechte der Aristokratie trägt, eine Aristokratie, die zwar oft gegen den Bürger mit dem Monarchen gleiches Streben hat, aber ihre Vorrechte mit Argusaugen überwacht, und — einen Menschen, der Monarch heißt, und so viel als möglich Monarch sein will, und — so viel in seiner Macht steht alle Klassen des Volks betrügt. Ein Abringen und Abdingen, ein Feilschen und Markten um Rechte, ein Streiten, Intriguiren, Chicaniren, das jeden wahren Frieden unmöglich macht und die gegenseitige Achtung, das wechselseitige Vertrauen untergräbt, ist ganz unvermeidlich. Laßt den constitutionellen Monarchen als Mann von Ehrgeiz und Thatkraft dastehn, und er durchstreicht die „Paragraphen" und regiert die „Majoritäten" und kehrt mit Hülfe der einen oder der andern Masse des zerklüfteten Volks das Unterste zu oberst. Gebt ihm die Schlauheit, die Hinterlist, die Gewandtheit und Zähigkeit eines Ludwig Philipp, und er bringt entweder das Land zur Verzweiflung oder sich um die Krone. Die Schwäche, die Trägheit und Apathie des Monarchen ist der einzige sichere Schutz der constitutionell-monarchischen Verfassung. Nehmt ein Weib, das zufrieden ist, wenn es in gemüthlicher Ruhe sich begatten und Kinder gebären kann, und — Ihr habt den besten constitutionellen Monarchen von der Welt! Und welch' eine kolossale Thorheit! Die gesetzgebende Gewalt vertheilt an drei Mächte, die in tausend Fällen die verschiedenartigsten Interessen haben, in tausend Fällen im offenbarsten Kampf mit einander stehen! Seht Ihr nicht, wie bei einiger Schlauheit eines herrschsüchtigen Fürsten das

Gesetz nimmermehr der Ausdruck des Volkswillens werden kann? wie ein schlauer, gewandter Monarch in der Aristokratenkammer stets einen treuen Verbündeten, ein festes Bollwerk gegen den mißliebigen Volkswillen haben wird? In Deutschland zumal! Duldet in Deutschland Aristokratenkammern, und die Männer des Volks werden sich an Monarchenwillkür und Aristokratenübermuth die Köpfe zerschellen. Gebt immerhin dem Staate eine constitutionelle Färbung, — laßt die Gesetzgebung dreifach getheilt sein, laßt der Krone ihr unbedingtes Veto und reichen Herren eine erste Kammer, so ist nichts gebessert, und der Fluch, der auf Deutschland gelegen, bleibt vor wie nach! Meint Ihr wieder, die Wirklichkeit sei nicht so schlimm wie die Theorie? Ihr verweiset uns auf Frankreich, wo die Pairskammer fast zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken war. War das gut und heilsam? Ist es gut und heilsam, wenn eine erste Kammer ihre Bedeutung und ihren Einfluß verliert? Ihr meintet aber auch, es sei gut und heilsam, wenn der König sich seines Veto nicht bediene. Also — Eure constitutionelle Monarchie ist dann gut und heilsam, wenn die eine Gewalt das ihr zustehende Recht nicht ausüben kann und die andere es nicht ausüben will! Nun so seid vernünftig, gründet eine Verfassung, die allein dann gut und heilsam wirkt, wenn Jeder das ihm gebührende Recht mit Kraft und rücksichtsloser Entschiedenheit ausübt! Verweiset alle ersten Kammern in das Gebiet der Geschichte vergangener Tage, und die Fürsten — nun, wollt Ihr sie nicht auch der Geschichte überlassen, so nehmt ihnen wenigstens die Last und die Gefahr des Veto ab.

Die constitutionelle Monarchie konnte als Ziel des *Freiheitsstrebens*, als Bürgschaft der Volksfreiheit in

einer Zeit erscheinen, in der die Masse der Völker, von den Klauen des Absolutismus niedergetreten, im politischen Todesschlafe lag, und selbst die Weisheit der entschiedensten Freiheitsfreunde das dicke, schwarze Gewölk nicht sah, welches den constitutionellen Freiheitshimmel trübt. Verglichen mit der Absolutmonarchie gewährt sie in ihrer besten Gestalt einige, nicht unerhebliche Vortheile. Wäre sie uns so als freies Geschenk vernünftiger Fürsten im tiefsten Frieden dargeboten, — wir hätten sie als vorläufige Abschlagszahlung und als Anfang des Endes mit einigem Danke hinnehmen können. Jetzt können und dürfen wir das nicht. Das Volk hat mit den Waffen in der Faust halsstarrigen Fürsten sein Recht abgetrotzt. Blut ist geflossen. Opfer sind gefallen. Sie dürfen nicht gefallen sein, um eine Zwittergeburt, eine Mixtur von Freiheit und Knechtschaft zu Tage zu fördern. Wir bedürfen einer sicherern Bürgschaft der Freiheit, einer festern Grundlage der Völkerwohlfahrt, als das monarchische Veto und das Gezänk der Kammern uns gewährt. Volksfreiheit fordert Volksherrschaft.

V.

Demokratie.

Demokratie heißt die Bürgschaft der Freiheit und des Rechts, die sichere Grundlage der Volkswohlfahrt, welche das Ziel des Völkerkampfs, das Ziel der Revolution sein muß. Die Revolution wird nicht früher das Schwert in die Scheide stecken, als bis das Recht der Demokratie anerkannt und *seine Geltung* gesichert sein wird.

Demokratie ist nicht Pöbelherrschaft. Demokratie will nicht und duldet nicht die gesetzlose Brutalität roher, ungeschlachter Pöbelmassen, nicht die rohe Willkür der Armen über die Reichen, der Niedrigstehenden über die Höhergestellten, der Unwissenden und Ungebildeten über die Unterrichteten und geistig Durchgebildeten. Demokratie ist nicht da, wo der alte Wahn der Absolutmonarchien im Wesentlichen beibehalten und nur die Rollen gewechselt werden, wo die niedern Volksschichten ihrer Wuth gegen die früher Bevorzugten und Bevorrechteten die Zügel schießen lassen und nun ihrerseits drücken, knechten, niedertreten wie sie früher gedrückt, geknechtet, niedergetreten sind. Wo eine gesetzlose Pöbelmasse die Alleinherrschaft üben und ihren ungezügelten Willen als Gesetz erkannt wissen will, da ist Demokratie unmöglich, da wüthet eine Zeitlang die Anarchie, die in der Despotie des Klügsten, Schlausten und Frechsten den würdigen Nachfolger findet. Demokratie ist Volksherrschaft. Das Volk aber bildet nicht der Pöbel. Zum Volk gehören auch nicht allein die ärmern, bis jetzt unterdrückten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft. Zum Volk gehören alle Glieder einer durch Abstammung, Sprache, Sitte, Gesetz, Aufenthaltsort verbundenen Menschenmenge, Fürsten so gut wie Bettler, Reiche so gut wie Arme, Hochgebildete wie Ungebildete. Das Volk soll herrschen, das will sagen: Alle, die der Gemeinschaft angehören, sollen Theil haben an der Herrschaft, und nur Die sollen ausgeschlossen sein, welche die Natur oder die Gerechtigkeit ausschließt, Kinder, Blödsinnige und Verbrecher.*)

---

*) Das Weib soll nicht ausgeschlossen sein von der Herrschaft. Aber es soll sie üben, wie es sein hoher Beruf, seine

Ist das möglich? Kann das ganze Volk Theil haben an der Herrschaft?

In jedem menschlichen Gemeinwesen, welches menschenwürdige Zwecke verfolgt, muß das Gesetz der Herr sein, das Gesetz, welches die Freiheit der Einzelnen zum Wohle Aller beschränkt, und die Freiheit Aller sichert, soweit es die Rücksicht auf das Wohl der Gemeinschaft gestattet. Das Gesetz wird zu einer Freiheit und Recht schirmenden Macht, indem es gegeben und indem es vollstreckt wird. Das gegebene und das vollstreckte Gesetz ist der Herr. Die Herrschaft übt Der aus, der das Gesetz gibt und das Gesetz vollstreckt. In der Absolutmonarchie steht die Macht, welche das Gesetz gibt und vollstreckt, außerhalb des Volks, über dem Volke, ja dem Volke feindlich gegenüber. In der Absolutmonarchie ist der Monarch der gebietende Herr, das Volk der gehorchende Knecht, die Gebietenden und die Gehorchenden sind verschiedene, von einander abgesonderte feindliche Größen. Die constitutionelle Monarchie stößt das zwar widervernünftige und verderbliche, aber doch klare, bestimmte, geregelte Verhältniß der Absolutmonarchie um und stellt an seine Statt ein unklares, ungeregel-

---

Gemüthsanlage und seine Körperkraft deutlich und unverkennbar vorschreibt. Es soll sich nicht auf dem Markte des öffentlichen Verkehrs bewegen, soll nicht da wirken, wo der Adel seines Wesens ersterben müßte, sondern da, wo er sich zum Segen der Gesellschaft entfalten und offenbaren kann. Das Haus ist und bleibt des Weibes Welt. Das Weib soll Theil haben an der Herrschaft, indem es des Mannes Leidenschaft zügelt, des Mannes Sorge theilt, des Mannes Thatkraft erhöht, indem es Söhnen und Töchtern den Stolz der Freiheit einhaucht, Söhne erzieht, die der Freiheit würdig sind und für die Freiheit kämpfen.

tes, verworrenes, das die Nothwendigkeit seiner Auflösung, die Nöthigung zur Gesetzverletzung, zur Unordnung, zum Kampfe mit zur Welt bringt. Die Demokratie löst die Verwirrung auf, gibt eine feste, bündige Ordnung und führt ein Verhältniß zurück, das eben so klar, so bestimmt und geregelt wie das der Absolutmonarchie ist, aber dabei in demselben Grade vernünftig und heilbringend, wie jenes unvernünftig und verderlich. Das thut sie dadurch, daß sie das Volk als eine mündige, sich selbst bestimmende Person betrachtet, dem Volke das Recht der Gesetzgebung sichert und die Gesetzvollstreckung einer Macht übergibt, die durch den Willen des Volks verordnet ist, allein von dem Willen des Volks ihr Recht ableitet und für alle ihre Schritte der Verantwortung vor dem Volke unterliegt. So fällt in der Demokratie das Verhältniß des Herrn und des Knechtes fort. Die Gehorchenden sind zugleich die Gebietenden.

Das Volk soll das Gesetz geben. Bei kleinen Völkern, wie die kleinsten Cantons der Schweiz sie uns zeigen, kann das auf die einfachste und natürlichste Weise von der Welt geschehen. Die stimmberechtigten Glieder des Volks treten zusammen, berathen und beschließen. Was die Mehrheit will, gilt als Gesammtwille, als Gesetz. So haben wir die reine Demokratie. Sie ist in Schwyz, Uri, Zug, Schaffhausen u. s. w. möglich, in Frankreich, Oesterreich, Preußen, in Völkern vieler Millionen unmöglich. Viele Millionen können nicht mit einander berathen und beschließen. Große Völker müssen zur repräsentativen Demokratie ihre Zuflucht nehmen. Sie wählen Abgeordnete, Repräsentanten, Männer, durch welche ihr Wille sich ausspricht, die in ihrem *Namen und Auftrag* berathen und beschließen. Was

diese Männer durch Stimmenmehrheit feststellen, kann und muß als Gesammtwille des Volks betrachtet werden, ist Gesetz. Der Einzelne muß sich vor dem Gesammtwillen beugen. Er muß es thun als freier, vernünftiger Mensch. Die Vertreter handelten, berathschlagten und beschlossen auch in seinem Namen und Auftrage. Durch sie fand auch sein Wille den Ausdruck. Daß sein besonderer Wille zum Gesetz erhoben werde, kann er nicht fordern, wenn er nicht sich zum gebietenden Herrn erheben und alle Andern zu seinen Knechten herabdrücken will. Wo immer Menschen zu gemeinschaftlichen Zwecken sich verbinden, da muß Jeder einen Theil seiner unbedingten Freiheit opfern, weil Jeder die Freiheit seiner Gefährten achten und ehren muß. Die Mehrheit gibt die Entscheidung. Ihr Wille muß Gesetz sein. Wer dem Willen der Mehrheit widerstrebt, ruft die Anarchie herbei, die unausbleiblich zur Despotie und zum Verderben Aller führt.

Kann das Wort der Mehrheit in einer Abgeordnetenkammer unter allen Umständen als Ausdruck des Gesammtwillens betrachtet werden? Kann Das als Ausdruck des Volksbewußtseins gelten, was Provinzialstände und Vereinigte Landtage nach altpreußischem Zuschnitt, was französische Kammern nach Guizotscher Inspiration decretiren? Keineswegs. Nur unter Bedingungen spricht durch den Mund der Abgeordneten das Volk.

1. Die Wahlfähigkeit (actives Wahlrecht, Recht des Wählendürfens) darf nur, wie schon oben bemerkt ist, Kindern, Blödsinnigen und Verbrechern entzogen werden. Jeder Census, jede Beschränkung dieses Rechtes durch die Bedingung eines Besitzes oder einer sogenannten „selbstständigen" Stellung macht einen Theil des Volks stumm. Die Armen, die Gesellen, Tage-

löhner, Knechte bilden einen achtungswerthen, hochwichtigen und großen Theil des Volks. Gilt es den Volkswillen zu erfahren, so müssen sie reden, d. h. an der Wahl der Abgeordneten Theil nehmen dürfen. Wir haben schon die Befürchtung zurückgewiesen, als würde dadurch dem Unverstande, der Rohheit, der blinden Leidenschaft die Herrschaft gesichert. Die Macht des Geistes wird sich nie verleugnen. Der Geist wird nie überwunden. Des Menschen Auge bricht die Kraft, die Wuth des Tigers, — der Geist zügelt, beherrscht die rohe Masse. Freilich — wollt Ihr erst durch Rechtsverletzung, durch verachtenden Stolz, durch freche Anmaßung, die Leidenschaft, die Wuth der rohen Masse aufstacheln; legt Ihr es darauf an, Ausbrüche der Rohheit und der Gesetzlosigkeit, Aufruhr und Mord heraufzubeschwören, um hinterher heuchlerisch die Anforderungen der Vernunft und des Rechtsgefühls niederschlagen zu können; wollt Ihr in der Aufregung erschütternder Momente, in dem Wogendrange eines aus langer Knechtschaft plötzlich durch Waffengewalt sich erhebenden Volks den Maßstab bilden; wollt Ihr nachschwatzen, was die Selbstsucht der Privilegirten und Bevorzugten in der Angst um ihre Herrlichkeit lügend, heuchelnd und verleumdend zusammenträgt, wollt Ihr Das, was Einzelne im frechen Uebermuthe gefrevelt haben, ganzen Volksklassen zur Last legen: dann mögt Ihr den Census durch mancherlei Scheingründe rechtfertigen zu können meinen. Tretet aber selbst unter die Tausende, zeigt ihnen Wohlwollen und Liebe, laßt sie es erkennen, daß Ihr sie und ihr menschliches Recht achtet, daß Ihr mit Eurem Wohle das ihrige wollt, sprecht verständlich, eindringlich und herzlich zu ihnen, legt ihnen Gründe, klare, bündige Gründe ans Herz, und wahrlich, Ihr sollt es erfahren, welche

ungeheure Masse gesunder Vernunft, welche Billigkeit, welche Friedensliebe, welche Rechtsachtung in den von Euch verachteten Massen lebt. Ihren Arm werdet Ihr bewaffnen können zum Niederkämpfen der Aufrührer und Aufwiegler, aus ihrer Mitte werden die treuesten Freunde des Rechts und der Ordnung hervorwachsen. Allerdings haben die sogenannten rohen Massen den Aufwieglern bereitwilliges Gehör gegeben. Aber wißt Ihr, woher das kommt? Weil die Wohlwollenden, die Verständigen und Einsichtsvollen zu träge, zu gleichgültig, zu furchtsam gewesen sind, um sich der geistigen Nothdurft der Armen und Verlassenen anzunehmen, weil sie in ihrer Trägheit und Feigheit ohne Noth den Wühlern und Aufwieglern das Feld geräumt haben. Und der Bettler, der Tagelöhner, der Knecht sei zu abhängig? Wer wäre nicht abhängig! Du, wohlhäbiger Handwerker, bist abhängig von Deinen Kunden, Du, reicher Kaufmann, von Deinen Abnehmern, Du, Beamter, von Deinen Vorgesetzten. Abhängig macht uns nicht die Armuth, nicht die untergeordnete Stellung, sondern die Selbstsucht, die Feigheit, die Niederträchtigkeit der Gesinnung. Oder wer wollte die Behauptung wagen, die Reichen und Hochgestellten hätten sich stets als freie, unabhängige Männer bewährt? Der Knecht seiner Selbstsucht und Habsucht ist zwar in anderer Art, aber in höherm Grade abhängig, als der treue Knecht des Ackermanns.

2. Die Wählbarkeit (passives Wahlrecht, Recht des Gewähltwerdenkönnens) duldet nicht einmal die Beschränkung, welche bei der Wahlfähigkeit gerechtfertigt ist. Des Volkes Wille soll in den Abgeordneten zum Ausdruck kommen. So muß das Volk ohne Ausnahme Jeden wählen können, zu dem es sich durch Vertrauen gezogen fühlt. Werfen die Männer

eines Wahlbezirks ihr Auge auf den Fremdling, der vielleicht erst seit Monaten, seit Wochen und Tagen dem Volke angehört, wissen sie einen Würdigern nicht zu finden, so muß der Fremdling durch das Werk seines Lebens iu weiten Kreisen es bewiesen haben, daß er des Vertrauens würdig ist, und er muß gewählt werden dürfen. Ehrt die Wahl freier Männer den Jüngling, der eben den Knabenschuhen entwachsen ist, so muß der Jüngling ein eminentes Genie sein, der seltenen Menschen Einer, in denen der Geist die Größe seiner schöpferischen Kraft bewährt, und es ist ein Segen für das Volk, wenn er früh auf den Schauplatz tritt, der seiner Kraft das Feld öffnet. Ruft das Vertrauen der Wähler den Verbrecher aus seinem Kerker auf den Thron der Volksvertreter, so ist das Vertrauen von Tausenden freier Männer die beste und schönste Rechtfertigung, die gedacht werden kann; so muß der Verbrecher durch Reue und Buße, durch Seelenadel und seltene Geistesgröße das Verbrechen gesühnt haben, und die Kerkerthür so gut wie die Thür der Abgeordnetenkammer muß sich Dem öffnen, den das freie Vertrauen der höchsten Ehre würdig erachtet. Rümpft immerhin die Nase, Ihr ehr- und tugendsamen Spießbürger! Vergleicht doch die Verbrecher hinter Kerkermauern mit den Schmeichlern und Heuchlern, den ehrlosen Lüstlingen, den schlauen und glücklichen Betrügern, den unwürdigen Verräthern, den Verführern und Verderbern, die frank und frei herumgehen, obgleich sie das Tageslicht und die Freiheit durch ihre Nichtswürdigkeit schänden! Wißt Ihr nicht, daß der Verbrecher hinter Kerkermauern oft zehntausend Mal besser ist, als sie? *)

*) Wer hier eine Rechtfertigung des Verbrechens zu finden *beliebt, dem wollen* wir die hämische Freude gönnen.

3. Directe Wahlen unter jeder Bedingung! Das Volk soll nicht Wahlmänner wählen (indirecte Wahl). Es sei selbst Wahlmann und wähle unmittelbar seine Vertreter. In der Demokratie kommt Alles darauf an, daß der Gesammtwille des Volks offenbar werde. Die Gesetzgebung durch Vertreter ist in großen Völkern durch die Nothwendigkeit geboten, allein sie ist und bleibt ein Nothbehelf. Soll nun ohne Noth dem Volke das Recht der Gesetzgebung noch weiter getrübt werden? Soll ohne alle Noth eine Mauer gezogen werden zwischen den Vertretern und den Vertretenen, d. h. dem Volke? Soll sich das Volk, das seine Machtvollkommenheit ausüben will, Vormünder wählen, die ihm sagen, zu welcher Persönlichkeit es Vertrauen haben soll? Ja wohl, das Alles soll geschehen, wenn man die Demokratie vernichten und den Intriguen einer selbstsüchtigen und hinterlistigen Regierungspartei ohne alle Noth einen weiten Spielraum gestatten will. Wird nicht die Gefahr, daß die Vertreter gegen den Willen der Volksmehrheit Beschlüsse fassen, durch die Wahlmänner verdoppelt? wird nicht der Vertreter bei allen Abstimmungen gerechtfertigt erscheinen, wenn er nur im Sinne der Wahlmänner handelt? Steht dann nicht das Volk, seines heiligsten Rechtes beraubt, unter der Zuchtruthe weniger Wahlmänner? Und die wenigen Wahlmänner, — wie leicht können sie im Interesse einer volksfeindlichen Partei bearbeitet, bestochen werden! Denkt an den Einfluß, den die Regierung durch ihre Organe immer haben wird; seht die Schlauheit, den Eifer, die Energie, die Gewissenlosigkeit der Reactionsmänner an, und Ihr müßt die Gefahr, die Bedenken der indirecten Wahl erkennen, müßt einsehen, wie das demokratische Princip durch die indirecten Wahlen zu Grabe getragen wird. Und wie gehaltlos sind die

Einwürfe, welche die directe Wahl verdächtigen sollen! Die Zahl der Wähler wäre zu groß? Laßt uns annehmen, daß auf 40,000 Menschen ein Abgeordneter kommen soll. Unter den 40,000 Menschen sind vier Fünftheile, also 32,000 Kinder, Unmündige und Weiber. Die Zahl der Geistesschwachen, der Körperlichkranken, der Altersschwachen, der Verbrecher, der Trägen und Gleichgültigen ist auf 2000 zu veranschlagen. Es bleiben also 6000 Wähler. Diese vertheilt in sechs Wahlbezirke. Jeder Wahlbezirk wählt, wie das Vertrauen ihn führt. Die Namen Aller, auf welche Stimmen gefallen sind, werden mit der Zahl der Stimmen einer Kreisbehörde genannt. Diese zählt die Stimmen, welche Jeder der durch Stimmen Bezeichneten in den sechs Bezirken zusammen erhalten hat. Hat ein Einzelner die absolute Stimmenmehrheit aller in den sechs Bezirken erschienenen Wähler, so ist der Vertreter gefunden. Ist das nicht der Fall, so werden diejenigen sechs Männer, welche die relative Stimmenmehrheit erhalten haben, auf die engere Wahl gebracht. Zur Vollstreckung dieser zweiten Wahl bedarf es nicht des Zusammenkommens der Wähler. Die Namen der sechs Männer werden in allen Gemeinden der sechs Wahlbezirke bekannt gemacht und aus ihrer Mitte erwählt jede Gemeinde ihren Mann. Ergibt die Zählung aller Stimmen, welche die Sechs in den einzelnen Gemeinden erhalten haben, abermals keine absolute Stimmenmehrheit, so muß endlich die dritte Wahl zwischen den Beiden, welche die relativ meisten Stimmen erhalten haben, die absolute Stimmenmehrheit ergeben. Laßt Ihr vor der ersten Wahl durch eine Kreisbehörde aus der Zahl Derer, die als Wahlcandidaten auftreten, sowie aus Denen, welche *auf irgend eine Weise* das öffentliche Vertrauen be-

zeichnet, Listen anfertigen, sorgt Ihr auf diese Weise dafür, daß sich das Vertrauen möglichst concentrirt, so wird sehr oft schon in der ersten Wahl die absolute Mehrheit ihren Mann bezeichnet haben. Laßt im Uebrigen die ersten Jahre nach dem Revolutionssturm vorübergegangen und den angeschwollnen und aufgeregten Strom der Volksbewegung in das gewöhnliche Bett der Ruhe und des friedlichen Verkehrs zurückgetreten, laßt das Volk erst an die freie Bewegung gewöhnt und den ersten Ausbruch der Freude gedämpft sein: so könnt Ihr getrost die Sechstausend zusammenkommen und in Frieden wählen lassen. Unter allen Umständen jedoch directe Wahlen, wenn Ihr Demokratie d. h. gesetzliche Freiheit und vernünftige Ordnung im Volksleben wollt.

4. Der Deputirte darf nicht eine willenlose Maschine in der Hand seiner Wähler sein. Er muß das Recht haben, nach freiem Ermessen zu reden und zu stimmen, Gesetzen beizupflichten und für Einrichtungen zu streben, die nach seiner Ueberzeugung das Wohl des Volkes fördern. Entspricht er dem Vertrauen der Wähler nicht, handelt er nicht in ihrem Geiste, so mögen sie ihm den Auftrag entziehen. Eine weitere Verantwortlichkeit ist völlig unzulässig. Ein freier Mann allein kann der würdige Vertreter eines freien Volkes sein. Das Recht der Auftragentziehung muß freilich, wie wir schon oben nachgewiesen haben, den Wählern zustehen. Es muß ihnen die Möglichkeit gegeben sein, den treulosen und verrätherischen, wie den unbesonnenen und unfähigen Abgeordneten unschädlich zu machen. Gegen den Mißbrauch dieses Rechtes wird die fortschreitende Bildung, der gesunde Sinn des Volkes, die Macht, welche klare Gründe immer über den Verständigen ausüben, den sichersten

Schutz gewähren. Verständige Wähler werden von dem Manne ihres Vertrauens nie knechtische Folgsamkeit gegen ihre Launen, nie Abhängigkeit von ihren Meinungen fordern. Sie werden es einsehen, daß die gründliche Erwägung, die lebendige Theilnahme an der Debatte, die Umschau von höherm Standpunkte aus auf die Abstimmung ihres Vertreters einwirken muß, werden seine Gründe prüfen und nur dann ihm ihr Vertrauen entziehen, wenn er die Grnndsätze verleugnet, die ihm ihr Vertrauen erworben haben, wenn er durch sein ganzes Verhalten Bestrebungen befördert, welche nach der festen Ueberzeugung der Wähler zum Verderben des Volkes gereichen. Das Recht der Auftragentziehung muß feststehen, wenn die Vertretung eine demokratische sein soll. Nur unter der Voraussetzung dieses Rechtes waltet die Gewißheit ob, daß der Gesammtwille der Wähler mit dem Gesammtwillen des Volkes übereinstimmt.

Das deutsche Volk hat das Recht der Auftragentziehung ohne Zweifel, sobald es will. Anerkannt, ausgesprochen ist es freilich nicht und kein Wahlkreis hat bisher seinen Vertreter von Frankfurt zurückrufen können. Haben wir nun wohl eine genügende Bürgschaft, daß jene Männer, unter deren Einfluß in Frankfurt der Unfug des alten Bundestages sich erneuert und die Reaction des „einigen" Deutschland ein zweckdienliches Centralbureau gefunden hat, deren eifrigstes Bestreben auf Herstellung der Fürstenmacht und Unterdrückung der Volksmacht gerichtet gewesen ist, welche die Schwerter, die der deutschen Freiheit den Todesstoß versetzen sollten, in Wien und in Berlin sanctionirt, durch ihre wunderbare politische Weisheit die Annehmlichkeit herbeigeführt haben, jetzt mit 34 *Fürsten unter dem* Schutze einer ansehnlichen Anzahl

von Bajonetten das einige Deutschland vereinbaren zu müssen, — haben wir eine Bürgschaft, daß diese Männer, daß Männer, von denen ein Bassermann es wagen durfte, einen Bericht zu erstatten, der vor den Ohren des horchenden Europa als ein lügenhafter bezeichnet worden ist, die auf Grund solcher Berichte empörende, freiheitmörderische Beschlüsse fassen, aber keinen Muth haben, den von ihnen selbst gegebenen Gesetzen Achtung zu verschaffen, dem Gesammtwillen des Volkes deutscher Nation Wort und Ausdruck gegeben haben? Ist ferner irgend eine Bürgschaft da, daß jene wackern Helden der Reaction, die auf der berliner Rechten jedem Vaterlandsfreunde täglich Aergerniß gegeben, die vor allen Ministerien sich gedehmüthigt, einem Eichmann Lobreden gehalten und in der Ernennung eines Brandenburg keine offenbare Verletzung, nicht der constitutionellen Form, aber des constitutionellen Wesens erkannt haben, im Sinne der Mehrheit ihrer freiheitsuchenden Auftraggeber gehandelt haben? Wahrlich, wäre das demokratische Recht der Auftragentziehung in Preußen, in Deutschland anerkannt, — zum Heile des Vaterlandes würde längst die Schar der Selbstherren in Frankfurt, würde in Berlin die Schar der reactionären Geheimräthe und der schwankenden, grundsatzlosen öffentlichen Unräthe zur rechten Zeit gelichtet sein, und nimmer wäre dem glorreichen März ein schmachvoller November gefolgt! Viel, viel Unheil, vielleicht ein blutiger Kampf langer Jahre würde abgewandt, die Revolution würde sichern und festen Schrittes ihrem Ziele, Gründung eines vernünftigen Volkslebens und eines auf festen Grundlagen erbauten Friedens, entgegen geführt sein. Will man uns auf die stets wiederholten Wahlumtriebe und Wahlunruhen hin-

weisen, welche dieses Recht; in Aussicht stellt? Wahlumtriebe? Herr X. bewirbt sich um die Stimme der Wähler. Das thut er auf seine Gefahr hin und geht es Niemanden etwas an. Wollen sich die Wähler durch Herrn X. bestimmen lassen, so haben sie dazu das vollkommenste Recht. Fallen bei den sogenannten Wahlumtrieben Gesetzwidrigkeiten vor, so mögen die Wächter und die Vollstrecker des Gesetzes ihre Schuldigkeit thun. Und die Wahlunruhen? Die Herren von der Reaction wissen gewiß, weßhalb sie die Wahlunruhen scheuen. Sie sind ein treffliches Mittel, das Volk lebendig zu erhalten und die Trägen vor dem Einschlafen zu bewahren. Im Uebrigen wird das Recht der Auftragentziehung die Wahlunruhen kaum vergrößern. Durch sein Dasein bringt es die beabsichtigte Wirkung hervor. Es hält den Treulosen ab, nm die Gunst der Wähler zu buhlen. Es warnt Jeden vor der Annahme der Wahl, der sich bewußt ist, dem Durchschnittsbewußtsein seiner Wähler nicht gemäß handeln zu können. Es ruft einen lebendigen Verkehr des Gewählten mit seinen Auftraggebern hervor und nöthigt ihn, soweit es ihm von Gewissenswegen möglich ist, in ihrem Sinne zu handeln.

5. Die Vertretung des Volkes muß eine einheitliche sein. Jedes Zweikammersystem, wie es die Geschichte der constitutionellen Staaten uns vorführt, widerstreitet dem Princip der Demokratie. Die Unmöglichkeit einer Aristokratenkammer steht in der Demokratie fest. Die Demokratie kennt nur gleichberechtigte Glieder eines Volkes. Jeder berechtigte Stand des einigen Volkes wird in der einen Kammer seine Vertretung finden, so weit seine Glieder durch Wohlwollen, Geistesbildung und Tüchtigkeit sich das Vertrauen des herrschenden Volkes zu erwerben

wissen. Weiter dürfen sie, weiter können sie ohne verderbliche Folge für die Gesammtheit nicht vertreten sein. Blindheit, kolossale Dummheit allein hätte das preußische Volk bewegen können, für seine constituirende Versammlung viele Herren vom hohen Adel zu wählen. Den heillosen Vorrechten dieses Adels so gut wie der widersinnigen Machtfülle des Absolutmonarchen galt der Kampf. Großherzigkeit, die Kraft freier Selbstentsagung durfte bei diesem durchaus nicht, bei jenen höchstens als sehr seltene Ausnahme vorausgesetzt werden. Sollte einst das Diplom des Adels zerrissen und sein Privilegium mit Gras bewachsen sein, sollten dann die großen Grundbesitzer durch Vaterlandsliebe und Volksliebe, durch Geistesbildung und Adel der Gesinnung hervorleuchten, dann wird das gebildete Volk mit Freuden und mit Vertrauen auch aus ihrer Mitte seine Vertreter wählen. Bis dahin — Heil dem deutschen Volke, welches die geringste Anzahl von Edelleuten unter seinen Vertretern hat! — Meint Ihr, daß ein Zweikammersystem der Gründlichkeit, der Vielseitigkeit in der Erwägung und der Besonnenheit in der Gesetzgebung förderlich sei? Ihr denkt Euch unter der ersten Kammer etwa einen Rath der Alten. Ihr haltet es für nöthig, daß Gesetzvorschläge von mehren Behörden erwogen werden. Aber geschieht Das nicht auch in der *einen* Kammer? Auch in der *einen* Kammer durchläuft jeder Gesetzvorschlag drei Instanzen. Die erste Instanz bilden Die, welche den Gesetzvorschlag in ihrem und ihrer Auftraggeber Namen machen. Sie haben ihn voraussätzlich sorgfältig und nach allen Seiten hin erwogen und übergeben ihn der gesetzgebenden Kammer in der Ueberzeugung seines segensreichen Erfolges. Die zweite Instanz ist die Commission, welche die

Kammer zur Prüfung des Gesetzvorschlages ernennt. Ihre Aufgabe ist die gewissenhafteste und allseitigste Erwägung seiner Zweckmäßigkeit. Die dritte Instanz ist das Ganze der Abgeordnetenkammer, welche nach gemeinschaftlicher Prüfung die endliche Entscheidung gibt. So haben wir Instanzen genug. Jede weitere dient nur zur Verschleppung der Sache. Einen Rath der Alten wollt Ihr? Nun ja, — ein Rath der Alten, der aus einer nur durch das Alter der Wählbaren beschränkten, sonst freien Wahl hervorgegangen ist, ist ein Zugeständniß, welches das demokratische Princip dem Vorurtheile, dem politischen Aberglauben allenfalls machen darf. Vom Uebel ist es jedenfalls. An bewährten, weisen, erleuchteten Alten wird es zwar nie fehlen. Allein diese werden sich das Vertrauen des Volkes erwerben und auch bei der freisten Wahl den Kreis der Abgeordneten schmücken. Die besonnene Weisheit, die bewährte Tüchtigkeit, das reife, erprobte Urtheil wird immer seine Vertretung finden. Durch sich selbst imponirt es der stürmischen Jugend. Zu welchem Zwecke aber alte Menschen dem Volke aufzwingen, wenn nicht das freie Vertrauen zu ihnen hinführt? Soll sich etwa das hypochondrische, grämliche, kopfschüttelnde und bequeme Alter an den fest und sicher dahinrollenden Wagen des jugendlich kräftigen Mannesalters hängen? Soll etwa der Greis des Mannes Thatkraft brechen und durch sein Kopfschütteln, seine Querelen und Bedenken die zäheste Geduld zur Verzweiflung bringen? Soll die kostbare Zeit durch endloses Gerede über nutzlose Erfahrungen vergeudet und der Glaube an die Dictate der Vernunft völlig erschüttert werden? Wählt die Alten, wenn sie Vertrauen verdienen, damit sie der feurig stürmenden Jugend den Zügel der Besonnenheit und

Mäßigung anlegen, aber verschont uns mit einer Alterskammer. Dasjenige Lebensalter ist das beste, welches sich das größte Vertrauen zu erwerben weiß, und nur in den Jahren der rüstigen Kraft wird das Große gefördert.*)

6. Die Volksvertretung hat das Recht, zusammenzutreten so oft sie selbst will. Sie wartet nicht auf den Ruf einer Regierungsbehörde. Das freie Volk muß reden können, so oft es zum Reden Lust hat und Veranlassung findet. Sein Wille ist und bleibt das höchste Gesetz, und das Organ seines Willens muß zu jeder Zeit das Recht des Wortes haben. Regelt die Kammer des Volks ihr Zusammenkommen nach bestimmten Zeitabschnitten, so ist das ihre Sache. Sie wird dann das Recht der Einberufung zu ungewöhnlicher Zeit und bei besonderer Veranlassung in die Hand eines frei gewählten Ausschusses legen, der dauernd am Sitze der Regierung anwesend ist und sich nie vertagt. Er ist verpflichtet, ohne Unterbrechung die Gesetzvollstreckung zu überwachen, und so oft er sich im Gewissen gedrungen fühlt, oder so oft ein Drittheil der Vertreter es fordert, die Kammer einzuberufen. Der Regierung darf weder das Recht der Vertagung noch das der Auflösung [der Kammer zugestanden werden. Die Kammer ist das Volk, und die Kammer vertagen oder auflösen heißt das Volk seiner gesetzgebenden Macht berauben und des Hochverraths sich schuldig machen. Die Regierung müßte das Recht haben,

*) Würde es wohl ein Verlust für Deutschland gewesen sein wenn Vater Jahn (Grobianus nennt ihn Heine) ruhig in Freiburg geblieben wäre? — Hofnarren haben einst gute Dienste gethan, — aber Parlamentsnarren??

von der Kammer an das Volk appelliren und durch Veranlassung neuer Wahlen ermitteln zu dürfen, ob der Ausspruch der Kammer den Gesammtwillen des Volkes darstelle? Nicht also! Die Wähler haben in der Demokratie zu jeder Zeit das Recht, den Vertretern den Auftrag zu entziehen. Machen sie von diesem Rechte keinen Gebrauch, liegt dann nicht der genügende Beweis ihres Vertrauens zu den Vertretern auf der Hand? Kann dann die Uebereinstimmung der Volksmajorität mit dem Ausspruche der Kammermajorität irgendwie bezweifelt werden? Kein Recht der Auflösung oder der Vertagung in der Hand der Regierung! Das Recht der Gesetzgebung, dieses heiligste Recht eines freien Volkes, diese allein sichere Stütze der Volksherrschaft, darf in keiner Art gefährdet oder beschränkt werden.

7. Der Beschluß der Volksvertreter ist Gesetz. Er bedarf keiner Bestätigung, keiner Erhebung zum Gesetz. Sobald er gefaßt und dem Volke bekannt gemacht ist, gleichviel ob durch die Kammer oder durch eine Regierungsbehörde, ist er Gesetz durch eigene Kraft. Soll etwa bei einem Könige oder einem andern Beamten des im Bewußtsein seiner Machtvollkommenheit frei herrschenden Volkes angefragt werden, ob der Wille des Volkes Gesetz sein dürfe oder nicht? Soll das Gesetz eine andere Stütze, eine andere Grundlage haben, als das vernünftige Volksbewußtsein? Das absolute Veto der Regierungsgewalt, das Recht des königlichen „Ich will nicht!" hebt die Demokratie auf, trennt Regierung und Volk in zwei feindliche Größen und ruft den alten Wirrwarr, den heillosen Kampf constitutioneller Monarchien herbei. Der Wille des freien Volks ist heilig auf Erden, ist die einzige Macht, *die unerschütterlich* ist, wenn das Volk zu **wollen**

versteht. Fürchtest Du die übersprudelnde Kraft, den sich überstürzenden Eifer jugendlicher, unerfahrener Volksvertreter? Fürchtest Du von dem demokratischen Princip aus nachtheilige, verderbliche Gesetze? Wie, sind wir vor verderblichen Gesetzen sicher, wenn ein König Veto sagen darf? Kann nicht auch der König ein junger, unerfahrener Mensch und sein Minister ein alter, beschränkter Aristokrat à la Brandenburg sein? Haben nicht Könige die allerunseligsten und unklugsten Gesetze gegeben und den heilsamsten Gesetzen ihre Zustimmung versagt? Außerdem — das Volk erlebt seine Gesetze, es fühlt den Einfluß verderblicher Anordnungen, es leidet in eigener Person, wenn das Gesetz Ausfluß der Uebereilung oder der Dummheit ist, und — das verderbliche Gesetz wird sofort beseitigt und trägt die Bürgschaft trefflicher Gesetze in sich. Seine Majestät trinken Champagner, gehen auf die Jagd, amüsiren sich königlich, machen Reisen während das Volk über ein thörichtes Gesetz empört ist, und lassen sich von servilen Beamten Vortrag halten über des Gesetzes Heilkraft. Sie mißbilligen den Tadel, entrüsten sich über das aufrührerische Volk und — es bleibt beim Alten. Die freie Presse hilft wenig. Seine Majestät haben keine Zeit, die Ausgeburten des beschränkten Unterthanenverstandes zu berücksichtigen, und finden bald, daß Alles, was dem allerhöchsten Sinn nicht entspricht, lediglich von Aufwieglern und unruhigen Köpfen ausgeht, während die „wohlgesinnten" Bürger in unterhäniger Liebe ersterben. Ein staatskluger, wohlwollender, scharfblickender König wird allerdings zuweilen durch das Veto ein nachtheiliges Gesetz von dem Volke abwenden können. Allein — fragt die Geschichte. Sagt sie Euch nicht, wie selten solche

Könige gewesen sind, wie sie gegen die Unmasse trauriger Subjecte kaum in Rechnung kommen können? Und sind Dir die Fleischtöpfe des gemästeten Knechts lieber als das Bewußtsein Deiner Freiheit? Willst Du nicht lieber als freier Mann für kurze Zeit den Nachtheil eines übereilten Gesetzes tragen, als einem despotischen Willen Dich beugen? Es ist gewiß, daß die Regierung von ihrem hohen Standpunkte aus und bei manigfaltigen, vielleicht langjährigen Erfahrungen für die Gesetzgebung heilsamen Rath wird ertheilen können. Mögen denn die Minister an den Berathungen der Vertreter Theil nehmen und den Einfluß geltend machen, der ihrer geistigen Tüchtigkeit, ihrer staatsmännischen Weisheit gebührt. Mag der Regierung gestattet sein, ein Gesetz, welches ihr gefährlich scheint, der abermaligen Prüfung der Kammer zu unterstellen: beharrt die Kammer bei ihrem Beschlusse, so ist er Gesetz. Auch das aufschiebende Veto widerspricht der Demokratie. Gleichwohl ist es eine Concession, welche dem politischen Aberglauben allenfalls gemacht werden könnte.

8. Der Abgeordnete ist unverletzlich. Eine Untersuchung darf nur mit Zustimmung seiner Wähler wider ihn eingeleitet werden. Sie allein wissen, ob er ihr Vertrauen behalten oder verloren habe. Darauf aber kommt Alles an.

Das ist die Vertretung eines freien Volkes. So kommt der oberste Grundsatz der Demokratie zur Geltung: des Volkes Wille ist Gesetz. In einer also berufenen, also aus dem Volke hervorgegangenen, also mit dem Volke im fortwährenden, lebendigen Verkehr stehenden, mit solchen Pflichten und Rechten ausgerüsteten National-Versammlung tritt uns die ganze *Majestät eines* freien Volkes entgegen. Vor ihrem

Willen beugen sich die Millionen als freie Männer in freiem Gehorsam. Vor ihrem Willen muß der Höchste wie der Niedrigste, der Fürst wie der Bettler verstummen. Gegen ihren Willen kann niemals das Volk sich erheben, weil niemals ein Mensch gegen seinen eigenen freien Willen sich empören kann. Der Wille einer solchen Vertretung ist immer, ohne Ausnahme, unter allen Umständen identisch mit dem Willen der Volksmajorität. Gegen sie können nur Einzelne, nur kleine Partheien, nur reactionäre Minister, nur gesetzverachtende Aristokraten und fanatisirte Pöbelmassen sich empören, nie das Volk! Wer aber immer im frevelhaften Uebermuthe Auflehnung wider die Volksvertretung wagt, der macht des denkbar schwersten Verbrechens sich schuldig, ist Hochverräther und Majestätsschänder! Und ob er zehn Kronen trüge, — er müßte der strafenden Gerechtigkeit verfallen, müßte den gekrönten Kopf zerschellen an dem heiligen Volksgesetz.

Müssen wir hinzufügen, daß dieser Nationalversammlung die Gesetzgebung im weitesten Sinne des Worts gebührt? Sie allein kann das Gesetz auslegen, ergänzen, abändern. Sie allein bestimmt über das Gerichtsverfahren, über die Bewaffnung des Volks, über die Gestalt der Gemeinde-, Kreis- und Bezirksverwaltung. Sie allein bewilligt die Steuern und überwacht ihre Verwendung. Ohne ihre Einwilligung darf weder Krieg geführt noch Friede geschlossen, die Grenze des Landes weder verengt noch erweitert werden. Das Alles folgt aus dem Wesen der Demokratie. Sollte etwa das Recht des Krieges und des Friedens allein in der Hand der Regierung liegen? Sollen wir uns einschüchtern lassen durch die gewöhnlichen Redensarten über die Gefahren, welche bei drohend

Kriege die langsame Volksberathung bringen kann? Keineswegs! Die Volksvertretung kann sehr schnell versammelt sein und wenn wirklich Gefahr droht sehr schnell berathen. Nimmermehr aber darf der Beschluß über Krieg und Frieden allein in die Hand des Einzelnen gelegt werden. Das Volk muß gefragt werden, ob es sein Blut vergießen oder behalten, ob es seine Fluren feindlichen Verwüstungen Preis geben oder in Frieden seinen Acker bauen wolle. Da ist keine Demokratie, wo ein ehrgeiziger oder eigensinniger König nach Willkür über Blut und Leben des Volks bestimmen, wo ein feigherziger, muthloser König Frieden schließen kann, wenn das Volk die Fortsetzung eines Kriegs seiner Ehre und seinem Vortheil ersprießlich erachtet.

Das Gesetz ist eine Freiheit und Recht schirmende Macht, nicht wenn es auf dem Papiere steht, sondern wenn es mit Kraft und rücksichtsloser Entschiedenheit im Sinne des Gesetzgebers vollstreckt wird. Nur ein kleines Volk kann das Gesetz unmittelbar durch sämmtliche stimmberechtigte Glieder geben, vollstrecken kann ein Volk das Gesetz nie unmittelbar. Das kleinste wie das größte Volk bedarf einer gesetzvollstreckenden Gewalt. Meint Ihr, daß Schwäche und Ohnmacht der Regierungsgewalt ein wesentliches Merkmal der Demokratie sei? Scheint Euch Pöbelunfug, Straßentumult, Gesetzverachtung ein ächt demokratisches Element zu sein? Wahrlich, in einer Absolutmonarchie ist Gesetzverachtung und Gesetzverletzung das Natürliche, das bei erwachtem Volksbewußtsein Unvermeidliche. Es ist natürlich, daß der Hund wider den grausamen Herrn anbellt. Es ist unvermeidlich, daß der zur Besinnung gekommene Sclav sich wider die Kette empört. In der Demokratie ist das Gesetz

jedem Denkenden, jedem Besonnenen heilig, da er in dem Gesetz den eigenen Willen ehrt. Die Regierungsgewalt muß, gleichviel ob sie in der Hand Eines oder Mehrer liegt, geehrt und geachtet sein. Sie muß die Macht haben, mit Kraft und Nachdruck das Gesetz auszuführen, mit Kraft und Nachdruck Gesetzübertreter in die gebührende Schranke zurückzuweisen. Ein schwacher König ist in der constitutionellen Monarchie heilsam, weil ein schwacher König wenigstens die eine der sich widerstrebenden und bekämpfenden Gesetzgebungsbehörden aufhebt. Eine schwache Regierung ist in Absolutmonarchien von Segen, weil sie zum Widerstande, zur endlichen Abschüttelung des schimpflichen Joches einladet. In der Demokratie muß die Regierung stark sein, wenn nicht das ganze Staatsgebäude in sich zerfallen soll, stark durch die Macht, die Heilighaltung des Gesetzes nöthigen Falls durch wirksame Mittel zu erzwingen, durch die Achtung eines freien, sich selbst achtenden Volkes und durch die Energie, die Weisheit und Umsicht, die sie bei der Gesetzvollstreckung an den Tag legt. Wo menschenwürdige Zwecke erstrebt werden sollen, da muß das Gesetz eine achtunggebietende, unverletzliche Macht sein, da muß die Regierung zur Strafe der Gesetzübertreter und zum Schutze der Gesetzesfreunde ein scharfes, zweischneidiges Schwert führen. Mag die Absolutmonarchie nachsichtig gegen Gesetzübertreter sein, — liegt es doch am Tage, daß Hunderte der absolutmonarchischen Gesetze zum Verderben des Volkes gereichen, zum Widerstande einladen und die moralische Schuld der Uebertretung auf den Gesetzgeber wälzen; — in demokratischen Staaten liegt verdoppelte Strafe der Gesetzübertretung und unnachsichtige Strenge in der Strafvollziehung völlig im Wesen des Grund-

princips. In absolutmonarchischen Staaten ist die Uebertretung des Gesetzes Verletzung einer angemaßten, vor Gott und Vernunft rechtlosen Macht, einer Macht, die gegen die heiligsten Gebote Gottes frevelt, die Menschenwürde in den Staub tritt, durch ihr Dasein Recht, Vernunft und Menschheit schändet und in tausend Fällen die Verachtung der schändlichen Gesetze zur Pflicht, zur Tugend macht. In demokratischen Staaten ist die Uebertretung des Gesetzes die Verletzung der heiligsten Macht, die sich auf Erden denken läßt, der Macht, die Gott selbst geheiligt hat, indem er den Menschen zu seinem Bilde schuf. In demokratischen Staaten kann die Verletzung des Gesetzes nie Tugend, nie Pflicht, nie heilsam sein, sie muß immer und ewig das Heiligste gefährden, was der Mensch haben kann, die Freiheit! In der Absolutmonarchie bestehen schändliche Gesetze Jahrhunderte hindurch, wenn sie den gekrönten Götzen behagen. Das Ach und Weh der Völker verklingt in der Luft. In der Demokratie kann sich kein verderbliches Gesetz halten, sobald das Volk seine Verderblichkeit erkennt. Darum muß der freie Demokrat ein Knecht des auch von ihm gegebenen Gesetzes sein, wenn er nicht den Namen eines einfältigen Phrasenmachers, eines gesetzlosen Aufwieglers verdienen will. Heil Denen, die in Absolutmonarchien die Macht der Regierung zu brechen wissen! Wehe den Verblendeten, welche die Ehrfurcht verkennen, die in freien demokratischen Staaten den Männern gebührt, die das aus dem Bewußtsein hervorgewachsene Gesetz handhaben!

Für die gesetzvollstreckende Gewalt stellt das demokratische Princip eine dreifache Bedingung.

1. Die gesetzvollstreckende Gewalt hat ihre Macht *vom Volke*. Sie existirt und wirkt nur durch

den freien Willen des freien Volkes. Wie ist es doch möglich, daß in unsern Tagen noch vernünftige Menschen die Albernheit des fürstlichen „Von Gottes Gnaden" in Schutz nehmen können?! Seht Ihr wirklich nicht die fürchterliche Masse menschlichen Elends, die lediglich im Gefolge der Fürsten über die Erde gekommen ist? Wahrlich, hätte der liebe Gott mit der Anstellung der Könige mehr zu schaffen, als z. B. mit der Anstellung der Nachtwächter, Hirten und Abdecker, so müßte das „Von Gottes Gnaden" wenigstens umgewandelt werden in ein „Von Gottes höchster Ungnade" oder „Von Gottes greulichstem Zorne!" Bist Du stockblind, lieber Leser? Nun, wenn das nicht ist, so findest Du in der Geschichte tausendfältiges Zeugniß, daß die Könige „Von Gottes Gnaden" der größte Fluch sind, der je die arme Erde heimgesucht hat.

2. Das gesetzgebende Volk hat das unabänderliche Recht, die Form der Regierung durch seine Vertreter zu bestimmen. Allein von dem Willen des Volks hängt es ab, ob ein König oder ein Groß-Mogul, ein Präsident oder ein Senat an der Spitze der vollziehenden Gewalt stehen, ob als Haupt der Regierung gewählt oder durch das Gesetz der Erbfolge an seinen Platz gerufen werden soll. Immerhin mag die Nachfolge des Sohnes so lange als Gesetz gelten, wie es den Vertretern des souverainen Volkes gefällt und beliebt. Von einem göttlichen Rechte der Erbfolge kann in der Demokratie überall nicht die Rede sein. Menschen können nur da vererbt werden, wo die Sclaverei gesetzlich eingeführt ist, Völker nie und nirgend, wenn sie nicht Sklavenbanden sind und — sein **wollen.**

3. Die gesetzvollstreckende Macht ist für Alles, was sie thut, der gesetzgebenden Gewalt verantwortl

Wir machen hierbei nur eine Bedingung. Nicht die preußische Ministerverantwortlichkeit darf zum Modell genommen werden, weder wie sie vor dem 5. December gewesen ist, noch wie sie muthmaßlich auch in der nächsten Zukunft bleiben wird. Bekanntlich hat man es in Preußen zur Meisterschaft in der politischen Heuchelei gebracht. In Preußen versteht man es wie nirgend, dem Volke den Schein von Rechten zu geben und das Wesen der Rechte aus den Händen zu winden. Alle Ministerien, die vom März bis zum November in rascher Folge an dem Untergange der kaum errungenen Freiheit gearbeitet haben, sind verantwortlich gewesen, der Nationalversammlung verantwortlich. Auf den Rath der „verantworlichen" Minister beruft sich die preußische Majestät in der Proclamation, welche ihrem treuen Volke über die Gewaltmaßregeln der Novembertage Sand in die Augen streuen soll. Verantwortliche Minister! Wahrlich eine durch und durch preußische Verantwortlichkeit! Die Minister sind verantwortlich, aber — es ist kein Gesetz da, nach dem die Minister zur Verantwortung gezogen werden können, es ist keine Behörde da, welche über hochverrätherische Minister das Urtheil spricht, es ist kein Staatsanwalt da, der sein Amt gegen die Minister in Anwendung zu bringen die geringste Lust hätte. Ist eine schmählichere Verhöhnung von Gesetz und Recht denkbar? Ist die Achtung vor einem gebildeten Volke je auf unwürdigere Weise verletzt worden? Wahrlich, — sich unter solchen Umständen auf den Rath „verantwortlicher" Minister zu berufen, dazu gehört die ganze Kühnheit eines Fürsten „von Gottes Gnaden". Wollt Ihr Demokratie, Volksfreiheit, vernünftige Ordnung, — bittet Gott, daß er Euch bewahre vor der Ministerverantwortlichkeit nach königlich preußischem Zuschnitt.

Die Demokratie fordert eine wirksame Verantwortlichkeit, eine Verantwortlichkeit, welche den Schuldigen mit der ganzen Macht der beleidigten Volksmajestät trifft. Ein freies, unabhängiges Gericht spreche das Urtheil und allein den Volksvertretern stehe das Recht der Begnadigung zu.

Das sind die Grundzüge der Demokratie. Gesetzgebung durch das Volk, Gesetzvollstreckung durch eine von dem Volke verordnete, dem Volke verantwortliche Macht, — in diesen beiden Stücken beruht ihr Wesen. Die Demokratie wird zur Geltung gelangen. Sie muß zur Geltung gelangen. Sie allein entspricht der Vernunft, dem ewigen, göttlichen Recht. Sie allein macht das Reich Gottes auf Erden möglich. Nur wo sie feste Wurzel geschlagen hat, kann das Christenthum eine welterlösende Macht werden, kann die Wahrheit, die Freiheit und die Liebe dauern. Die Revolution kann, darf und wird erst dann die geplagte Erde verlassen, wenn das heilige Banner der Demokratie dahinflattert über gesegnete Länder.

Fordert die Demokratie als nothwendige Bedingung die Republik? Muß der Demokrat nothwendig Republikaner sein?

Die Republik, als deren wesentliches Merkmal nach dem Zeugniß der Geschichte die Erwählung des Leiters oder der Leiter der Regierungsgewalt aus der Mitte der Volksangehörigen erscheint, ist eine Staatsform, die an sich die Freiheit durchaus nicht verbürgt. Die Geschichte zeigt uns Republiken, in denen sich keine Spur demokratischer Freiheit findet. Wir sehen die Schweiz an vor 1798. Fragt die Unterthanenlande, Thurgau, das fruchtbare Rheinthal, die italienische Schweiz u. s. w., ob es je eine schmählichere Tyrannei gegeben hat, als die, unter der sie seufzten. Fragt

die Landbewohner in Bern, Luzern, Solothurn und Freiburg, ob absolutmonarchische Bauern je schmählicher geplagt worden sind, als sie von ihrer republikanischen Regierung. Fragt die Stadtbewohner von Bern, Solothurn, Luzern, Freiburg, selbst von Zürich, Basel, Schaffhausen, die unter dem aristokratischen Drucke einiger regimentsfähigen Familien seufzen, ob sie noch in den Jahren 1815—1830 von demokratischer Freiheit etwas gewußt haben. Auch Polen, auch Venedig waren Republiken, aber hatten die Polen, hatte Venedig demokratische Freiheit? Frankreich unter dem Consulate war eine Republik, aber war es in der That mehr als eine fast absolute Monarchie? Auch Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt am Main waren und sind Republiken. Sie waren glücklicher, freier als ihre monarchisch geknechteten Nachbarn. Aber fragt sie, ob sie demokratischer Freiheit sich erfreuten. In der Republik ist die Demokratie möglich. Wesentliches Merkmal der Republik ist die Demokratie nicht.

Die Demokratie ist mit dem Königthume sehr wohl zu vereinen. Nicht mit dem Königthume von Gottes Gnaden, nicht mit der Monarchie, aber wohl mit einem Königthume, welches dem Volksgesetz sich unterwirft und sein Recht allein von dem freien Willen des freien Volkes ableitet. Wenn das freie Volk durch seine Vertreter bestimmt, daß das Oberhaupt der Regierungsgewalt durch das einer bestimmten Familie beigelegte Recht der Erbfolge an seinen Platz berufen werden und den Titel König oder Kaiser führen soll, so liegt darin Nichts, was dem Wesen der Demokratie widerspräche. Ein demokratisches Königthum gewährt der Freiheit dieselbe Bürgschaft, die ihr eine demokratische Republik gewährt. Ist das Volk stark, begeistert [illegible]it, so imponirt des Volkes Macht und

Würde dem erblichen Oberhaupte nicht weniger, als dem gewählten. Hört das Volk auf, über seine Rechte mit scharfem Blick zu wachen, so bietet der Ehrgeiz, die Herrschaft eines Königs keine größere Gefahr, als der Ehrgeiz und die Herrschlust eines Consuls, eines glücklichen und geliebten Präsidenten, eines siegreichen Imperators. Daß das erbliche Königthum der vollziehenden Gewalt eine gewisse Festigkeit und Sicherheit verleiht, während unter einem regierungslustigen Präsidenten oder Consul aus dem Buhlen um die Gunst der stimmberechtigten Massen für die Kraft, Rücksichtslosigkeit und Energie der Gesetzvollstreckung manche Gefahr erwachsen kann; daß das erbliche Königthum die Wuth der Partheien besänftigt, während die Republik sie immer von Neuem anfacht; daß es dem Ehrgeize des Talentes und des Verdienstes wohlthuende Schranken setzt, daß es jedenfalls für Völker, die eben aus dem Kerker der Absolutmonarchie erlöst sind, die zweckmäßigere Staatsform, die festere Bürgschaft des innern Friedens ist, — das Alles scheint uns unverkennbar. Einst, nach den Märztagen, schwärmten wir für das demokratische Königthum. Friedrich Wilhelm IV. als freier demokratischer König an der Spitze eines freien, einigen Deutschland, — das war unsere Hoffnung, unser schöner Traum. Könnte er möglicher Weise zur Wirklichkeit werden? Wir fragen jetzt nicht, ob es der Reichsversammlung gelingen werde, sich das volle Vertrauen des deutschen Volkes wieder zu erwerben, ob Gagern mit derselben Energie für die Souverainetät der Reichsversammlung einstehen werde, mit der einst Schmerling für die Niederdrückung des Volksgeistes gewirkt hat, ob Deutschland groß und mächtig sein könne, wenn Oesterreich vom Bundesstaate getrennt ist und Bayerns, Hanovers, Sachsens Re-

gierung mit entschiedenem Widerwillen ein preußisches Kaiserthum trägt, — wir sehen die jetzigen Fürsten an und können uns von der Ueberzeugung nicht losreißen: erst die Republik wird Deutschlands Einheit, Macht und Größe sichern. Die jetzigen deutschen Fürsten haben absolutmonarchische Ideen mit der Muttermilch eingesogen. Unter dem Wahne der absoluten Machtvollkommenheit sind sie groß geworden. Der Dünkel „von Gottes Gnaden" hat jeden Zoll an ihnen vergiftet. Die jetzigen deutschen Fürsten von den Thronen zu entfernen, ist nicht schwer — nur des entschiedenen Wollens der deutschen Völker und eines abermaligen Märzsturmes bedarf es; — sie umzuwandeln in demokratische Könige, — scheint unmöglich! Unwürdig der ererbten Macht erscheint ihnen die Stellung der demokratischen Könige. Sie schämen sich vor ihren stolzen Ahnen einer demokratischen Krone. Sie schämen sich! Wenn sie dahin schreiten durch den Ahnensaal, so beleben sich die Bilder und blicken als drohende Gespenster verachtend herab auf die demokratischen Enkel. Daß diese drohenden Gespenster noch im 17. Jahrhundert von ihren Ständen manche Unbill haben erdulden müssen, tröstet sie wenig. Die Stände waren wenigstens Grafen und Herren, jetzt — das Volk, das verachtete Volk! Und doch, — wie ist die Stellung des demokratischen Königs so erhaben, so würdevoll! Wie legt sie so bedeutende und große Rechte in des Königs Hand! Wie sichert sie dem einsichtsvollen, tüchtigen, starken Manne einen so bedeutenden Einfluß! Wie gibt sie ihm zum segensreichen Wirken so überreiche Gelegenheit! Wahrlich, Oberhaupt eines freien Volks zu sein, durch Tüchtigkeit, durch Verdienst sich die Verehrung, die Liebe eines freie[illegible] u gewinnen, das ist das Höchste und

Herrlichste, was ein vernünftiger Mensch sich wünschen kann! Hätten die Fürsten nur eine Spur von wahrer Liebe zu den Menschen, von wahrer Hochachtung gegen die Völker, hätten sie nur einige Bescheidenheit, nur einige Einsicht in die völlige Unmöglichkeit, die Ueberlast ihrer monarchischen Rechte zu tragen, hätten sie die Kraft, die Stimme der Selbstsucht und der Herrschlust zu ersticken, wären sie durch die bodenlose Schmeichelei, durch den schändlichen Götzendienst entwürdigter Massen nicht durch und durch verderbt, nicht völlig taub und blind geworden, — gewiß, sie würden selbst Hand legen an die Beseitigung einer Machtfülle, die ihnen verderblich, den Völkern ein Fluch ist. Kein bescheidener, kein vernünftiger Mensch, kein Mensch, der das Maß der menschlichen Kraft erkennt, kann sich größere Rechte und höhere Macht wünschen, als die, welche die Demokratie dem Oberhaupte sichert. Nur die stupideste Schmeichelei, die unsinnigste Fürstenvergötterung kann es verkennen, daß die Stellung eines demokratischen Königs des größten, weisesten, erleuchtetsten Mannes würdig ist.

Wird mit dem Siege der Demokratie alles Elend von der Erde verschwinden? Werden alle Arme reich und alle Unglückliche glücklich sein, wo sie das Füllhorn ihrer herrlichsten Gaben ausschüttet? Nein! Auch die Demokratie kann die Natur des Menschen nicht umwandeln. Auch unter ihrem Scepter wird das Schicksal seine Macht und die Sünde ihren Fluch offenbaren. Das heilige Volksrecht können wir den Bajonetten abtrotzen, die Uebermacht der Fürsten können wir brechen, aber die Macht der Begierden, die Gewalt der Leidenschaften, die Selbstsucht, die Faulheit, die Treulosigkeit, die Feigheit, die Liederlichkeit kann keine Macht völlig von der Erde vertilgen. Die

heit adelt, erhebt, heiligt den Menschen, — zum irrthumslosen, sündenreinen Engel macht sie ihn nicht! Und sind Dir etwa die Steuern und Abgaben besonders unangenehm? Verabscheust Du das Soldatenspiel und den Krieg? Ist der Gehorsam Dein Todtfeind? Empört es Dich, daß Andern höhere Ehre als Dir gezollt wird? Mein Freund, täusche Dich nicht. Ob die Demokratie mit allen ihren Folgen und Bedingungen auf unerschütterlicher Grundlage erbaut wäre, — Du würdest Steuern bezahlen, Abgaben geben, Gehorsam leisten müssen, würdest Soldaten finden und vielleicht die Schrecken und Greuel des Krieges verwüstend über die Fluren deiner Heimath dahinziehen sehen, würdest Mitbürgern mit Ehrerbietung begegnen müssen und bald gewahr werden, daß dem Hochverdienten, dem Hochbegabten, selbst dem Reichen mehr äußere Ehre erwiesen wird, als dem Verdienstlosen, dem Einfältigen und auch dem Armen. „So soll also Alles beim Alten bleiben? So soll Das nicht erfüllt werden, was ich von der Freiheit, von der Volksherrschaft geträumt habe?“ Was Du geträumt hast, soll vielleicht nicht erfüllt werden, weil es unmöglich ist und die Freiheit unmöglich macht. Aber beim Alten soll es nicht bleiben! Eine Fülle der köstlichsten Segnungen soll in Deinen Schooß geschüttet werden! Das Herz soll Dir überfließen vor Freude und Wonne, wenn Du an all' das Große und Köstliche denkst, was die Freiheit gewähren und schaffen wird, was sie gewähren und schaffen muß, weil sie gar nicht anders kann, weil aus ihrem gottgesegneten Boden mit unbedingter Nothwendigkeit die lieblichsten und köstlichsten Früchte hervorbrechen, Früchte, die kein Sturmwind zerknicken und kein Hagelschlag zerschlagen kann.

Die Steuern scheinen Dir besonders lästig zu sein.

Nun ja, auch in der Demokratie werden Steuern gefordert und gezahlt. Du willst Gesetze und Handhabung der Gesetze, willst Schutz gegen Frevel, willst Ordnung, Ruhe, Sicherheit, willst Landstraßen, Schulen und Kirchen, willst eine Achtung gebietende Stellung Deines Vaterlandes u. s. w. Das Alles schneit nicht vom Himmel. Das Alles fordert Menschenkraft, und auch die Menschen, die ihre Kraft dem Gemeinwesen widmen, haben Anspruch auf Entschädigung, welche ihren Verdiensten und ihrer Kraft entspricht. So versteht es sich von selbst, daß die Obrigkeit Steuern fordern muß. Ebenso versteht es sich von selbst, daß die Steuern nicht allein den Reichen aufgebürdet werden dürfen. Alle, die zum Volke gehören, die den Schutz des Staats genießen und die bürgerlichen Rechte ausüben, Alle ohne eine einzige Ausnahme müssen nach Maßgabe ihrer Steuerkraft zur Bestreitung der Bedürfnisse des Staats herbeigezogen werden. Nicht Fürsten und nicht Handwerker, nicht Soldaten und nicht Geistliche dürfen ausgenommen sein. So will es die Gerechtigkeit. Aber wird die Demokratie es dulden, daß in dem einen Deutschland vierunddreißig Fürstenfamilien auf Rechnung des Volks alljährlich zahlreiche Millionen verbrauchen? Wird die Demokratie auf Kosten des Landes herrschsüchtigen Fürsten jenes schmähliche Soldatenspiel gestatten, welches im tiefsten Frieden die Kraft der Völker aufzehrt? Wird sie das Geld hergeben zu jenen ungeheuren Armeen, durch welche herrschsüchtige Fürsten ihre Völker knechten? Wird sie jene Uebermasse hochbesoldeter Minister, Oberpräsidenten, Generäle, Gouverneure, Geheimräthe u. s. w. dulden, die gleichfalls Millionen verschlingen, aber sobald das nichtswürdige Bevormunden, Gängeln und Knechten

aufhört, zu zwei Drittheilen überflüssig sind? Wird sie auch nur einen Tag zu dem empörenden Unsinn schweigen, der die größte Steuerlast auf die Schultern der Armen wälzt und in Preußen einen großen Theil der reichsten Grundbesitzer von der Grundsteuer befreit? Wird sie gestatten, daß die beste Kraft der zahlenden Völker im Interesse einiger Fürsten und einiger Herren vom Adel vergeudet wird? Das wird sie nicht! Du mußt Steuern zahlen in der Demokratie wie in der Absolutie. Aber was Du gibst, wirst Du gern geben. Du weißt, daß es von Deinen Vertretern bewilligt ist und unter der Controle Deiner Vertreter verwendet wird. Du weißt, daß es im Interesse des ganzen Volks, im Dienste des Vaterlandes verausgabt wird, daß Du so gut wie der Reichste und Mächtigste den reichen Gewinn der Steuern theilst, daß Du im Grunde nur an Dich und für Dich zahlst, indem Du der Obrigkeit die billige Steuer gibst. Und Krieg? Kriegsjammer und Kriegselend? Die Demokratie macht den Krieg nicht unmöglich. Aber frage wiederum die Geschichte. Wodurch sind die fürchterlichsten Kriege entstanden? Was hat das fürchterlichste Kriegselend herbeigeführt? Was hat Deutschland im Dreißigjährigen Kriege in ein Feld des Todes, des namenlosen Elends verwandelt? Was hat zur Zeit des vierzehnten Ludwig Schmach, Schande und Jammer aller Art über Deutschland gebracht? Was hat die Flamme des Siebenjährigen Kriegs angeschürt und die Kriege mit dem von seinen Ludwigen befreiten Frankreich veranlaßt? Der Fürsten Anmaßung, der Fürsten blinde Herrschsucht, der Fürsten Ehrgeiz, und dann wieder der Fürsten Dummheit, der Fürsten Feigheit, der Fürsten Verrath, — das Alles ist die überreich sprudelnde Quelle der verderblichsten Kriege gewesen. Ja, die

Fürsten haben Europa mit Blut gedüngt! Das können sie in der Demokratie nicht. Cabinetskriege, Kriege im Interesse eines ehrgeizigen Fürsten, einer herrschsüchtigen Familie sind in der Demokratie unmöglich. Nur wo die Ehre, der Vortheil des Volks es fordert, zieht die Demokratie das bluttriefende Schwert. Sie macht den Krieg nicht unmöglich, aber sie verstopft die reichsten Quellen des Kriegs. Und wenn sie zum Schwerte greift, so schlägt das Herz des Vaterlandsfreundes höher. Für die Freiheit, für die Ehre und den Ruhm des geliebten Vaterlandes vergießt er mit Freuden sein Blut, bringt er mit Freuden das große Opfer dar. Auch Gehorsam fordert die Demokratie. Unbedingter Gehorsam gegen das Gesetz, gegen die auf Grund des Gesetzes handelnde Obrigkeit ist, wie schon oben gezeigt, in der Demokratie unerläßliche Bedingung. Aber die Demokratie proclamirt nicht Gesetze, deren Lächerlichkeit, deren Heillosigkeit einleuchtet. Sie gibt nicht Verordnungen, die allein dem Interesse einer privilegirten Kaste dienen. Sie erläßt nicht Befehle, denen der Knecht mit Zähneknirschen sich fügt. Die Demokratie will des Volks Wohl, Das ganze Volk sieht sie an. Was Allen dient, Allen frommt, das Interesse Aller fördert, Das gebietet sie in dem Gesetz. Gefällt irgend ein Gesetz dem Einzelnen nicht, so weiß er, daß der Vernünftige den Willen der Mehrheit achten muß, und es bleibt ihm die Hoffnung, mit der Zeit der bessern Ansicht Geltung zu verschaffen. So beugt sich der Bürger als freier Mann dem Gesetz und der auf Gesetzesgrund stehenden Obrigkeit. Als freier Mann! Spricht sich im Gesetze nicht auch sein Wille aus? Hat die Obrigkeit nicht auch von ihm den Auftrag? Murre wider das

Gesetz in der Monarchie, in der Demokratie murrt nur der Bösewicht. Empöre Dich wider die Obrigkeit unter der Zuchtruthe der Despotie, — in der Demokratie ist die Obrigkeit heilig, — sie ist von Gott, d. h. vom Volk verordnet. Und ob in der Demokratie Andere hoch über Dir stehen, — der Weg der Ehre und Auszeichnung liegt vor Dir so breit und offen da, wie vor jedem Andern. Sei tüchtig und Du findest das Feld für Deine Tüchtigkeit. Sei edel, fest, stark, voll Mannesmuth, und Du wirst den Schmeichler und Heuchler weit hinter Dir lassen. Erwirb Dir Verdienste und sie werden erkannt werden. Zeichne Dich aus und Du wirst ausgezeichnet sein. Kein Prinz, kein Edelmann gilt, wenn nicht Verdienst und männliche Tugend ihn erhöht. Verbannt ist aus der Demokratie der Unsinn, der den hochgeborenen Dummkopf dem bewährten Manne vorzieht, und Du, wackerer, tüchtiger Mann aus niederm Stande, brauchst nicht vor verdienstlosen, schmeichelnden und heuchelnden Junkern Dich in den Staub zu werfen. In der Demokratie gilt der *Mensch*. Ob der Reichthum, der große Grundbesitz auch in der Demokratie seinen Einfluß nicht verleugnet, — ohne männliche Tugend, ohne Verdienst, Seelenadel, Geistesgröße wird der Reichste eine untergeordnete Stellung einnehmen. Und welch', eine Fülle der kostbarsten Rechte verbürgt die Demokratie! Wird sie die Presse „angemessen" einengen, das Recht der Gesetzgebung zerbröckeln? Wird sie Richter dulden, die vor dem Zorn des Ministers zittern? Wird sie die Ehre, die Freiheit, das Leben eines Menschen abhängigen Creaturen Preis geben, die voll Pflichtgefühl und Rechtsachtung sein *können*, aber auch voll Ehrgeiz und Habsucht? Wird sie die einzelnen G[illegible]er die Vormundschaft „höherer

Behörden" stellen? Wird sie dem Manne zur Zeit der Gefahr die Waffe aus der Hand reißen und ihn der Willkür brutaler Generale überliefern? Wird sie den Arbeiter schutzlos der Gnade des Reichen anheimgeben? Wird sie mit Willkürgeboten dazwischen treten, wenn Hunderte oder Tausende unter Gottes freiem Himmel sich berathen wollen? Doch, wozu diese Fragen! Die Demokratie verbürgt „wahre" Preßfreiheit, unabhängiges Gericht, Freiheit von Polizei- und Richterwillkür, selbstständige Gemeindeverwaltung, das Recht der Waffen und der Vereine und alle jene köstlichen Rechte, ohne welche ein vernünftiges Staatsleben gar nicht denkbar ist, — die Demokratie allein verbürgt sie für ewige Zeiten! Das Volk gibt das Gesetz und das Volksgesetz schützt vor Allem das Volksrecht und die Volksfreiheit! Und wie sorgt die Demokratie für die geistige und sittliche Erhebung der Völker! Sie entzündet die rechte Vaterlandsliebe. Kann ich ein Vaterland lieben, welches mich nicht achtet, mich als Maschine betrachtet, mich zum Loose des willenlosen Knechts verdammt, den Mann wie ein Kind gängelt, meine heiligsten Rechte niedertritt, mich drückt, plagt, schindet, und nur den Auserwählten die Theilnahme an den Genüssen der Erde gestattet? Nimmermehr! Für das freie Vaterland allein glüht das Herz des freien Mannes. Das Vaterland, welches mich achtet, meine Rechte ehrt, meine sittlichen Bedürfnisse befriedigt, meine Kraft in Anspruch nimmt, für dessen Ruhm ich wirke, dessen Stolz mein Stolz, dessen Glück mein Glück ist, ein solches Vaterland umfasse ich mit heißer Inbrunst. Ein solches Vaterland ist mir heilig! Wie heilig ist mir sein Gesetz! Wie theuer die Pflicht, die es mir auferlegt! Wie unverletzlich das Recht jedes Vaterlandsgenossen, da mein Recht

so hoch geachtet wird! Die Demokratie flößt Rechtsachtung, Pflichttreue, Heilighaltung des Gesetzes ein, während die Monarchie zur Pflichtverletzung, zur Gesetzlosigkeit und Rechtsverachtung verführt und einladet. Die Demokratie fordert meine thätige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Sie macht mir ein gewissenhaftes Mitwirken zur Pflicht, zu einer Pflicht, der ich mit Lust und Freudigkeit mich hingebe. Sie entreißt den Menschen seinem selbstsüchtigen Brüten. Sie enthüllt ihm das große Geheimniß, daß es außer Weib und Kind Menschen gibt, die seiner Liebe werth sind und seiner Liebe bedürfen. Sie erweitert seinen Blick und zeigt ihm jenseit der Schwelle seines Hauses eine Welt, auf die sein Auge mit Lust fällt, in der er sich heimisch fühlt, die er *sein* nennt, für die sein warmes Herz in treuer Anhänglichkeit schlägt. Es ist nicht möglich, daß in der Demokratie jene teuflische Selbstsucht, jene widerwärtige Engherzigkeit, jenes schmähliche Philisterthum zur allgemeinen Herrschaft gelangt, welches die unausbleibliche Folge jeder Sultanswirthschaft ist, der preußischen und österreichischen so gut wie der türkischen und chinesischen. Die Demokratie erweckt ein reges Streben, einen schönen Ehrgeiz, einen edlen Stolz. Jeder Kraft, jedem Talent, jeder Lust zum Wirken öffnet sie das entsprechende Feld. Jedem Tüchtigen öffnet die Gemeinde, der Bezirk, der Staat den Zugang zu den Ehrenämtern. Der Tüchtige gilt in den Vereinen und Versammlungen. Des Tüchtigen Wort dringt in die Herzen und gewinnt Bedeutung, ob es von den Lippen des Geringsten käme. Den Tüchtigen, gleichviel ob Sohn des Bettlers oder des Fürsten, ruft sie in den hohen Rath der Nation, stellt sie an die Spitze der Verwaltung, an die Spitze der Kriegsheere. Die Demokratie bietet die

Gelegenheit zum Wirken. Die Gelegenheit erweckt die Lust. Die Lust gebiert die Kraft. Ist die Lust, ist das Verlangen hervorgerufen, dann mußt Du nach Kenntnissen, nach Einsicht streben, dann mußt Du denken, prüfen| lernen, dann mußt Du Deine freie Zeit würdiger Beschäftigung widmen, mit regem Eifer an Deiner Fortbildung arbeiten, willst Du nicht als Narr dastehen unter Ehrenmännern. Wird dann der Jüngling seine Jugendkraft der Lust opfern und die schöne Jugendzeit schmählich entweihen? Wird der Mann sich dem Teufel verkaufen, wenn er nur Schätze sammeln kann? Wird er liederlich das Seine vergeuden, wenn er nur Befriedigung viehischer Lüste findet? Wird er seinen Namen der Verachtung Preis geben, wenn er dem Verlangen seiner Selbstsucht genügen kann? Nein, das wird er nicht! Allerdings wird das Laster auch in der Demokratie nicht aussterben. Allerdings wird auch die Demokratie um Hurenbolde, um wüste Knechte der Lust, um Geizhälse und Ehrlose zu trauern haben. Aber es ist nicht möglich, daß die greuliche Entartung Platz greife, die in fürchterlicher Allgemeinheit die Zöglinge der Monarchie entwürdigt. Die Demokratie bildet, erhebt, adelt den Menschen. Die Demokratie macht ihn zu einem sittlich freien Wesen. Alle Triebfedern setzt sie in Bewegung, Liebe, edlen Stolz, Verlangen nach Anerkennung, Ehrgeiz, Thatendrang, Alles setzt sie in Bewegung, um den Menschen zu einem geistig starken, sittlich freien Gotteskinde zu erheben.*) Und wird die

*) Soll das freie Rom, das sich auch durch Sittenlosigkeit um seine Freiheit brachte, mich widerlegen? Rom war ein absoluter Weltmonarch, war eine Stadt von Königen, umgeben von unterjochten Völkern, der Zusammenfluß ungeheurer Schätze. So konnte es die republikanische Tugend nicht bewahren. Es unterlag der Gefahr, die jedem Monarchen droht, den kriechende Völker vergöttern. Und ist die Sittenlosigkeit des freien Rom zu *vergleichen mit* der greulichen Entartung der Kaiserzeit?

Lüge, die Heuchelei, die Treulosigkeit, in der Demokratie die empörende Herrschaft üben, die wir mit Grauen und Entsetzen als nothwendige Beigabe der Monarchie erkannt haben? Die Demokratie zieht die Thaten des Mächtigen wie des Geringen schonungslos an das Tageslicht, — wird sie es den Mächtigen gestatten, vor edlen Völkern mit schamlosen Lügen aufzutreten und die offenbare Gesetzlosigkeit ihrer Handlungen durch nichtswürdige Heuchlerworte zu bemänteln? Die Demokratie ehrt den tüchtigen Mann, — wird sie Heuchlern und Schmeichlern die Ehrenplätze einräumen? Die Demokratie sichert das Recht jedes Ehrenmannes, sie achtet seine Ansprüche, ehrt seine Verdienste, — wirst Du zu heuchlerischen Lobeserhebungen, zu hündischem Schmeicheln Dich erniedrigen müssen, um Schutz, Recht und Anerkennung zu finden? In der Demokratie gehst Du aufrecht Deines Weges, sprichst Du frei Dein Wort, kräftig Deinen Tadel aus. In der Demokratie ehrst Du das Gesetz, ehrst Du die Männer, die gewissenhaft das Gesetz handhaben, und fühlst Dich im Uebrigen in der Würde des freien Mannes. Vor keinem bunten Rock, vor keinem Titel, vor keinem Ordensstern bückst Du Dich. Wie die Monarchie die Mutter der Lüge, der Heuchelei, der Treulosigkeit ist, so ist die Demokratie die treue Pflegerin der Wahrheit, Offenheit und Gradheit. Leser, erhebt, erwärmt Dich das nicht? Erfüllt es Dich nicht mit schöner Begeisterung für die heilige Freiheit? Bist Du auch jetzt noch so entnervt von dem monarchischen Gifte, daß Du Dich nur für Deinen Geldbeutel und Deinen äußern Vortheil begeistern kannst? Nun, so thu' die Augen auf! Siehst Du nicht, wie treu die Freiheit auch für Deinen Geldbeutel sorgt? Freilich den Trägen, Faulen, Ungeschickten, Liederlichen wird auch die Demokratie

nicht reich machen. Der Traum von Gütergemeinschaft und Gütervertheilung, von Gleichheit im Besitz von Geld und Gut ist ein hirnloser. Er kann nur Platz greifen in Köpfen, die weder die Welt noch die Menschen noch das Wesen der Freiheit kennen, die keinen Begriff von menschlicher Tugend und menschlicher Würde haben. Ungleichheit im Besitz wird bleiben, muß bleiben und ob ein Engel vom Himmel die Demokratie errichtete. Aber denke Dir den Ackerbau ganz und völlig befreit von dem Unsegen aller gutsherrlichen Lasten, das kleinste Ackergut als freien Besitz in der Hand des freien Mannes, die Befreiung erworben nach billigem Gesetz, — wird sich der Wohlstand nicht vom Ackerbau aus über weite Kreise ergießen? Denke Dir die Arbeit dem Capitale gegenüber durch billige, vernünftige Gesetze geschützt, den Arbeiter aus der Stellung eines willen- und rechtlosen Sclaven in die Stellung eines Menschen erhoben, der vernünftigen Anordnungen gehorcht, die nothwendige Abhängigkeit trägt, in dem Arbeitgeber den befehlenden und anordnenden Vorgesetzten ehrt, aber durch treue Arbeit, durch Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit Befriedigung seiner nothwendigen Bedürfnisse, Sicherung für die Tage der Arbeitsunfähigkeit und eine Behandlung sich erwirbt, die in ihm das Gefühl der Menschenwürde erweckt; denke Dir den Arbeiter sittlich gehoben, zum Menschen gebildet, der wüsten Verschwendung sich schämend, sich selbst ehrend, verständig, überlegend, von dem Bewußtsein seines Rechts und seiner Würde getragen, mit Achtung und Freundlichkeit behandelt: wie, wird sich eine behagliche Wohlhäbigkeit nicht bis in die untersten Schichten der Gesellschaft verbreiten? Wird sich dem überfließenden Strome des hungernden und kümmernden Armuth nicht ein mäch-

tiger Damm entgegenstellen? Denke Dir das Handwerk befreit von dem Unsegen der völlig unbeschränkten Concurrenz, die durch Lehr- und Wanderzeit erworbene Geschicklichkeit geschützt gegen die Unmasse unkundiger Eindringlinge wie gegen die unbedingte Herrschaft des Capitals, die unverschuldete Noth fleißiger Männer gehoben durch Darlehnsbanken: wird dann das Handwerk in solchem Umfange dem Proletariat in die Hände fallen, wie es jetzt in den meisten Staaten des monarchischen Deutschland der Fall ist? Denke Dir endlich vor Allem den Handel von den zahllosen Fesseln befreit, in welche monarchischer Wahnsinn ihn geschlagen hat, die Zollschranken gefallen, die Flüsse frei, das ganze große Deutschland verbunden durch ein Handelsgesetz, als einen großen Markt des mächtig aufblühenden Verkehrs, in imponirender Größe dem Auslande gegenüber, dem kleinen Holland wie dem großen England das Gesetz der Billigkeit abzwingend, durch eine mächtige Flotte geschützt, frei seinen Markt den Völkern öffnend, die seinen Erzeugnissen den freien Eingang gestatten, allen Andern Gleiches mit Gleichem vergeltend, die Einfuhrsteuer der Einfuhrsteuer gegenüberstellend: und wahrlich, Du sollst bald gewahr werden, welchen ungeahnten Aufschwung der deutsche Handel nimmt, wie groß, wie geehrt und gefürchtet das mächtige Deutschland dasteht unter den Handelsvölkern Europas! sollst gewahr werden, wie bei der Demokratie Dein — Geldbeutel die allerbeste Nummer zieht.

Freunde, faßt die einzelnen Züge zusammen, stellt das schöne, große Bild der Demokratie vor Eure Augen, und das Herz muß Euch lachen vor unaussprechlicher Freude! Ein sittlich gehobenes, geistig ge-
Volk treuer, redlicher, von Vater-

landsliebe glühender, von Rechtsachtung durchdrungener Männer, alle Rechte des freien Mannes gesichert, der Handel in herrlicher Blüthe, das Handwerk auf goldenem Boden, die Arbeit lohnend und ehrend, der Ackerbau die ganze Fülle seines Segens ausströmend, die fürstlichen Millionen zum größten Theil verwendet für Volkswohl, der Völkerfluch der stehenden Friedensheere mit der Zeit gehoben, — Freunde, Brüder, es muß schön werden auf dieser schönen, schönen Gotteserde, das Reich Gottes wird kommen und muß kommen, es kann nicht länger ein lieblicher Traum bleiben! Richtet Euch auf an der Betrachtung des köstlichen Bildes, wenn die Schmach dieses November Euch zu Boden drückt. Haltet die Ueberzeugung fest, daß der Geisterfrühling so gewiß wiederkommen muß, wie der März mit seinem blendenden Sonnenlicht, seinen reinigenden Stürmen auf den Dreck, den Unflath des Februar folgt. Haltet sie fest, diese Ueberzeugung! Wenn das Herz Euch brechen will vor Gram und Schmerz über die niedergetretene Freiheit, über die Feigheit, die Dummheit, den schändlichen Verrath der Männer, auf welche ehrliche, treue Völker ihr Vertrauen und ihre Hoffnung setzten, haltet die wohlbegründete Ueberzeugung fest: die Demokratie wird und muß siegen, weil sie allein vernünftig, allein aus Gott ist! Mag die Nacht auf Augenblicke wiederkehren, um so herrlicher bricht der Strahl der Freiheit hervor. Mögen Fürsten und Aristokraten einen Augenblick triumphiren, um so schöner und glänzender wird der Triumph der Völker sein. Mögen die Völker ruhen einen Augenblick, — der Volksgeist ist erwacht, die Volkskraft ist erkannt, — der Löwe hat die Freiheit gekostet! Deutsches Volk, — Du bist der Löwe! Du ruhst jetzt, doch sobald Du **willst**, erhebst Du Dich in majestätischer

Kraft, und Dein ist der Sieg, Dein die Macht und die Herrlichkeit! Daß ich mit Feuerflammen schreiben, mit Feuerzungen reden könnte! Daß ich Eure Vorurtheile zerbrechen, Eure Selbstsucht, Eure Bedenklichkeit, Euren Unglauben, Eure Feigheit, Euer blindes Vertrauen in den Abgrund der Hölle verdammen könnte! Wer ein Herz hat, wer den Menschen kennt und den Menschen liebt und das Göttliche sieht, was im Menschen lebt, den Gottesgeist, der die Menschheit durchdringt, wer nur einen Funken des heiligen Geistes in sich findet, nur eine Ahnung von Dem hat, was Christus will, der muß den Segen der Demokratie erkennen! Ständen die Könige nicht auf zu tiefer Stufe, wären sie nicht zu verblendet durch ihre Herrschsucht, wären sie großer Gedanken, wahrer Liebe, edler Empfindungen fähig, könnten die göttlichen Strahlen der Religion die steinerne Rinde ihrer in Selbstsucht erstorbenen Herzen nur einmal durchdringen, wahrlich, sie würden erkennen, wie die Demokratie auch ihnen eine viel schönere, viel beglückendere, viel menschenwürdigere Stellung anweist, als die ist, welche sie jetzt einnehmen. Jetzt sind sie Götzen, angebetet von der Schar der gottverlassenen Dummköpfe, gegängelt, betrogen und verrathen von der Schlangenbrut heuchelnder und schmeichelnder Höflinge, — bemitleidet von allen erleuchteten und besonnenen Freunden des Menschengeschlechts, verachtet von Allen, deren Herz für die heilige Freiheit glüht, und einst — verurtheilt und verdammt vor dem untrüglichen Richterstuhle der Geschichte! Die Demokratie würde ihnen den stolzesten Platz anweisen, den ein vernünftiger Mensch sich wünschen kann: die Demokratie würde sie als freie Männer an die Spitze freier Völker stellen, und — die Welt würde sie

Meint Ihr, Ihr Herren Gegner, daß Eure Einwendungen die Kraft unserer Gründe brechen können? Die constitutionelle Monarchie, meint Ihr, sichere auch die von uns gepriesenen Güter? Wahrlich, die constitutionelle Monarchie mit ihrem Wirrsal würde die kaiserlich österreichische und die königlich preußische sogenannte „wahre" Freiheit sichern, d. h. die Monarchenwillkür und die Aristokratenherrlichkeit, — die Volksfreiheit sichert sie nimmer! Laßt den Herrn von Gottes Gnaden das absolute Veto, das Recht der Kammerauflösung und Kammervertagung, Orden, Titel und Adelsverleihung, laßt der Aristokratenkammer ihre Stellung zwischen Fürsten und Volk, ihren mächtigen Parteieinfluß auf die Gesetzgebung, laßt die Volkskammer unter dem Einfluß der Regierung von bestechlichen Wahlmännern auf drei oder sechs Jahre unwiderruflich gewählt, durch den Census oder eine anderweite beschränkende Verordnung einen bedeutenden Theil des Volks zur Unmündigkeit verdammt sein, und Ihr sollt erleben, was aus der Freiheit wird! Werden die Fürsten ihre Selbstherrlichkeit und ihre Einkünfte Preis geben, so lange sie Macht haben, Beides zu erhalten? Werden die Junker mit den stehenden Heeren die zahllosen Officierstellen, mit der kostspieligen Staatsverwaltung und dem behaglichen Bevormundungssystem die einträglichen Präsidenturen und Oberpräsidenturen fahren lassen? Wird das zersplitterte Deutschland stark genug werden, seine Handelsgröße auf eine imponirende Flotte zu gründen? Wird das Recht des Arbeiters, des Bauern, des Handwerkers dem überwiegenden Einfluß der hohen Herren gegenüber gesichert sein? Wird die üppige Blüthe der Lüge, der Schmeichelei und der Kriecherei brechen und die Quelle der sittlichen Entwürdigung versiegen? Das Alles wird nicht ge-

schehen und kann nicht geschehen! Wie schnell aber die constitutionelle Monarchie den heiligsten Volksrechten, dem Rechte der Waffen, der freien Presse, der Vereinigung, der unverletzlichen Wohnung, des freien Gerichts die Spitze abzubrechen vermag, das hat die Welt erfahren und das wird sie auch künftig erfahren! Was die Monarchenwillkür hemmt und den Aristokratenunfug stört, das wird in der constitutionellen Monarchie so lange „angemessen," beschränkt und „gesetzlich" geregelt, bis — Monarch und Aristokrat ins Fäustchen lachen über die dummen Völker.

Die Völker wären nicht reif für die Demokratie? Meit Ihr? Daran scheint Wahres zu sein. In vielen Schichten des Volkslebens findet sich eine ekelerregende sittliche Verworfenheit. In andern eine Unklarheit, eine Begriffsverwirrung, eine Maßlosigkeit in der Sorge für persönlichen Vortheil, die Besorgniß erweckt. Denken wir an eine Menge der preußischen Stadträthe und Bürgermeister, an die Masse der Kanzleiräthe, Hofräthe und Geheimräthe, an Gardelieutenants, General- und Special-Superintendenten, Pfaffen, pensionirte Stabsofficiere und ähnliche Auswüchse des Volkslebens, an Stadtverordnete, die zur rechten Zeit zu Kreuze kriechen, an Handelsherren und Fabrikherren, für welche die Welt nur so weit vorhanden ist, als ihre Geschäftsverbindungen reichen und ihre Fabrikate Absatz finden, wahrlich, dann könnte uns der Muth entsinken! Da ist nichts edel Menschliches, kein Mannesmuth, keine Ahnung großer Gedanken, keine Kraft würdiger Entschließungen, kein Anhauch einer schönen Begeisterung, kein auftauchendes Bedürfniß einer wahren Freiheit, keine Liebe, kein Glaube. Da ist durch und durch ein absolutmonarchisch-verpestetes, widerliches, ekelhaftes, ...n, eine Gewissenlosigkeit, eine Gewandtheit im

Schmeicheln und Heucheln, eine Fertigkeit im Selbstbetruge, eine Schlangennatur, eine Feigheit und Niederträchtigkeit, die als unausbleibliche Folge des Monarchendruckes erklärlich, nichts desto weniger im höchsten Grade empörend und bedenklich ist. Diese Menschen zählen kaum mit, wenn von sittlich freien Wesen die Rede ist. Sie haben kein sittliches Gefühl, kein sittliches Urtheil. Das Unwürdigste, das Gemeinste, die offenbarste Lüge, die sonnenklarste Niederträchtigkeit ist gerechtfertigt, wenn sie nur — von einem Könige oder wenigstens von einem Königssohne ausgeht. Diese Menschen sind für die Demokratie nicht reif. Sie ahnen und verstehen ihren Segen nicht. Sie haben kein Herz für das Große und Schöne, was sie schafft. Könnte die Demokratie den Geheimräthen Präsidenturen mit 6000 Thalern Gehalt, den Stadträthen Geheimerathsstellen mit 3000 Thalern, den Pfaffen fette Pfründen mit behaglicher Ruhe und hohen Ehren, den Kanzlei- und Hofräthen Rothe-Adlerorden mit Gehaltszulagen und Rangerhöhung, den Handelsherren brillante Geschäfte, den Gardelieutenants Avencements, Champagner im Ueberfluß, neue Kraft für ihre marklosen Lenden, Huren mit frischen Wangen und üppigem Busen zuführen und gewährleisten, Schwarz auf Weiß, versiegelt und verbrieft, — dann würden sie schwärmen für Demokratie und dem angebeteten Königspaare mit graciöser Verbeugung den Kauf aufkündigen. Jetzt nicht. Die Demokratie fordert Männer, keine Stadt- und Hofräthe, freie Männer, keine in Demuth ersterbenden Creaturen, keine Sclaven der Lust, der Geldgier und des Ehrgeizes. Die Demokratie bietet zunächst Kampf, Schmerz, vielleicht den Tod, aber weder Orden noch Titel, weder Champagner noch Liebeslust. Wartet Ihr auf die Mitwirkung

der Stadträthe u. s. w., u. s. w., so bleibt die Demokratie ein schönes Traumgebilde. Blicken wir nach einer andern Seite. Da sehen wir Arbeiter. Unter ihnen wackere, verständige, ehrenwerthe Männer in großer Zahl, aber auch — welche Verblendung! Die gebratenen Tauben sollen ihnen demokratisch ins Maul fliegen. Die Freiheit soll ihrer Trägheit bequeme Ruhepolster verschaffen. Sie wollen viel verdienen, aber wenig arbeiten. Sie wollen das große Wort führen, Geltung haben, ihren Willen durchsetzen, aber nach Bildung, nach Würdigkeit, nach sittlicher Tüchtigkeit, nach klarem Verständniß Dessen, was Noth thut, trachten sie nicht. Sie wollen Freiheit, ja, Freiheit, aber daß bürgerliche Freiheil ohne sittliche Freiheit unmöglich Dauer und Bestand haben kann, das verstehen sie nicht. Sie wollen Gerechtigkeit für sich, und fangen damit an, die Gerechtigkeit Andern zu versagen. Sie wollen ihr Recht und verletzen das Recht Anderer. Sie wollen glücklichere, frohere Tage sehen und freveln im rohen Unverstande gegen die billigsten und vernünftigsten Gesetze. Sie wollen Umgestaltung des Bestehenden zu ihrem Heile, und verschmähen es, den Rath einsichtsvoller Männer zu beherzigen, deren Liebe und Treue ihnen bekannt ist. Da treten uns Männer des bisher vorzugsweise sogenannten Bürgerstandes entgegen. Gott weiß es, wie hoch wir die Männer des Bürgerstandes ehren; wie wir das ganze Gewicht und die hohe Bedeutung dieses Standes aus vollem Herzen anerkennen. Aber nimmer werden wir dem Bürger, dem Handwerker Recht geben, wenn er sich gebährdet, als sei seit dem März die Welt nur für ihn da, als müsse die ganze Neugestaltung allein auf sein Interesse, auf den Vortheil seines Standes berechnet werden. Nimmer

werden wir ihm beipflichten, wenn er alle Rechte für sich in Anspruch nehmen, alle Lasten auf die Schultern der Begüterten wälzen, die sogenannten Vornehmen verdächtigen, die Reichen beargwöhnen, die höhere Geistesbildung geringschätzen will. Nimmer werden wir es rechtfertigen, wenn er es vergißt, daß der höhere Grad geistiger Durchbildung, die umfassendere Kenntniß und die tiefer dringende Einsicht, welche bis jetzt im natürlichen Gefolge ihres Bildungsganges vorzugsweise bei den Mitgliedern der sogenannten höhern Stände gefunden wird, bei der staatlichen Neubildung durchaus unentbehrlich ist. Ein engherziges, selbstsüchtiges Wühlen, das neue Scheidewände baut und neue Zwietracht säet zwischen den Angehörigen verschiedener Stände, das den Reichen zurückdrängen will, weil er reich, und den Vornehmen, weil er vornehm ist, ist durchaus und völlig undemokratisch. Kein Mensch, kein Stand darf sich allein wollen in der Demokratie. Jeder muß gelten, was er werth ist, und seine Stellung darf allein abhängig sein von seiner Tüchtigkeit. Das Handwerk ist wichtig, — ist es der Handel, der Ackerbau weniger? Ist nicht die Blüthe des Handels und des Ackerbaues die wichtigste Grundbedingung der allgemeinen Wohlfahrt? Wahrlich, so lange die Selbstsucht und die Engherzigkeit nach Herrschaft strebt, trete sie hervor bei Königen oder bei Holzhackern, bei Grafen oder bei Schuhflickern, so lange ist an den Segen der Demokratie nicht zu denken!

Doch wir müssen der Frage: sind die Völker reif für die Demokratie? näher treten. Du behauptest, sie seien nicht reif. Wie meinst Du das? Sind sie nicht reif, in Wahlbezirke zusammenzutreten und Män-

ner zu wählen, zu denen sie Vertrauen haben? Oder sind die Gewählten nicht reif, die Bedürfnisse des Volks zu beurtheilen und aus diesen Bedürfnissen heraus zweckmäßige Gesetze zu geben? Meinst Du vielleicht, es lebten überhaupt nicht so viel vernünftige, gebildete und sachkundige Männer in der Mitte der Völker, daß für das Geschäft der Gesetzgebung eine zweckdienliche Auswahl möglich sei? Das kannst Du nicht meinen, ohne Dir selbst das Zeugniß der Blindheit und des Unverstandes zu geben. Und wenn Du es wirklich meintest, — gehören nicht zum Volke Alle, Hohe und Niedrige, Fürsten und Bettler? Steht das Volk überhaupt so tief, daß es keine Männer zählt, die des Volkes Bedürfnisse kennen und denselben durch Gesetze zu begegnen wissen, woher soll dem Einen, dem Fürsten, die unermeßliche Weisheit und Kraft zur Gesetzgebung und Gesetzvollstreckung kommen? Woher soll der Einzelne aus seiner isolirten Stellung heraus die Bedürfnisse der verschiedenen Volksklassen kennen lernen? Den Fürsten würde von Gottes Gnaden die nöthige Weisheit gegeben? Behauptest Du das, so schlägt Dich die Geschichte mit ihrer langen Reihe der erbärmlichsten, gottverlassensten Fürsten ins Angesicht, und gibt Dir obendrein das Zeugniß entweder der Dummheit oder der Bosheit. Doch Du meinst nur, die Masse des Volks habe nicht die Einsicht, die sachkundigen Männer herauszufinden. Die Masse des Volks lasse sich leiten von schlauen Betrügern, von Aufwieglern und Unruhestiftern! Daß das Resultat der Volkswahl möglicher Weise ein sehr trauriges sein kann, davon gibt Frankfurt, gibt Berlin sprechende Beweise. Allein — aller Anfang ist schwer, Uebung jedoch macht den Meister. Auch können die *Ungebildeten leicht* boshaften und verbrecherischen

Menschen Herz und Ohr öffnen. Allein — die Zahl der unterrichteten, wohlmeinenden, einsichtsvollen Männer ist jedenfalls groß. Ziehen diese sich von den weniger gebildeten Schichten des Volks zurück, verschmähen sie es, belehrend und ermahnend ihnen entgegen zu treten, ihnen als Freunden und Brüdern die Hand zu reichen, dann mag es sein, daß der Ungebildete die Beute des verschmitzten Bösewichts wird. Aber, Ihr weisen Herren, warum begnügt Ihr Euch damit, auf die unter Euch Stehenden zu schimpfen und zu schelten, über ihre Rohheit und Blindheit hochtrabende Worte zu machen? Warum versammelt Ihr sie nicht um Euch? Warnm tretet Ihr nicht zu den Tausenden, die gern kommen, wenn Ihr sie ruft? Warum nehmt Ihr Euch nicht ihrer geistigen Nothdurft an und verdient Euch einen Gotteslohn um sie und das Vaterland? Es hilft doch nichts, meint Ihr. Ja, wenn Ihr Professorenweisheit vor ihnen auskramt, mit schulmeisterlicher Miene zu ihnen kommt, mit vornehmer Herablassung auf sie hinblickt, wenn Ihr selbst zu ungeschickt seid, als daß Ihr die Herzen treffen und die Geister fesseln könntet, dann hilft's nichts. Tretet mit Liebe, mit Anerkennung und Achtung seines Rechts zu dem niedern Manne, beweiset Eure geistige Ueberlegenheit, die Schärfe Eures Verstandes, die Gründlichkeit Eures Wissens, die Klarheit Eurer Begriffe, so werdet Ihr die Menge den Aufwieglern entreißen und sie für Gesetz und Ordnung gewinnen. Findet sich jetzt noch viel Rohheit, viel Unklarheit, vielfach überspannte Forderung, kann uns das befremden? Ist es anders möglich bei Völkern, die sich noch heute nicht von den Fußtritten der Despotie erholt haben? Laßt die Demokratie mit ihren unwiderstehlichen Bildungsmitteln

wirken, laßt die überbildeten Narren zu gebildeten Männern werden, belehrt, gewinnt den Mann des Volkes, anstatt auf ihn zu schimpfen und zu schelten, — und Ihr sollt es erleben, mit welcher Sicherheit er den Mann seines Vertrauens zu finden weiß, wie bald die Kammern der Abgeordneten das sein werden, was sie — bis jetzt nicht gewesen sind, weder in Berlin, noch in Frankfurt. Habt Ihr noch andere Bedenken? Ihr meint, die Selbstsucht werde auch in der Kammer der Abgeordneten den Stab führen und die Entscheidung geben. Das mag zunächst der Fall sein. Allein die Demokratie erweckt eine edle Vaterlandsliebe. Sie drängt das Ich in den Hintergrund und erwärmt die Herzen für das Wohl der Gemeinschaft. Der Absolutist, der Monarchist fühlt sich als Familienvater und Spießbürger, der Demokrat als Glied des Volkes, als Sohn des Vaterlandes. Die Demokratie ist das rechte Mittel, der Selbstsucht die Wurzel abzuschneiden. Und bliebe die Selbstsucht in ihrem monarchischen Recht, so ist in der Demokratie die Selbstsucht aller Stände vertreten und durch sich selbst wird sie genöthigt sein, das der Mehrheit am meisten Heilsame, der Minderheit am wenigsten Nachtheilige aufzufinden. Ohne die Macht des entscheidenden monarchischen Willens, der über den Partheien (?) walte, werde eine starke Minorität der Majorität sich nicht fügen? immer erneuter Aufruhr sei die nothwendige Folge der Demokratie? Plagt Euch auch dieses Bedenken, Ihr ängstlichen Menschen? Ob der monarchische Wille über den Partheien walte, das ist sehr die Frage. Aber keine Frage ist es, daß das Gesetz über den Partheien steht. Das Gesetz schützt die Majorität und tritt mit dem Schwerte der Gerechtigkeit der *frechen* Gewaltthat entgegen. Herrscht jetzt noch in

weiten Kreisen Rechtsverachtung und Neigung zur Gewaltthat, so ist das Folge der Monarchie, Folge der Rohheit und des weit verbreiteten Elends. Die Demokratie hilft dem Uebelstande ab. Und könnt Ihr selbst jetzt die Behauptung wagen, daß die einflußreiche Mehrzahl den Aufruhr, die wüste Unordnung wolle und liebe? Das könnt Ihr nicht. Die Mehrzahl wird immer für Ruhe und Ordnung schwärmen. So wird es in der Demokratie nie an Gesetzen fehlen, welche dem Aufruhr mit Kraft und Nachdruck Halt gebieten. Auch wird es nie an einer Regierungsgewalt fehlen, welche das Gesetz mit Entschlossenheit, Muth und Kraft handhabt. Eine unentschlossene, träge, feige Regierung kann sich unter dem Schutze der Monarchie halten, in der Demokratie nie! Es ist Verblendung, es ist Unkunde, sich eine demokratische Regierung als kraft- und machtlos zu denken. Eine demokratische Regierung hat freilich nicht die Macht, das Gesetz zu verhöhnen und das Recht niederzutreten. Aber dem Recht Geltung, dem Gesetze Achtung zu verschaffen, einem frechen Pöbel, er sei reich oder arm, von hohem Adel oder aus gewöhnlichem Menschenblut, Ehrfurcht einzuflößen, dazu hat sie die volle Gewalt. Sie trägt das Schwert und — sie trägt es nicht umsonst! So ist das Recht der freien Presse, der Waffen, der freien Vereinigung, der Versammlung unter Gottes freiem Himmel in der *Absolutmonarchie unmöglich*; in dem Wirrwarr der *constitutionellen Monarchie*, in dem kein Mensch weiß, wer Koch und wer Kellner ist, in dem der Kampf der verschiedenen Stände, die Zwietracht zwischen Regierung und Volk, der Neid, der politische Betrug unvermeidlich ist, in hohem Grade *bedenklich*; in der *Demokratie*, in einem durch die Demokratie

gehobenen, veredelten, gekräftigten Volke vom höchsten Segen.

Die Bedenken über die Reife des Volkes zur Demokratie sind haltlos. Es ist kaum ein Volk denkbar, welches nicht reif wäre für die Demokratie. Ist das ganze Volk roh, so ist es Tollheit, Einen dieser Rohen als Monarchen an die Spitze zu stellen und ihm einen Platz einzuräumen, an dem er noch tiefer sinken muß. Würde aber dieser Eine durch ein Gotteswunder in den edelsten, erleuchtetsten Menschen umgewandelt, so würde er die heilige Verpflichtung erkennen, sich und das Volk vor dem Pesthauche der Absolutmonarchie zu bewahren, sich und das Volk durch demokratische Einrichtungen auf immer höhere Stufen der geistigen und sittlichen Tüchtigkeit zu heben.

Es ist kaum ein Volk denkbar, welches nicht reif wäre für die Demokratie. Und nun — das deutsche Volk! Wie vielfach ist seine Reife, seine Verständigkeit, seine Besonnenheit gerühmt! Und mit Recht! Es hat sich bewährt, vielfach bewährt, zuletzt in den Tagen der siegreichen Revolution. In ganz Deutschland war nach den Märztagen die Macht der Fürsten, die Auctorität der Obrigkeiten, das Ansehen der Gesetze gebrochen. In der gewaltigen, urplötzlichen Erschütterung war Alles zusammengestürzt. Ein Siegesruf durch das ganze Land, ein freies Aufathmen nach langer, fürchterlicher Knechtschaft, ein Freuden-, ein Freiheitstaumel! Und nach der ungeheuren Aufregung, nach der vollendeten Niederlage der Absolutherrschaft, — welche Besonnenheit, welche Ruhe, welche Mäßigung! Ein Sclave, der die Kette zerbricht, wüthet. Groß, edel, in erhabener Ruhe stand das deutsche Volk da, ein großmüthiger, vertrauender Sieger. Kein Ausbruch der Rache, kein

Auftauchen der lang verhaltenen Wuth entweihte den Sieg. Man ehrte die Fürsten in ihrer Niederlage. Die einzelnen Ausbrüche der Rohheit und des Ungestüms wurden leicht und schnell unterdrückt. Als die Obrigkeiten nichts vermochten, die Gesetze nicht galten, da war im Volke die Kraft, das Volk zu zügeln. Ruhig vergingen die ersten Monate, in Ruhe und Besonnenheit, wenn auch ohne Kenntniß der Personen, wurden die Wahlen vollzogen. Man mußte das Volk bewundern und ehren. In Berlin nach dem blutigen, schweren Kampf bewundernswerthe Ruhe Ordnung, Mäßigung. Nie hat ein Volk ein glänzenderes Zeugniß seiner Kraft der Selbstbeherrschung, seiner Würdigkeit für die Freiheit abgelegt. Die Größe des erschütternden Moments hatte die entwürdigenden Folgen der Absolutmonarchie überwunden. Da—tauchte die Macht der Reaction hervor. Sie wuchs und ward stark. Sie war listig, schlau, gewandt. Die Kämpfer für die Freiheit wurden geschmäht. Die Furcht aller Feiglinge wurde aufgestachelt, das Gespenst der Anarchie sorgfältig ausgeputzt, die unvermeidlichen Folgen des gehemmten Verkehrs schlau benutzt. Die Regierungen thaten nichts von Allem, was das Vertrauen der Völker erwartet hatte. In Preußen ließ Camphausen nutzlos und thatenlos eine kostbare Zeit verstreichen, Hansemann trat in seine Fußstapfen, Schreckenstein schliff die Waffen der Reaction, die Nationalversammlung verkannte in ihrer Mehrheit, was Noth that, vertrödelte ihre Zeit, schaffte Nichts; das den Ausschlag gebende Centrum war planlos, unklar, schwankend, eine grundsatzlose Masse. Die hohen Beamten der alten Sultansherrschaft, die bereitwilligen, besternten und betitelten Diener des Absolutismus blieben an ihren Plätzen. Heeresmasse

umlagerten Berlin. Das Institut der Constabler schärfte den Verdacht, reizte die Wuth. Das Volk sah, das Volk fühlte, daß es verrathen ward. Es sah und fühlte, daß man die Revolution verleugnen, daß man einlenken wollte in die Bahn des Regiments von „Gottes Gnaden“. Der Instinct offenbarte ihm die große, große Gefahr. Wenn so in Berlin die Aufregung wiederkehrte, wenn hier und dort die Verworfenheit wieder ans Licht trat, welche die Absolutmonarchie genährt hatte, wenn Thaten geschahen, die jeder Vernünftige beklagen muß, war es zu verwundern? war es anders möglich bei der großen Menge Derer, die von den mächtigen Impulsen des Augenblicks sich hinreißen lassen? Der Zeughaussturm, die Beleidigung der Deputirten, der Unfug der letzten Octobertage bleibt für immer beklagenswerth. Aber erwägt, wie planmäßig der Zorn der Massen gereizt, wie leicht und schnell dennoch die Ordnung hergestellt war, wie immer von Neuem das Mißtrauen rege gemacht wurde, welchen erschütternden, empörenden Eindruck ein Ministerium Pfuel-Eichmann-Bonin, die Aussicht auf ein Ministerium Brandenburg-Manteuffel machen mußte, wie unverschämt die Reaction hervortrat, welche Siegermiene die Camarilla annahm, wie vielfach der Verdacht unterstützt wird, daß die Hinterlist, das Geld der Reaction den Zeughaussturm wie den 31. October herbeigeführt habe, — erwägt das Alles nach Billigkeit, und Ihr könnt nimmermehr auf die letzten berliner Ereignisse die Behauptung gründen, das Volk sei nicht reif für die Demokratie. Ihr könnt es eben so wenig, wenn ihr nach Wien seht. Die Ermordung Latour's war beklagenswerth. Aber ist sie entfernt zu vergleichen mit der Infamie des an Robert Blum verübten Mordes? Ist die

That der durch augenscheinlichen Verrath aufgestachelten Wuth, die That der entfesselten Leidenschaft empörter Gemüther an Verworfenheit zu messen mit der kalt berechnenden, planmäßigen Grausamkeit des Mörders Robert Blum's? Oder verdammt Ihr die Wiener wegen der wiederholten Aufstände? Sollten sich die Männer Wiens etwa ruhigen Bluts um die Früchte ihrer Revolution betrügen lassen? Sollten sie das schmähliche Spiel, welches Latour mit Jellachich spielte, nicht sehen? Sollten sie in gemüthlicher Laune ihre Freiheit den Aristokraten und Aristokratendienern Preis geben? In der Aufregung der Octobertage aber kann sich kein Vernünftiger über die einzelnen Ausbrüche der Volksrohheit wundern. Als Soldatenmassen die edle Stadt umringten, Verrath von Innen wie von Außen drohte, da war allein Das zu verwundern, daß in der verlassenen und verrathenen Stadt so viel Ordnung, so viel Gesetzlichkeit herrschte, wie in der That geherrscht hat.

So gewiß es ist, daß die Absolutmonarchie jedes Volk in den Abgrund des sittlichen, geistigen und materiellen Elends stürzen muß, so unzweifelhaft es ist, daß die constitutionelle Monarchie nicht die Kraft hat, die Völker ihrer Bestimmung entgegen zu führen, der Völker Wohlfahrt zu gründen, ihr Recht, ihre Freiheit zu schützen: so gewiß, so unzweifelhaft ist es, daß allein die Demokratie das Heil der Völker in ihrem Schooße birgt. Die Bedenken über die Reife der Völker zerfallen in sich. Ob die Völker den edlen Stolz haben, einzusehen, daß allein die Demokratie ihrer Würde angemessen ist; ob sie den Muth haben, die Demokratie der ganzen Schar engherziger Gegner abzutrotzen, den kühnen Muth, der die behagliche Ruhe, den heitern Genuß *hingibt*, um durch Gefahr, Kampf und Schmerz

den Preis zu erringen, — das ist eine andere Frage. Was den Völkern vor Allem Noth thut, das ist ein tiefes, lebendiges Gefühl ihrer Würde, eine deutliche, klare Erkenntniß ihres göttlichen Rechts. Preußen hat sich in diesen letzten Tagen mit tiefer, unauslöschlicher Schmach bedeckt. Es hat seine gesetzlichen, vollberechtigten, von ihm beauftragten, von einem des Hochverraths angeklagten Ministerio verfolgten Vertreter im Stich gelassen. Wir sind weit entfernt, in dem Verhalten der berliner Nationalversammlung während der schmählichen Novembertage große Heldenthaten zu finden. Vom ersten Moment an haben wir die Thorheit des passiven Widerstandes und die Halbheit seiner Maßregeln beklagt. Aber für den erleuchteten Vaterlandsfreund gibt es kein empörenderes Schauspiel, als das der niedergetretenen Volksrepräsentation. Die Vertreter von 16 Millionen Menschen werden von einer gesetzverachtenden Regierung verfolgt, gehetzt, mit wahrer Brutalität behandelt, und — die 16 Millionen erheben sich nicht, strafen den Frevel nicht, sind nicht empört über die in den Staub getretene Majestät des souverainen Volkes! Sie schweigen, demüthigen sich vor der gesetzverachtenden Regierung, verlassen in schändlicher Treulosigkeit ihre Vertreter und geben den deutlichen Beweis, daß die Begeisterung der großen Märztage die entwürdigenden Folgen der Absolutmonarchie wohl für kurze Zeit überwinden, aber nicht für immer beseitigen konnte! Preußenvolk, so also schützest Du Die, die Du selbst berufen, mit Auftrag versehen hast! So kann man sich auf Dich verlassen! So wenig kennst Du Deine Würde, die hohe Stellung Deiner Vertreter! So wenig weißt Du, daß kein König der Welt so heilig ist, so hoch steht, so viel gilt, als eine Volksvertretung.

Preußenvolk, Du magst viele große Thaten noch verrichten, aufs Neue Deinen Namen mit glänzender Schrift eintragen in das Buch der Weltgeschichte, — diese Schmach, die Schande dieses Novembers wischt keine Macht der Welt von Dir ab! Dein Verhalten gegen Deine Vertreter ist so namenlos schlecht, daß man Bedenken trägt, das bezeichnende Wort in den Mund zu nehmen. Deine Vertreter verfügen die Steuerverweigerung. Ein hochverrätherisches Ministerium hat kein Recht, über das Eigenthum des Volks zu verfügen. Es bestand keine berechtigte Regierung. In diesem Falle, wo die Anarchie sich auf den Thron, auf die Ministerbänke gesetzt hatte, war die Steuerverweigerung berechtigt. Und Du, tapferes Preußenvolk, läßt Dich durch einige Oberpräsidenten, einige erbärmliche Magistrats- und Stadtverordneten-Collegien einschüchtern! Du stürzest Die ins Unglück, die von Rechtsachtung getrieben den rechtlosen Ministern widerstehen! Tapferes, großes Preußenvolk, als Bollwerk der deutschen Freiheit hast Du Dich nicht bewährt! Der November ist ein unauslöschlicher Schandfleck in Deiner Geschichte. Preußenvolk, die tiefe Scharte in Deinem durch den März geheiligten Schwerte, — wirst Du sie auswetzen? Etwa durch Fackelzüge und Vivats? — — —

VI.

Reaction.

Die potsdamsche Camarilla-Constitution.

Die Reaction, das Streben nach Wiederherstellung des überwundenen Zustandes, wird bei jeder Umgestaltung, bei jeder Neubildung ans Licht treten. Sie wird sich bei Fortschritten auf dem Gebiete der Wissenschaft und des kirchlichen Lebens so gut, wie bei der Umgestaltung bürgerlicher Verhältnisse zeigen. Blindheit, Feigheit und Selbstsucht sind ein nie fehlendes Kleeblatt. In vereinter Kraft erheben sie sich gegen das Neue, weil es Bedenken erregt, Gefahren droht, Opfer fordert. Auch die Reaction hat ihr Recht. Das Segensreiche der neuen Gestaltung kann nicht im ersten Moment Allen einleuchten. Der Geist arbeitet ohne Unterlaß, aber er reift seine Früchte in verschiedenen Individuen zu verschiedenen Zeiten. Einzelne pflücken sie zuerst und theilen sie allmälig in immer weitern Kreisen aus. Wer in dem erschienenen Neuen nicht eine reife Frucht erkennen kann, wer dem Alten mit Liebe ergeben ist und in ihm das allein Heilsame findet, der hat das volle Recht, für das Alte mit seiner ganzen Kraft zu streiten und zu kämpfen. Die Reaction ist ehrenwerth, sobald sie aus festgegründeter Ueberzeugung hervorgeht, die Schranken des Gesetzes respectirt und mit ehrlichen Waffen kämpft. Und wer wollte verkennen, daß die Reaction in hohem Grade heilsam wirken kann! Stählt sie nicht die Kraft der Vorwärtsstrebenden? Nöthigt sie dieselben nicht, sich über Ziel und Mittel klar zu werden? Bewahrt *sie nicht* vor Einseitigkeit und vor der Gefahr der sich

überstürzenden Eile? Ja, die Reaction kann heilsam wirken. Daß sie Gefahr droht, haben wir erlebt. Allein ist das Neue eine reife Frucht, ist die Umgestaltung der bürgerlichen Verhältnisse aus dem deutlichen Bewußtsein gebildeter Völker hervorgegangen, so kann die Reaction nur dann gefährlich werden, wenn es den Freunden des Neuen an Kraft, Klugheit und Begeisterung fehlt. Die Siege der Reaction erkämpft zum größten Theile stets die Trägheit und Verblendung der Anhänger des Neuen.

Nach den Märztagen mußte die Reaction furchtbar werden. Drohender als je mußte das Bündniß werden, welches die Selbstsucht mit der Feigheit und der Blindheit schloß.

1. Die Fürsten Deutschlands mußten geschworene Feinde der neuen Gestaltung sein. Ihre absolute Herrlichkeit zu Grabe zu tragen, war des Kampfes Hauptzweck. Nach dem Siege der Völker mußten sie von den Thronen der absoluten Machtvollkommenheit, auf dem sie gar weich und behaglich gesessen hatten, in das bürgerliche Leben, in das Volksleben heruntersteigen. Was der Abgott ihres Herzens gewesen, entsank ihrer Hand. Gewollt hatten sie die Freiheit nicht. Von der Herrlichkeit der Freiheit hatten sie keine Ahnung. Bezwungen, besiegt, in der größten Noth, im letzten Moment, als die Macht der Kanonen für die Tage des Märzkampfes gebrochen war, unterwarfen sie sich dem Volkswillen. Sie thaten es mit blutendem Herzen. Nicht die Schwäche, nicht die Nachgibigkeit der Kronen, — die Begeisterung der Völker hat den Sieg der Märztage herbeigeführt. Damals als das Feuer der Begeisterung in Millionen Herzen brannte, als der Strom der Begeisterung durch die Herzen brauste und ein Volk nach dem andern

urkräftig sich erhob, — in jenen Tagen konnten die Fürsten nicht widerstehen. Für jene Tage war ihre Kraft gebrochen. Der Macht hoher Begeisterung für die Freiheit widersteht nicht der Bajonette, nicht der Kanonen Macht. Besiegt, überwältigt waren die Fürsten. Mit Entsetzen sahen sie die neue Zeit. Mit Entsetzen fügten sie sich in das Unvermeidliche. Daß sie nicht große Männer waren, sich nicht erhoben über das Gewöhnliche, Mittelmäßige, daß sie die neue Zeit nicht begriffen, den Gottesgeist nicht erkannten, der aus den Märzstürmen sprach, das kann ihnen kein Mensch zum Vorwurf machen. Bedenkt ihre Erziehung, die Grundsätze, die sie eingesogen hatten, die überschwenglichen Vorstellungen von ihrer Fürstenherrlichkeit, die ihnen eingeprägt waren; bedenkt auch, daß sie den Menschen fast nur in der Gestalt und durch die Brille des Höflings, des kriechenden, ersterbenden Geheimenraths gesehen hatten, daß sie also den Menschen nicht achten, nicht ehren, an den Segen der Freiheit nicht glauben konnten, und Ihr müßt zugeben, daß sie den März und seine Folgen nur — mit ihren Augen ansehen konnten. Nur Monate waren vergangen, seit Friedrich Wilhem IV. es vor Gott gelobt hatte, daß keine Macht der Welt ihn je bewegen solle, seiner absoluten Machtvollkommenheit zu entsagen, nur Monate, seitdem er es dem Volke als seine heiligste Königspflicht genannt hatte, die absolute Krone ungeschwächt seinem Nachfolger zu hinterlassen. Spricht nicht Alles dafür, daß dieses Wort, dieses Gelübde aus der innersten Tiefe seiner Ueberzeugung hervorgebrochen war? Und kann der Sturm einer Gewitternacht, so erschütternd ihre Ereignisse sein mögen, die Ueberzeugung eines funfzigjährigen Lebens ausrotten? Wir können es Friedrich

Wilhelm IV., wir können es der ganzen Schar seiner fürstlichen Collegen nicht verdenken, wenn ihre Liebe der alten Zeit gehörte, wenn sie mit Verlangen, mit Sehnsucht der entschwundenen Herrlichkeit gedachten, die Hoffnung ihrer Wiederkehr nährten und aus vollem Herzen der Reaction sich in die Arme warfen. Was Unwürdiges, Unsittliches gethan ist, Lüge, Heuchelei, Rechtsverhöhnung, — das Alles wollen wir natürlich nicht vertheidigen, aber daß Friedrich Wilhelm IV. die Stellung des Fürsten von Gottes Gnaden wiederzugewinnen, sie dann zu befestigen suchte, daß er hoffend auf sein Heer sah, daß die von ihm inficirten Minister den Hauptheerd der Revolution, Berlin, mit Heeresmassen umstellten, daß von der wiedererlangten Macht plötzlich, schnell, mit Energie und Klugheit Gebrauch gemacht wurde, das war völlig in der Ordnung. Friedrich Wilhelm IV., verwöhnt und irregeleitet durch das Geschrei der Höflinge, unfähig, das Recht des Volkes zu erkennen und die Anforderung seiner Zeit zu verstehen, hat sich vielleicht in seinem Rechte geglaubt. Was uns als Gewaltstreich erscheint, mag ihm in seiner Verblendung als Erfüllung königlicher Pflicht erschienen sein. Und wenn uns aus den preußischen Novembertagen irgend etwas Respect einflößt, so ist es das entschlossene, kluge, feste Handeln der Camarilla.

2. Mit den Fürsten hatte der Adel gleiches Interesse. Mit der absoluten Krone brach die Adelsherrlichkeit zusammen. Die neue Zeit mußte dem Adel seine Privilegien, seine Diplome, seine Officierstellen, seine Minister- und Präsidentenämter, seine Pensionen u. s. w. aus den hochadeligen Händen reißen. Nur wenigen seltenen, hochstehenden Männern des Adelsstandes war es gegeben, die neue Zeit

Freuden zu begrüßen. Wir waren nicht zu der Forderung berechtigt, daß alle Edelleute solche Männer sein sollten. Wir kannten den Adel. Wir kannten seinen Stolz, seine Selbstsucht, seinen Ehrgeiz. Wir mußten wissen, daß die Reaction des Adels eine entschiedene, rücksichtslose, entschlossene, daß sie bei den reichen Geldmitteln des Adels, bei seinem großen Einflusse auf die ererbte Dummheit und Unterwürfigkeit eine gefährliche, mächtige sein werde. Und wenn Edelleute sich verpflichtet fühlten, die ererbte Herrlichkeit zu schützen, sie als ein heiliges Vermächtniß tapferer Väter sich und ihren Kindern zu erhalten, wenn Ueberzeugung sie zu erbitterten Feinden der Demokratie machte, sollen wir sie dann verdammen? Die Schändlichkeiten, die von Edelleuten im Dienst der Reaction verübt sind, ihre Verleumdungen, ihre Lügen, ihre Niederträchtigkeiten sind und bleiben teuflisch. Aber daß der Adel mit seiner ganzen Kraft der neuen Gestaltung der Dinge sich entgegenstemmte, war bei der untergeordneten sittlichen und geistigen Stellung, welche die Masse der Edelleute einnahm, völlig in der Ordnung. Daß unter den reactionären Edelleuten viele ehrenwerthe Männer waren, wird kein Besonnener bezweifeln.

3. Das Heer der bürgerlichen Beamten, der hohen wie der niedrigen, mußte voraussetzlich der Reaction ansehnliche Hülfstruppen stellen. Die Beamten hatten dem absoluten Staat gedient, hatten seinen verderblichen Maßregeln Zeit und Kraft gewidmet. Viele hatten gewiß mit schwerem Herzen sich zu Werkzeugen der Despotie hergegeben und ihre bessere Ueberzeugung der Macht der äußern Verhältnisse zum Opfer gebracht. Diese mochten frei aufathmen, als der März gekommen war, mochten hoffend in die verheißungsreiche Zukunft blicken. Allein — die Macht der Verhältnisse

war geblieben. Sie standen im Amte und — in amtlicher Abhängigkeit. Ob viele stark genug waren, sich mit Mannesmuth zu erheben und der Freiheit ihre ganze Kraft zu widmen, nicht wenige waren und blieben unzuverlässige Freunde der guten Sache. „Als die Sonne schien, verdorrte der Same, dieweil er nicht Wurzel hatte.“ Ein sehr großer Theil der Beamten bestand aus charakterlosen, erbärmlichen Menschen, die weder eine Ueberzeugung noch eine Gesinnung hatten. Beförderung, Gehaltszulage, Titel, Orden, das war ihrer Sehnsucht Ziel, ihres amtlichen Herzens Dichten und Trachten. Die neue Zeit schnitt die Hoffnung der Beförderung ab, drohte Pensionirung, Verlust der Titel und Orden, — das war zu schrecklich. Heilige Freiheit, was bist Du in den Augen solcher Kastraten, wie leicht bist Du gegen den — Rothen-Adlerorden! Daß sich auch unter den reactionären bürgerlichen Beamten ehrenwerthe Männer befanden, soll nicht geleugnet werden. Viele mochten in der Absolutmonarchie, sofern sie nur eine constitutionelle Schürze vorband, das Heil der Welt finden. Jedenfalls steht jedoch der bürgerliche Reactionär im monarchischen Deutschland tief, tief unter dem reactionären Edelmann. Der Edelmann sieht seine Privilegien, seine ausgezeichnete Stellung, den Glanz seines Namens, den ererbten väterlichen Ruhm bedroht. Er kämpft, indem er gegen die Demokratie sich waffnet, für seine Ahnen, seine Kinder und Kindeskinder. Die Gedanken, die dem Ritterwesen zu Grunde gelegen haben, erheben ihn vielleicht und in dem Stolze, der seine Brust schwellt, mag Edles liegen. Der bürgerliche Reactionär kämpft für — fremde Herrlichkeit, höchstens für seine persönliche Stellung, von der er nicht

weiß, ob sie seinen Kindern zu Theil werden wird. Ihn kann nur die Blindheit, die Kurzsichtigkeit rechtfertigen, welche den Gewinn der demokratischen Freiheit, also die Sonne am Mittagshimmel nicht sehen will. Gewiß ist, daß sich die größte Masse entschieden verächtlicher Menschen unter den reactionären Stadt-, Hof- und anderweiten geheimen wie öffentlichen Räthen des Bürgerstandes befindet.

4. Die gründlich rechtgläubige protestantische Geistlichkeit stellte sich unter das Banner der Reaction. Natürlich! Wer an die Erbsünde glaubt, kann nicht an die Freiheit glauben. Wer in den Völkern Massen erbsündig verkommener Satanskinder sieht, kann in der Demokratie höchstens ein Hirngespinnst, den Traum eines Ueberspannten finden. Der König von Gottes Gnaden ist ihm der einzige Helfersmann für seine Menschen. Titel und Orden nehmen die Herren von der Orthodoxie als angenehme Zugabe mit in den Kauf. Wir rechten mit diesen Leuten nicht. Die Heuchler unter ihnen tragen das volle Maß der Strafe mit sich herum. Sie sind zu verworfen, als daß man sie des strafenden Wortes werth halten könnte. Die Aufrichtigen sind ehrenwerth. Unterleibsleiden, eigenthümliche Gemüthsanlage, eine untergeordnete wissenschaftliche Stellung mag die Hauptursache sein, daß eine Zeit der gewaltigsten Geisterbewegung spurlos an ihnen vorübergegangen ist und sie auf einem Standpunkt zurückgelassen hat, der vor Jahrhunderten völlig berechtigt war. Geschadet haben sie wenig.

5. Eine große, verworrene, buntfarbige Masse von Menschen verstärkte außerdem die Macht der Reaction. Vor Allen die Helden des Vereinigten Landtags, die Liberalen aus dem Jahre 1847, die Männer, welche *zwar die Freiheit* wollten, aber nicht die wahre, ehr-

liche, wirkliche Volksfreiheit, sondern die Freiheit nach ihrer Façon, die Freiheit in gewissen Grenzen, unter gewissen Einschränkungen, unter tausend und abermals tausend Bedingungen. Die constitutionelle Monarchie war ihr Ziel. Die belgische Verfassung zeigte ihnen das höchste Maß der Freiheit, welches für den Volksmagen dienlich war. Sie wollten eine starke, d. h. eine mit dem absoluten Veto und ähnlichen Rechten ausgestattete Krone, gebührende Bevorrechtigung des Standes, dem sie selbst angehörten, und für die Masse des Volks ein Etwas, das mit der Freiheit einige Aehnlichkeit hatte, aber alles Andere war, nur nicht Freiheit. Sie machten dem „Volke“ warmherzige Liebeserklärungen mit großem Pathos. Nun ja, sie liebten das „Volk“, wie ein lieber Vater seinen tölpelhaften, ungeschickten Sohn liebt. Vor Allem jedoch liebten sie sich, ihre Geltung, ihren Einfluß. Es waren wackere, liebenswürdige Menschen nach monarchischem Zuschnitt. Zwar die nackte Absolutmonarchie, unbedingte Reaction wollten sie nicht. Als jedoch der Sturm der Demokratie daherbrauste, als die Völker eine Rührigkeit zeigten, die sie nicht befürchtet hatten, als die Völker von ihrer Macht Gebrauch machten und wahre Freiheit wollten, da entsetzten sie sich. Sie sahen Gespenster über Gespenster, sahen ihre eigene Herrlichkeit bedroht, sahen gewaltige Riesen, wo sie Zwerge gesucht, Männer, wo sie Kinder am Gängelbande erwartet hatten. So scharten sie sich um die Krone und zogen ihr Schwert gegen die Völker. Daß nicht der Eichbaum, der durch Jahrhunderte seine Wurzel geschlagen hatte, der auch nach dem Orkan einer finstern Nacht fest stand auf dem mütterlichen Boden, daß vielmehr die zarte Pflanze, der junge

Baum der Volksfreiheit des Schutzes und der Pflege bedürfe, das sahen die Herren nicht ein. Gemeinsame Sache mit ihnen machte eine große Schar von Kaufherren, Fabrikherren, Geldmenschen, Rentiers, Krämern u. s. w. u. s. w. Sie hätten die Freiheit sehr gern gehabt, Freiheit für sich, für ihr Geschäft, zu ihrem Nutzen. Hatten sie doch hinreichend auf die Absolutmonarchie gescholten und über ihren schmählichen Druck gezürnt. Einen Augenblick sonnten sie sich mit Lust in den Strahlen der Märzsonne. Als aber die Freiheit sich nicht nach ihrem Belieben richten, nicht bei ihren werthen Personen stehen bleiben wollte; als das geringe Volk sogar von Freiheit schwatzte, weniger tiefe Verbeugungen, weniger demüthige Mienen machte und sein Menschenrecht, seine Menschenwürde zu fühlen begann; als die Geschäfte stockten, der Zinsfuß wich, die Ruhe nicht wiederkehrte, die Anarchie ihre Phantasie schreckte, da war es aus mit der Liebe zur Freiheit. Ruhe um jeden Preis! das war ihr Wahlspruch. Sie krochen zu Kreuz und wurden die Schildträger der Fürsten und Aristokraten.

Seht die Heeresmassen der Reaction! Verachten durfte sie kein Besonnener. Sie waren gefährlich durch Zahl, Macht, Einfluß, Reichthum; gefährlicher durch die bekannte Hinterlist, die diplomatische Schlauheit, die kein Mittel verschmähende Rücksichtslosigkeit ihrer Führer; am gefährlichsten durch ihre Organisation, ihre Uebereinstimmung, ihre ruhige, besonnene Consequenz. Wer stand diesen Heeresmassen gegenüber? Wer sollte diesen erbitterten Feinden zum Trotz die Freiheit zum Siege führen? Es waren edle Kämpfer! Der Kern des deutschen Volks hatte mit Jubelruf die Freiheit begrüßt, der Kern des deutschen Volkes war *und blieb der* Freiheit treu. Die Masse des kernhaf-

ten Bürgerstandes, ein großer Theil der markigen Landbewohner, der größte Theil der durch Geist, Bildung, Wissenschaft Hochstehenden, die Tüchtigsten, Gediegensten, Markigsten aller Stände, aller Lebensverhältnisse sammelten sich unter der schwarz-roth-goldenen Fahne zum Kampf für die Freiheit. Ja, es waren edle Streiter, eine mächtige, heilige Schar. Ueberreich waren ihre Mittel. Unüberwindlich schien ihre Macht. Geist, Adel der Gesinnung, Festigkeit des Charakters, begeisterter Muth, Zahl kräftiger Fäuste, Alles, was den Sieg verbürgen mag, Alles in reicherer Fülle auf der Seite der Freiheitskämpfer. Gleichwohl errang die Reaction einen vollständigen Sieg. Aus einem Bollwerk nach dem andern, aus einem Schlupfwinkel nach dem andern wurde die Demokratie verjagt. Die Fürsten von Gottes Gnaden und ihre Trabanten feierten einen süßen, glänzenden Triumph. Wie war das möglich? Wie war es möglich, daß dem glorreichen März ein so schmach- und schandvoller November folgen konnte?

Die Kämpfer für Deutschlands Freiheit waren — Deutsche. Das erklärt sehr viel. Sie waren markig, ausdauernd, schlugen kräftig zu, so lange das Feuer des Kampfes loderte. Nach dem Siege waren sie gutmüthige Michel. Sie vertrauten, wo entschiedenes Mißtrauen Recht und Pflicht war. Die Fürsten machten den siegenden Völkern die freundlichsten Gesichter, machten der Freiheit eine Liebeserklärung nach der andern, ließen es an den herrlichsten Versprechungen nicht fehlen und gebährdeten sich, als sei die Revolution ihren heißesten Wünschen zu Hülfe gekommen. Die ehrlichen Freiheitsfreunde waren überglücklich. Sie zweifelten gar nicht, daß das Wort der Fürsten nach der derben Märzlection eine feste Burg sein we

Sie waren fest überzeugt, daß sich nun Alles ganz von selbst machen, daß die Freiheit hinter den Bajonetten der neugeborenen Bürgerwehrmänner, hinter ihren hübschen, feierlich mit Sang und Trank geweihten schwarz-roth-goldenen Fahnen sehr behaglich und sicher wohnen werde. Sie liebten die Fürsten, lobten und priesen sie als Herolde der neuen Zeit, schickten Dankadressen, feierliche Deputationen und — es fehlte nicht viel, so baten sie in tiefster Ehrfurcht um Verzeihung, daß sie sich erlaubt hatten, ein wenig Revolution zu machen. Die guten Leute wollten ganz entschieden die Freiheit. Allein in ihrer Gutmüthigkeit, ihrem blinden Vertrauen, ihrer Sanftmüthigkeit, ihrer Besonnenheit arbeiteten sie der Reaction aus aller Macht in die Hände. Kein Feind hat der Sache der Freiheit größeres Verderben gebracht, als diese Michel. Daß die Fürsten die neue Gestalt der Dinge unmöglich lieben konnten, daß ihnen von Grund der Seele gemißtraut werden mußte, daß sie nur dann der Freiheit dienen würden, wenn ihnen die Völker durch feste Haltung, durch würdevollen Ernst Ehrfurcht einflößten, das sahen sie nicht ein. Andere wußten wohl, daß den Fürsten nicht ohne Weiteres getraut werden dürfe, daß die Freiheit mit mächtigen Feinden zu kämpfen habe. Allein die Gefahr schien nicht groß, man mußte Nachsicht haben mit den geschlagenen Feinden, mußte nicht Alles zugleich verlangen, mußte Geduld haben, zufrieden sein, wenn die Sache nur leidlich gut oder ziemlich schlecht stand, mußte halb mit dem Strom, halb gegen den Strom schwimmen, nach allen Seiten hin freundliche Miene machen und die Sache führen, so gut sie gerade gehen wollte. Die Freiheit, die demokratische Freiheit sollte allerdings endlich herauskommen. Allein daß sich durch Liebäugeln,

durch süße Worte und klingende Redensarten, durch ein schwankendes Verfahren, durch halbe Maßregeln unmöglich ein Tempel der Freiheit aufbauen läßt, scheinen die Herren von der rechten Mitte, die Herren vom Centrum nicht gewußt zu haben. Ein Unglück für den bedächtigen, gemüthlichen Deutschen war es überhaupt, daß die Revolution so plötzlich, so ohne alle Anmeldung gekommen war. Man hatte sich gar nicht vorbereiten, nicht präpariren, nichts einstudiren können. Hätte sich die Revolution nur ein halbes Jahr vor ihrem Erscheinen in irgend einem Blatte angemeldet, dann würde man sorgfältig studirt und — zur rechten Zeit gewußt haben, was zu thun sei. So wußte man es nicht. Die Revolution kam und warf das Bestehende über den Haufen. Man sah sich groß an. Man freute sich. Man wußte, daß ein schmachvoller Zustand überwunden war, daß Alles anders, ganz anders werden mußte. Was man eigentlich wollte, das war sehr fraglich. Man wollte Freiheit, Freiheit auf breitester Grundlage, demokratisch-constitutionelle Freiheit, man wollte das Mögliche wie das Unmögliche; aber klar war man sich so wenig über das Ziel, wie über die Mittel. Man wollte ein einiges Deutschland, einen deutschen Kaiser. Nebenbei jedoch sollten die 34 Fürsten möglichst ungehindert und ungenirt bleiben. Während man im Lager der Reaction nach Ueberwindung des ersten Schreckes deutlich das Ziel des Strebens vor Augen sah und mit ruhiger Besonnenheit, consequent und entschieden dem Ziele entgegenarbeitete, herrschte im Lager der Freiheitsfreunde eine bodenlose Begriffsverwirrung, eine Begriffsunklarheit sonder Gleichen. Wer nur das Wort Freiheit im Munde führte, nur zur constitutionellen Monarchie sich bekannte, der wurde als Freund und Bruder

grüßt, ob er zehnmal ein reactionärer Verräther war. Als man angefangen hatte, sich über Ziel und Mittel klar zu werden, fand es sich, daß nicht alle Sprecher und Schreier in allen Stücken vollständig übereinstimmten. Das wurde mit ächt deutscher Gründlichkeit und Gemüthstiefe aufgefaßt. Man disputirte, zankte über alles Mögliche, trennte sich, zersplitterte sich in Partheien, bekämpfte sich gegenseitig, ließ die Kampfgenossen im Stich, buhlte mit den Gegnern und — gewährte den lauernden Reactionären das erquickendste Schauspiel. Diese waren und blieben einig in ihren Handlungen. Mit vereinter Kraft wirkten sie rüstig für das große Ziel. Die Freunde der Freiheit thaten, was ihre erbitterten Feinde wünschen konnten: sie brachen gegenseitig ihre Kraft.

So geschah, was nicht ausbleiben konnte. Die Demokratie erlitt Niederlage auf Niederlage. Die ganze Zeit vom April bis zum November war ein allmäliger, sicher fortschreitender Sieg der Reaction. Es ist nicht unsere Absicht, jetzt das große Netz zu zeigen, mit welchem die Reaction das ganze Deutschland umstrickte, jetzt den wohldurchdachten, schlau auf den deutschen Charakter berechneten Schlachtplan zu enthüllen, den sie in Berlin so gut wie in Wien, Frankfurt und München befolgte. Das nächste Heft wird uns Gelegenheit bieten, die Klugheit, die Consequenz, die Energie der Reaction zu bewundern und ihr der Einfalt, dem Wankelmuth, der Tactlosigkeit und Ungeschicklichkeit der Demokratie gegenüber unsere Anerkennung darzubringen. Jetzt widmen wir unsere Aufmerksamkeit allein den preußischen Zuständen.

Camphausen wurde Minister. Preußen jubelte. Die Freiheitsfreunde waren überglücklich. Camphausen, mit frischen Landtags-Lorbeeren geschmückt,

ein altes Glied der Opposition, ein freisinniger Rheinländer, ein gewandter Redeheld, — Camphausen erster Minister, Hansemann sein College, — das war über alle Erwartung! Uns graute, als wir von Camphausen, dem Minister-Präsidenten hörten. Camphausen's gehorsamster, auf Socken gehender, in tiefster Ehrerbietung ersterbender Liberalismus war gut genug für die Zeit des absolutmonarchisch-construirten Vereinigten Landtags, für die Zeit der Revolution taugte er nur — zum Dienst der Reaction. Camphausen und mit ihm wie nach ihm Hansemann sind Verräther des Volks geworden. Wir behaupten nicht, daß sie Verräther mit Bewußtsein waren. Wir wollen ihre Ehrenhaftigkeit nicht in Zweifel ziehen. Aber sie haben gethan, was der schmählichste Verräther nur hätte thun können. Das Volk vertraute ihnen sein Heiligstes, die errungene Freiheit an. Sie haben es schmählich um die Freiheit betrogen. Ihre Sünden sind größer, als die eines Brandenburg und Manteuffel. Ihre Hauptsünde ist die, daß sie die Zeit der Begeisterung, die Zeit des kräftigen Aufschwungs ohne irgend einen Nutzen für die Freiheit haben vorübergehen lassen. Nicht minder groß ist die positive Sünde, daß ihre einflußreichsten Handlungen der Reaction dienten. Sie haben zur Feststellung des Wahlgesetzes für die constituirende Versammlung den Vereinigten Landtag berufen, haben auf gesetzlichem Wege in die neue Zeit einlenken wollen. Damit haben sie factisch das Recht der Revolution beseitigt. Der Vereinigte Landtag war ein absolut-monarchisches Institut, war gestürzt, war beseitigt, war aller seiner Befugnisse beraubt, war todt mit dem Sturze der Absolutmonarchie. Die Macht war mit dem Siege der Revolu-

tion auf das Volk übergegangen, nur das Volk, nur Vertrauensmänner, die aus allen Provinzen nach der Hauptstadt geschickt werden mußten, hätten das Gesetz geben sollen, nicht die todte Masse des Vereinigten Landtags. Das alte Gesetz, das Gesetz der Absolutmonarchie durfte nicht mehr gelten, wenn das ewige Recht des Volkes zur Geltung kommen sollte. Der Uebergang in die neue Zeit durfte kein gesetzlicher Weg im alten Sinne werden. Er war über das Blutfeld der Revolution gegangen. Das alte Gesetz war überwunden. Ihm neue Geltung geben, hieß das nicht, die Macht herstellen, die es gegeben hatte, und das Recht der Revolution aufheben? Das Gesetz vom 8. April kam zu Stande. Es verordnete indirecte Wahlen und eine Versammlung „zur Vereinbarung" der neuen Verfassung. Der Gedanke der „Vereinbarung" beseitigte abermals die Revolution. Vereinbarung findet nur zwischen gleichberechtigten Mächten Statt. Die Revolution hatte die alte Macht der Krone gebrochen. Das Maß ihrer neuen Macht konnte nur die neue Verfassung bestimmen. Bis diese fertig war, bis die fertige Verfassung den Willen des Volks offenbart, die Volksfreiheit gesichert und die Rechte der Krone bestimmt hatte, galt das Recht der Revolution, gebührte dem Volke die alleinige Entscheidung. Nur so war der Sieg der Freiheit möglich. Die „Vereinbarung" nahm dem Volke sein Recht, und — legte es in die Hand der Krone. Daß das treuherzige Volk in die plumpe Falle der Vereinbarung ging, war ein glänzender Sieg der Reaction. Einen ähnlichen Sieg sicherte ihr Camphausen durch die Verwaltung. Alle Beamte blieben in ihren Aemtern. Jenen Männern, die der *Absolutmonarchie* mit Leib und Seele gedient hatten,

ließ Camphausen ihren großen, weitreichenden Einfluß! Wahrlich, will man Camphausen und seine Collegen nicht einer Kurzsichtigkeit, einer Blindheit ohne Gleichen anklagen, so ist es schwer, den Gedanken des absichtlichen Volksverraths zu unterdrücken. Die kräftige, entschiedene Mitwirkung jener Oberpräsidenten, Präsidenten, Geheimräthe, Regierungsräthe, Landräthe, Militär-Commandanten u. s. w., die sich groß gesogen hatten an den Brüsten der Absolutmonarchie und voraussetzlich ihre treue Mutter und Pflegerin von Herzen liebten, war unbedingt nothwendig bei der Umgestaltung aller Theile der innern Verwaltung. War diese Mitwirkung zu erwarten? War sie möglich, wenn nicht alle jene Männer Feiglinge waren, die entweder überhaupt keine Ueberzeugung hatten oder ihre Ueberzeugung wechseln konnten auf Commandowort? Ein vernünftiges, freiheitliebendes Ministerium mußte wissen, daß die Volksfreiheit in jenen beamteten Zöglingen der Absolutmonarchie nicht Freunde sondern Feinde hatte. Es mußte wissen, daß sie der Neugestaltung nur mit Widerstreben die Hand reichen, mit Lust und Eifer allein für die Herstellung der alten Ordnung wirken würden. Es mußte wissen, daß sie ihre Stellung so weit irgend möglich zum Niederhalten des Volksgeistes, zur Untergrabung des Neubaus benutzen würden, daß mit ihrer Hülfe unmöglich im Sinne der neuen Zeit regiert werden konnte. Die Männer mußten beseitigt werden. Mochte man ihnen das Gehalt lassen, eine entsprechende Pension geben, — ihr Einfluß, ihr Amt durfte ihnen nicht gelassen werden. Volksfreundliche Männer, Männer, die der neuen Ordnung mit Begeisterung ergeben waren, mußten ihre Stellen ausfüllen, dann allein war es möglich, der Reaction

Hals zu brechen. Man konnte das Schicksal der Entlassenen beklagen, — fallen mußten sie mit der Gewalt, die ihnen ihr Amt gegeben hatte. So weit sie Ehrenmänner, so weit sie nicht Heuchler und Verräther waren, mußten sie wissen, daß sie die neuen Pflichten ihres Amtes nicht erfüllen, in dem neuen Geist nicht arbeiten, nicht wirken konnten. Das Ministerium Camphausen hat größere Sünden auf sich geladen, als daß sie ihm vergeben werden könnten: Für die Sache der Freiheit hat es Nichts gethan: Gegen die Sache der Freiheit hat es mit den glänzendsten Erfolgen gewirkt. Will der König von Preußen im Namen der Reaction Camphausen würdig belohnen, — er muß ihn von oben bis unten, hinten und vorn mit Rothen und Schwarzen Adlerorden behängen und ihn zum Herzog von der Reaction machen. Das Ministerium Auerswald-Hansemann verdient den Namen des Ministeriums der That. Ja, es hat gethatet! Seine bedeutende, folgenschwere That war die Ansammlung der Militärmassen um Berlin, die treue Sorge für die Aufrechthaltung des absoluten Militärsystems, für die Belebung des absolut-soldatischen Geistes in den Truppen, die wirksame und kräftige Rüstung für den entscheidenden Moment. Daß es im Uebrigen durch sein Nichtsthun, durch den absolut-monarchischen Geist seiner Gesetzvorschläge, durch den Schutz, den es seinen absolut-monarchischen Beamten angedeihen ließ, durch die Beförderung verdächtiger Männer zu einflußreichen Aemtern den Unwillen des Volks rege machte, anarchische Bestrebungen beförderte, zum Aufruhr Veranlassung gab, das war eine Sünde, die es mit seinem Vorgänger theilte.

Der Ausfall der Wahlen für die constituirende

Nationalversammlung konnte kein anderer, als ein vielseitig trauriger werden. Die verderblichen Folgen der absolutmonarchischen Unmündigkeit mußten bei der Wahl offenbar werden. Das wählende Volk war seit Jahrhunderten bevormundet und gegängelt. Nicht lange erst war es zum Bewußtsein gekommen. Nicht lange erst hatte das Interesse der Mehrheit begonnen, sich über Haus und Hof ins öffentliche Leben hinaus zu erstrecken. Verhältnißmäßig Wenige mochten über politische Dinge, über die Gestaltung und die Erfordernisse eines freien Staats nachgedacht, gründlich nachgedacht haben. Scharf bezeichnete, leicht erkennbare Partheien hatten sich auf politischem Gebiete nicht herausgestellt. Das Volk kannte die politische Bildung, die politischen Grundsätze der Männer nicht, die als Wahlcandidaten vor ihm auftraten. Von den Meisten hatte es ein politisches Glaubensbekenntniß. Ob dasselbe aus der Ueberzeugung oder aus schlauer Berechnung hervorgegangen war, wußte Niemand. Seinen Gehalt, die Richtigkeit seiner Grundsätze zu prüfen, fehlte die politische Einsicht. So wurde auf gutes Glück gewählt. So konnte es nicht vermieden werden, daß eine bedeutende Anzahl unklarer, wankelmüthiger, grundsatzloser Menschen den Auftrag für Berlin erhielt. So war es natürlich, daß entschieden demokratisch gesinnte Wahlkreise durch — Geheimräthe und ähnliche Knechte der Reaction vertreten wurden.

Solchen Voraussetzungen hat die Nationalversammlung in Berlin entsprochen. Sie war der Herren Camphausen, Hansemann und Consorten würdig. Sie hat mit ihnen für die Reaction gearbeitet und das vertrauende Volk schmählich betrogen. Zwar die Männer der Linken und, mit geringer

schränkung, des linken Centrums haben sich bewährt als entschiedene, großherzige, begeisterte Freunde der Volksfreiheit. Ihr Ruhm wird noch dann verkündet werden, wenn das Geschrei ihrer Feinde längst verklungen, die Monarchie zu Grabe getragen und der Sieg der heiligen Freiheit gesichert ist. Daß Männer der äußersten Linken die Stimme des Volks, die sich laut und entschieden für das demokratische Königthum (constitutionelle Monarchie auf demokratischer Grundlage!?) ausgesprochen hatte, nicht achteten, daß sie gegen den Volkswillen für die Republik zu wirken suchten, und dadurch dem obersten Gesetze der Demokratie untreu wurden, muß beklagt werden. Allein — wie großartig stehen sie da den schwankenden Halbfreien gegenüber! Mit Ausdauer, Kraft und festem Muth haben sie für die Freiheit gekämpft. Das ist ihr großer, unsterblicher Ruhm. Auch in den Mitgliedern der äußersten Rechten, in jenen 78 Männern,* die am entscheidenden Tage mit dem Ministerium Brandenburg das Sitzungslocal verließen, können wir feste, consequente Männer achten. Sie haben eine bestimmte Ueberzeugung an den Tag gelegt und dieser Ueberzeugung bis zum letzten Augenblick gemäß gehandelt. Das muß der Billige ehren. Daß ihre Ueberzeugungen heillos, verwerflich, schmählich waren, daß uns die Möglichkeit derselben bei überlegenden Männern nicht einleuchten will, daß sie dem Verdachte der unwürdigsten, gemeinsten Selbstsucht Raum geben, das Alles kann das Urtheil nicht ändern. Der Zorn des Vaterlandsfreundes, das ganze Maß des Unwillens, der politischen Verachtung gebührt den Männern, die auf dem rechten Centrum und im Centrum durch ihre Halbheiten, ihre Unklarheit, ihren *[Kl]einmuth*, ihre Feigheit, ihr Buhlen um Gunst

die Freiheit verrathen und verkauft haben. Ihnen vor Allen ist die schmähliche Ueberrumpelung des Volks, die ganze Schmach des unglückseligen November, die ganze Verantwortung seiner unheilschwangern Folgen zur Last zu legen. Wohl mag es unter ihnen viele Männer geben, die in ihren Privatverhältnissen sehr ehrenwerth, sehr tüchtig und wacker sind. Wir wollen das um so weniger leugnen, da wir es wissen. Aber als Volksvertreter verdienen sie den Fluch des betrogenen Volks. Sie verdienen ihn! Sie wollten die Freiheit. Es lag in ihrer Hand, die Freiheit zu retten. Dennoch haben sie die Freiheit verrathen! Daß sie in der letzten Zeit mitwirkten zum Sturze des Ministeriums Auerswald-Hansemann, daß sie Adel, Titel und Orden abschafften und das „Von Gottes Gnaden" streichen halfen, daß sie sich bemühten, in den Novembertagen die Rolle der Helden zu spielen, das Alles kann ihre frühern Frevel nicht gut machen. In der entscheidenden Zeit, damals, als es noch möglich war, den Sieg der Freiheit zu sichern, ließen sie die Linke im Stich und traten in den Dienst der Reaction.

Was die Nationalversammlung thun mußte, wenn sie die Volksfreiheit in ihrer einzig möglichen Form, in der der Demokratie, sichern wollte, lag deutlich vor den Augen jedes Unbefangenen. Vor allen Dingen mußte sie den unhaltbaren Standpunkt der Vereinbarung verlassen und sich selbst aus Macht des Volks zur constituirenden Versammlung erheben. Sie mußte das um so mehr thun, da die Vereinbarung mit der Krone eine absolute Unmöglichkeit war. Die Krone war nur durch den Donner der Revolution in ihren absolut-monarchischen Bestrebungen gestört. Ihr Ziel mußte *nach Allem*, was die Vergangenheit lehrte, die

mögliche Wiederherstellung der alten Macht „von Gottes Gnaden" sein. Die Vereinbarung **konnte** nichts Anderes als eine Maske sein. Es **durfte** nicht erwartet werden, daß die Krone aus freier Entschließung ein Königthum auf demokratischer Grundlage „vereinbaren" werde. Von Anbeginn mußte als wahre Meinung **die** betrachtet werden: wer die Macht hat, setzt seinen Willen durch! Im Anfange hatte die Versammlung die Macht, das Recht der Gesetzgebung für sich **allein** in Anspruch zu nehmen. Damals hätte die Krone die Auflösung nicht gewagt, das Volk sie nicht geduldet. Demnächst mußte die Nationalversammlung jedes Ministerium rücksichtslos stürzen, welches sich auch nur einen Tag weigerte, alle einflußreichen Aemter in den Ministerien wie in den Provinzen mit entschiedenen Anhängern der neuen Ordnung zu besetzen und das verwerfliche Institut der Garde sofort aufzulösen. Sodann mußten ohne Zögern die ersten und wichtigsten Grundpfeiler der Volksfreiheit gebaut und gesichert werden. Ein Gesetz mußte sofort die Gemeindeverfassung demokratisch ändern, den Landräthen, Stadträthen, Bürgermeistern und Stadtverordneten aus absolutmonarchischem Geiste das Handwerk legen und volksfreundliche Männer an die Spitze der Bezirks-, Kreis- und Gemeindeverwaltung rufen. Ein anderes Gesetz mußte im demokratischen Geiste die **rechte** Bürgerwehr als eine Macht organisiren, die der Regierung Ehrfurcht einflößen und den Gesetzen der Volksvertreter Nachdruck geben konnte. Ein drittes Gesetz mußte für alle politischen und alle Preßvergehen im ganzen Lande Schwurgerichte einführen, ein viertes die Verantwortlichkeit der Minister zur drohenden Wahrheit, ein fünftes den *Belagerungs*zustand in Friedenszeiten ohne Genehmi-

gung der Volksvertreter, ein sechstes die drohende Anhäufung von Militärmassen, die noch keiner Verfassung Treue geschworen hatten und augenscheinlich im Solde der Reaction standen, zur Unmöglichkeit machen, ein siebentes dagegen einem volksfreundlichen Ministerium die nöthige Macht geben, den Aufruhr gesetzloser Pöbelmassen mit Energie zu unterdrücken. So mußte Schlag auf Schlag ein Zeugniß der Thätigkeit, Einsicht und Begeisterung nach dem andern ins Land gehen. So mußte die Kraft, die Energie der Volksvertreter der Krone Ehrfurcht einflößen, der Reaction ihre Zuversicht nehmen, das Land mit Vertrauen erfüllen, den Volksgeist kräftigen, das Volksbewußtsein beleben und das Feuer der Begeisterung in hellen Flammen erhalten. Wir wissen sehr wohl, daß zweckentsprechende Gesetze nicht im Umsehen hergestellt werden können. Wir wissen aber auch, daß es heilloser Unsinn ist, in großen Zeiten, welche den Tagen die Bedeutung der Jahre geben, Monate mit erfolgloser Geschäftigkeit zu vergeuden und das Nothwendigste, Dringendste auf die lange Bank zu schieben. Wir wissen, daß es der Nationalversammlung an gediegenen Kräften, an Männern, die wußten, was Noth that, die der großen Aufgabe der Gesetzgebung gewachsen waren, nicht fehlte. Wir wissen, daß allein die Erbärmlichkeit, das dumme Vertrauen, die verbrecherische Halbheit, die unermeßliche Blindheit der Herren vom Centrum die Schuld der Versäumniß trägt. Hätten sie treu und fest zur besonnenen Linken gestanden, nimmermehr hätte der erste Act der Revolution einen so schmählichen Ausgang gehabt. Was meint Ihr, Ihr Helden von der Steuerverweigerung, wenn Euer Steuerverweigerungsdecret in ein

für Euch begeistertes, durch Eure Thatkraft mit Vertrauen zu Euch erfülltes Volk gefallen wäre, in Provinzen, Städte und Gemeinden, an deren Spitze für Demokratie erwärmte, patriotisch gesinnte Männer die Stelle der jetzigen monarchisch-verpesteten Oberpräsidenten, Präsidenten, Landräthe, Bürgermeister und Stadträthe eingenommen hätten, würde Euer Decret nicht das ganze Ministerium Brandenburg in die Luft gesprengt haben? Doch — ein solches Heldenschauspiel wäre nie zur Aufführung gekommen. Männer, die Helden sind, kommen nicht leicht dazu, die Rolle der Helden zu spielen.

Von Allem, was in der Nationalversammlung zuerst erwartet werden mußte, hat sie nichts gethan. Die **Habeas-Corpus**-Acte war gut. Allein stehend — konnte sie den Wrangelschen Heeresmassen keinen Widerstand leisten. Wir verkennen den Fleiß der Herren Volksvertreter aus der Mitte, den sie in den Commissionen an den Tag gelegt haben, nicht. Wir geben gern zu, daß sie recht wackere Redeübungen angestellt und ihre Lunge zu Zeiten weidlich angestrengt haben. Wir wollen auch nicht in Abrede stellen, daß sie am 8. November die beste Absicht von der Welt gehabt haben, den Ruhm starker Helden zu erwerben. Das Alles kann die Schmach, Vaterland und Freiheit verrathen, die Frucht der Revolution in den Koth getreten zu haben, nicht von den unentschlossenen, unklaren, wankelmüthigen Männern nehmen, welche so oft der besonnenen, entschiedenen und hellblickenden Linken feindlich gegenübergetreten sind und dadurch Alles verdorben haben.

Ihr Männer der Unentschlossenheit und des Wankelmuths, Ihr sanften, milden, weichen Naturen voll *blinden* **Vertrauens** und grenzenloser Kurzsichtigkeit,

Ihr wolltet das Vaterland durch passiven Widerstand gegen Wrangel's Kanonen vertheidigen. Aber wer trug denn die Schuld, daß Wrangelsche Heeresmassen, gehorsame Werkzeuge in der Hand einer Alles wagenden Reaction, sich um Berlin ansammeln und Euch gefangen setzen durften, als Ihr Euch frei wähntet? Wer trug die Schuld, daß ein Schreckenstein und Kühlwetter, daß ein Ministerium Pfuel-Eichmann-Bonin dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel den Weg bahnen und die Waffen schärfen durfte? Wer hat das Mißtrauen der Aengstlichen erweckt und durch seine freiheitfeindlichen Beschlüsse den Aufwieglern in die Hände gearbeitet? Wer hat, als es galt, den Kämpfern und Opfern der blutigen Märznacht den Dank des Vaterlandes darzubringen, für die motivirte Tagesordnung gestimmt und die Mutter verleugnet, die ihm das Leben gegeben? Wer hat die laute Warnung des kölner Belagerungszustandes in unbegreiflicher Blindheit unbeachtet gelassen? Wer hat jenes schmachvolle Bürgerwehrgesetz votirt, welches der Krone die Macht gibt, dem Bürger jedesmal in dem Moment die Waffen zu entreißen, wenn es gilt, gegen Ministerverrath und Monarchenwillkür die Verfassuug und die Freiheit zu schützen? Wer hat das ganze Bürgerwehrwesen durch jenes Gesetz zu einer lächerlichen Spielerei herabgewürdigt? Ihr seid es gewesen, Ihr Männer der Unentschlossenheit und des Wankelmuths! Von dem Allen tragt Ihr die Schuld! Uud ich sage Euch, Ihr sollt sie tragen bis an Euer Lebensende, — und wenn Ihr längst verfault seid, dann sollen entrüstete Enkel die ungeheure Schuld auf Eure Namen wälzen! Euer passiver Widerstand, Euer Widerstand, der die Waffen dem Feinde zu Füßen

legt, mußte fruchtlos sein. Wir haben ihn belacht, als alle Welt die berliner Helden pries. Kanntet Ihr das Volk nicht? Ihr mußtet wissen, daß in dem durch Jahrhunderte gemißhandelten Volke wohl die Kraft lag, in der Begeisterung eines erschütternden Augenblicks etwas Großes, Erfolgreiches auszuführen; die markige Kraft, die Ausdauer, die großartige Geduld, welche die Pein des passiven Widerstandes heldenmüthig trägt, durftet Ihr im Volke nicht voraussetzen. Hättet Ihr die Entrüstung der ersten Stunden und Tage mit Größe zu benutzen verstanden, hättet Ihr im ersten Moment, ehe Ihr zuerst vor den Wrangelschen Bajonetten das Feld räumtet, die ausübende Gewalt übernommen, die Hochverrathsanklage erlassen, die Steuerverweigerung decretirt, das Militär von der Pflicht des Gehorsams gegen hochverrätherische Minister und Generäle losgesprochen, die Landwehr und die Bürgerwehr des ganzen Vaterlandes zu Eurem Schutz und zum Beistande der Berliner herbeigerufen, den Provinzialbehörden, den Kreis- und Gemeindebehörden bei Todesstrafe den Gehorsam gegen Hochverräther verboten, überall das Volk ermächtigt, jeden Beamten festzusetzen, der Euren Befehlen zu widerstreben wagte, den Aufstand in allen Provinzen heraufbeschworen, — hättet Ihr zu Alledem die Kraft, die Größe in Euch getragen, dann — wäret Ihr Männer gewesen, und durch todtverachtenden Muth hättet Ihr Freiheit und Vaterland gerettet. Blutvergießen, Bürgerkrieg, meint Ihr, wäre die Folge solcher Schritte gewesen? Das kann sein, ist wahrscheinlich. Aber wird, kann das Blutvergießen jetzt ausbleiben? Ist ein dauernder Friede, dauernde Ruhe jetzt möglich? Meint Ihr etwa, daß die Freiheit als gebratene Taube gemüth-

lichen Völkern und sanften Herren ins Maul fliegen werde? Oder ist es die Freiheit nicht werth, daß ihr heiliger Boden mit Blut gedüngt wird, wenn sie anders nicht gedeihen will? Für Fürstenübermuth, für Fürstenherrschsucht ist Blut in Strömen geflossen, und da, wo es galt die Freiheit zu retten, die Völker zu erlösen, Menschenglück auf festem Grunde zu erbauen, da durfte kein Blut vergossen werden? Haben sich die Herren von der Reaction vor Blutvergießen gefürchtet? Haben sie Bedenken getragen, die Brandfackel des Bürgerkrieges ins Land zu schleudern? Wahrlich, Euch muß man ansehen, dann beginnt man die Reaction zu ehren! Als Ihr die Steuerverweigerung ausspracht, war sie unpolitisch, zu spät! Das erste Feuer war vorüber. Die Herren Oberpräsidenten, Bürgermeister, Stadträthe und Stadtverordneten hatten sich besonnen, hatten das Terrain recognoscirt. Ihr mußtet wissen, daß auf diese Herren für die vereinzelte, verspätete Maßregel der Steuerverweigerung viel ankam, und — Ihr mußtet sie kennen! Kanntet Ihr die Magistrate und Stadtverordneten der großen Städte nicht zum Theil aus der Zeit des kirchlichen Kampfes? Wußtet Ihr nicht, daß sie nicht einmal eines kühnen Gedankens, geschweige einer kühnen That fähig waren? daß sie von Aufschwung, von Begeisterung für etwas Anderes, als Titel, Orden und gute Einnahmen, nicht einmal eine Ahnung hatten?

Die Reaction hat gesiegt, vollständig gesiegt — für den Augenblick. Ihr Siegesdenkmal ist — die potsdamer Camarilla-Constitution.

Die potsdamer Camarilla-Constitution! So nennen wir sie. Nur für die potsdamer Camarilla hat sie Dasein. Für den preußischen Staat, sofern er ein Staat, ein Gemeinwesen auf Rechtsboden sein will,

existirt sie nicht. Sie ist ein politischer Versuch, eine politische Stylübung, nichts weiter! Etwas rechtlich Bestehendes, gesetzlich Existirendes kann sie nach allen Umständen nimmermehr werden!

Mit der Erhebung des absolutmonarchischen Preußen zu einer constitutionellen Monarchie „auf breitester Grundlage," hatte der König das Recht der Gesetzgebung unbedingt verloren. Von dem Augenblicke an, in dem er ein constitutioneller König geworden war, konnten Gesetze nur in Uebereinstimmung mit den Volksvertretern gegeben werden. Die Verfassung ist ein Gesetz. Soll sie rechtlich existiren, so muß sie von den Volksvertretern sanctionirt sein. Bis das geschehen, ist sie null und nichtig, ein Vorschlag, ein Versuch, weiter nichts.

Das Gesetz vom 8. April besteht in voller Rechtskraft. Allerdings hätte dieses Gesetz nicht mit Zuziehung des Vereinigten Landtags gegeben werden sollen. Indessen — gegen die Mitwirkung des Vereinigten Landtags sprach nur die Klugheit, kein ausdrückliches, unbedingt bindendes Gesetz. Das Volk hatte die Macht in Händen. Das Volk duldete es, daß der Vereinigte Landtag für einen Moment aus seinem Grabe citirt wurde, und erkannte das mit Zuziehung desselben gegebene Gesetz an. Kein anderweites Gesetz, kein Recht eines Dritten wurde verletzt. So bestand das Gesetz vom 8. April vollkommen zu Recht. Dieses Gesetz bestimmt ausdrücklich, daß die Verfassung vereinbart werden solle mit den Abgeordneten, welche das Volk auf vorgeschriebene Weise zu wählen habe. Es ist nicht aufgehoben und kann von dem constitutionellen König „auf breitester Grundlage" nicht einseitig anullirt werden. *Demnach ist die nicht* vereinbarte, sondern aus fürst-

licher Machtvollkommenheit und königlicher Gnade geflossene Verfassung vom 5. December gegen das klare, bündige Gesetz, mithin ohne rechtliche Existenz, ohne Dasein für den Rechtsstaat Preußen.

Die auf Grund des Gesetzes vom 8. April berufene Versammlung hatte mindestens das Recht der „Vereinbarung". Sie trat mithin der Krone als gleichberechtigte Potenz gegenüber, sofern eine Vereinbarung nur unter gleichberechtigten Mächten und Personen möglich und denkbar ist. So wenig nun die National-Versammlung aus Grund des bestehenden Gesetzes das Recht hatte, den König zu „vertagen" oder abzusetzen; eben so wenig hatte die „gleichberechtigte" Krone das Recht, die National-Versammlung zu vertagen oder aufzulösen. Ob ihr ein solches Recht zuzugestehen sei, das sollte erst durch die zu vereinbarende Verfassung bestimmt werden. Daß es ihr noch nicht zustand, hatte die Krone durch ihre Handlungsweise anerkannt. So oft bei einer Ministerkrisis eine Vertagung wünschenswerth geworden war, war die Versammlung gebeten, sich zu vertagen. Könige pflegen nicht zu bitten, wo sie befehlen können, am wenigsten preußische. Somit sind die Decrete, welche die Vertagung und endlich die Auflösung der National-Versammlung aussprechen, völlig nichtig, die Verfassung aber, welche nur mit Hülfe dieser Decrete ein Scheinleben erhalten konnte, ohne rechtliche Existenz. Die Krone hätte das Recht gehabt, die Kammer zu vertagen und aufzulösen, weil die Kammer von ihr berufen sei? So? Hat die Krone aus freien Stücken, aus gutem Willen die Kammer berufen? Hing es von ihrem „eigenen, freien Ermessen" ab, es zu thun oder zu lassen? Nein! Gezwungen hat sie die Kammer berufen. Zu eine

Zeit hat sie es gethan, wo sie unbedingt der Gnade des Volkes anheimgegeben war, wo jede Weigerung, dem Willen des Volkes sich zu fügen, ihren Untergang herbeigeführt haben würde. Die Kammer war durch den Willen auf das Geheiß des Volkes berufen, nicht durch den guten Willen der Krone. Aus der Berufung kann nimmermehr ein Recht für die Krone abgeleitet werden. Gesetzt aber, der Krone habe das Recht der Auflösung zugestanden, bliebe nicht gleichwohl das Gesetz vom 8. April in voller Kraft? stände nicht die Vereinbarung der Verfassung mit einer Kammer unbedingt gesetzlich fest?

Eine National-Vertretung, welche auf Grund des Verfassungsversuches vom 5. December etwa zusammentreten sollte, kann der an sich rechtlosen und gesetzwidrigen Verfassung keine rechtliche Existenz verleihen. Sie würde, selbst durch einen gesetzwidrigen, rechtlich erfolglosen Act gebildet, jeder rechtlichen Existenz, jeder rechtlichen Befugniß entbehren. Die einzige zu Recht bestehende Volksvertretung für Preußen ist und bleibt die im Mai gewählte National-Versammlung. Sie ist nicht vertagt und nicht aufgelöst, sondern lediglich durch rechtlose Gewalt an der Ausübung ihrer Function gehindert.

Die Verfassung vom 5. December ruht auf den Bajonetten der Krieger. Ihr Einfluß reicht genau so weit wie die Macht der Bajonette reicht. Das Recht, wider sie zu handeln, hat Jeder, der die Macht hat, der König so gut, wie der geringste Unterthan. Gegen diese Verfassung ist Hochverrath vom rechtlichen Standpunkte aus unmöglich. Kein gewissenhafter Geschworner wird bei Hochverrathsanklagen das Schuldig sprechen, so lange diese Verfassung der Grund der Anklage ist. Kein vorsichtiger Banquier wird dem preußischen Staate

Geld leihen, so lange derselbe in der Zwangsjacke dieser Verfassung einhergeht. Preußen ist unter der Verfassung vom 5. December rechtlos und creditlos, der Wohnplatz einer Masse von Menschen, welche die Gewalt der Bajonette in einer scheinbaren Ordnung erhält.

So stellt sich die Sache unbestritten dar vom Standpunkte des geschriebenen Rechts. Wir wollen jedoch annehmen, das preußische Volk gestehe auch der Krone das Recht der Revolution zu; es betrachte die Verfassung als Ergebniß einer siegreichen Cabinets- und Militärrevolution, und — respectire sie als nicht zu beseitigende Thatsache. Ja, wir wollen annehmen, das Recht der im Mai gewählten preußischen National-versammlung sei durch die Annahme der Verfassung vom 5. December beseitigt, diese Verfassung selbst, dieses traurige Erzeugniß frecher Gewaltthat, durch die Zustimmung des Volks ein rechtlich Bestehendes geworden. Ist sie eine Bürgschaft der Freiheit?

Ist der peußischen Regierung die Absicht zuzutrauen, daß sie die Volksrechte heilig achten werde, welche die Verfassung anerkennt? In demselben Moment, in dem die Regierung diese Verfassung gibt, gibt sie den deutlichen Beweis, daß ihr das heiligste Recht des Volkes nicht heilig ist, daß sie das klarste, bündigste Gesetz nicht achtet, — wie sollte die sonderbare Vermuthung entstehen, daß ihr das neue Gesetz, das neue Recht heilig sein werde? In demselben Moment, in dem sich die Regierung im Tone des Vertrauens und mit der Bitte um Vertrauen an das Volk wendet, wird unter ihren Augen, auf ihren Befehl das heiligste Gesetz mit Füßen getreten,*) — wie kann ein Ver-

*) Die Habeas-Corpus-Acte vom 24. September bestimmt

nünftiger Vertrauen fassen? In derselben Zeit, in welcher die Regierung aus Rücksicht auf die bevorstehenden und stattfindenden Wahlen alle mögliche Ursache hatte, sich um das Vertrauen des Volkes zu bewerben, wird ein Temme ins Zuchthaus gesperrt, wird ein anderer Beamter gegen das klare und bündige Gesetz wegen seines Verhaltens als Abgeordneter auf ministeriellen Befehl seiner amtlichen Functionen enthoben, wird der Belagerungszustand in Berlin ohne den Schein des Rechts aufrecht erhalten und unter dem Schutze desselben massenhaft gefrevelt, — wie könnte möglicher Weise ein denkender Mensch Hoffnung für die Zukunft haben? In derselben Zeit, in welcher die neue Verfassung das Volk über die Frevel des November beruhigen soll, wird ein wichtiger Artikel derselben durch ein Ministerialrescript offenbar verletzt, geradezu in sein Gegentheil umgekehrt. Der Artikel 15 lautet: „Das dem Staate zustehende Vorschlags-, Wahl- oder Bestätigungsrecht bei Besetzung kirchlicher Stellen ist aufgehoben." Ein Rescript des Cultusministers behauptet nun, dieser Artikel beziehe sich

---

§ 8 ausdrücklich, daß bei zeit- oder districtsweiser Suspendirung der persönlichen Freiheit und der Wohnungsunverletzlichkeit, die Volksvertretung sofort zusammenzuberufen sei. In Berlin ist die Suspendirung ausgesprochen, sind Soldaten in die Häuser gedrungen, Menschen in Menge verhaftet, — die Volksvertretung ist nicht zusammenberufen, sondern — aufgelöst. Die Habeas-Corpus-Acte bestimmt: „Niemand darf vor einen andern als den im Gesetz bezeichneten Richter gestellt werden. Ausnahmsgerichte sind unstatthaft. Auch ein Belagerungszustand macht hiervon keine Ausnahme." Hat nicht General Wrangel Kriegsgericht und Standrecht verordnet? — Die Habeas-Corpus-Acte gestattet Belagerungszustandserklärungen im Fall des Kriegs und des Aufruhrs. In Berlin war weder Krieg noch *Aufruhr, als es* in den Belagerungszustand erklärt wurde.

lediglich auf die von dem Staate gegenüber der katholischen Kirche bisher ausgeübten Befugnisse, er berühre die patronatliche Verleihung nicht, die Ausübung des landesherrlichen Patronats müsse den Consistorien verbleiben! Er lautet also nach der ministeriellen Interpretation: „Das dem Staate zustehende Vorschlags-, Wahl- oder Bestätigungsrecht bei Besetzung kirchlicher Stellen ist — **nicht** — aufgehoben!!" Wahrlich: Vertrauen zu einer Regierung, die so handelt, zu einer Krone, die Solches duldet, wäre Albernheit! Die Krone hat aus eigener Machtvollkommenheit die Verfassung gegeben. Wird sie sich das Recht nehmen lassen, die Verfassung in ähnlicher Weise auszulegen, zu deuten, zu modificiren und — abzuändern, so lange sie die Macht hat? Ihr meint etwa, die Kammern werden über den Bestand der Verfassung wachen. So? Wenn die Kammern nicht wollen, was die Krone will, so — löst die Krone die Kammern auf. Und wenn die Kammern abermals nicht wollen, was die Krone will, so löst sie die Kammern wieder auf. Und wenn sie zum drittenmal nicht gefügiger geworden sind, so schickt sie sie kraft der Bajonette zum drittenmal nach Hause, bis endlich die Wahlmänner gehörig bearbeitet und die Kammern — mürbe geworden sind. Als die Nationalversammlung Beschlüsse gegen die Wünsche der Krone faßte, da gewann die Krone die schmerzliche Ueberzeugung, daß mit den Leuten nichts anzufangen sei. Sollte es künftig in ähnlichen Fällen unmöglich sein, in einer Cabinetsordre zu sagen: „da Wir zu Unserm schmerzlichen Bedauern die Ueberzeugung gewonnen haben, daß mit den gegenwärtig versammelten Vertretern Unseres getreuen Volks zweckdienliche Gesetze nicht vereinbart werden können, so verordnen Wir im Bewußtsein

Unserer königlichen Pflicht, aus treuer Liebe zu Unserem Uns von Gott anvertrauten Volke und auf den Rath Unserer verantwortlichen Minister wie folgt u. s. w."? Ist Das zu irgend einer Zeit weniger möglich, als es am 5. December war? Wahrlich, das Gnadengeschenk einer Regierung, die so gehandelt hat, wie die preußische, kann nur ein Stockblinder als eine Bürgschaft der Freiheit betrachten. Zu der Rechtsachtung einer Regierung, die so gehandelt hat, wie die preußische, kann nur ein Stockblinder Vertrauen fassen. Ein „Blatt Papier" thut's wahrlich nicht. Ein „Blatt Papier" gegen — Bajonette! Ehrliche Preußen!

Und die Verfassung selbst! Daß sie mancherlei gut klingende Bestimmungen enthält, manches Recht anerkennt, ist keine Frage. Man sieht, die Camarilla fürchtet das Volk und — wirft ihm eine Lockspeise zu. Gleichwohl vereinigt sie in sich die verschiedenartigsten Bedingungen einer grundschlechten Verfassung. Sie ist dem Volke durch Gewaltthat, durch eine Militärdespotie aufgezwungen, ist aus königlicher Gnade d. h. aus der Willkür eines Einzelnen entstanden, vernichtet das allein vernünftige Princip der Volkssouveränetät und beschenkt das durch den März erlöste Preußenvolk aufs Neue mit einem Herrn „Von Gottes Gnaden." Sie verordnet das absolute Veto, indirecte Wahlen, eine Kammer der Geldaristokratie*), bestätigt den Adel, bestätigt das gesammte Titel- und Ordensunwesen und gefährdet die kostbarsten Rechte, die der Staatsbürger hat, auf kaum glaubliche Weise. Eins der kostbarsten Rechte ist die Volksbewaffnung. So lange der König in dem stehenden Heere die Macht

---

*) Die Mitglieder der ersten Kammer bekommen keine Tagegelder und keine Reisekosten.

hat, das Recht niederzutreten und sich zum gebietenden Herrn des Landes zu machen, so lange ist Volksfreiheit nur bei Volksbewaffnung, bei einer kräftigen, ihrer Aufgabe gewachsenen Bürgerwehr denkbar. Soll die Bürgerwehr eine Polizeimacht im Dienste der Behörden sein? Nein, sie soll die Verfassung, das Recht des Volkes schützen, wenn es dem Könige belieben sollte, mit Hülfe seiner Söldlinge das Recht des Volkes zu verachten. Das ist ihre Aufgabe, und ohne diese Aufgabe ist sie bedeutungslos, eine nutzlose Spielerei. Nach dem Gesetz, welches von der fortgejagten Nationalversammlung votirt ist, hat der König das Recht, die Bürgerwehr districtsweise unter Angabe der Gründe aufzulösen. Also — wenn sie sich anschickt, die Verfassung gegen seine Willkürmaßregeln, gegen den Hochverrath seiner Minister zu schützen, so löst er sie auf und nimmt den Bürgern die Waffen! Dieses schmachvolle Gesetz wird Artikel 35 der Verfassung bestätigt, und da fortan der König, wo er Lust hat, Veto sagen darf, da er sich hüten wird, die Volksbewaffnung durch ein besseres Gesetz zu einer wirklichen Macht heranwachsen zu lassen, so entwürdigt diese Verfassung die Volksbewaffnung für ewige Zeit zu einer Stütze der Polizei, oder besser zu einer Spielerei. Nicht minder kostbar ist das Recht der freien Versammlung. Die Verfassung gestattet Versammlungen unter freiem Himmel nur nach rechtzeitig eingeholter hoher obrigkeitlicher Genehmigung! Das Recht der Gesetzgebung nimmt die Verfassung dem Volke völlig. Sie läßt ihm nur den Schein dieses Rechtes. Wo Wahlmänner die Volksvertreter wählen, wo eine Aristokratenkammer den Intriguen der Regierung das freieste Feld öffnet, wo der König jedem Beschluß der Volkskammer sein Veto ent-

gegensetzen, wo er die Kammer auflösen darf, sobald sie nicht nach seiner Pfeife tanzt, wo kein treuloser, wetterwendischer Volksvertreter von seinen Auftraggebern zurückgerufen werden darf, wo die Minister das Recht haben, sobald die Vertreter nicht versammelt sind, Verordnungen mit voller Gesetzeskraft zu erlassen, da ist der Wille des Königs Gesetz, nicht der Gesammtwille des Volks, da ist Knechtschaft, nicht Freiheit. Die Krone der ganzen Verfassung ist §. 110. Im Fall des Aufruhrs darf die persönliche Freiheit, die Unverletzlichkeit der Wohnung, die Preßfreiheit, das Vereinigungsrecht aufgehoben, die Bürgerwehr entwaffnet, jeder Bürger seinem gesetzlichen Richter entzogen und unter das Standrecht gestellt werden! Also — im Fall des Aufruhrs! War in Berlin Aufruhr als der Belagerungszustand ausgesprochen wurde? Nun, dann kann jeder Tumult von Straßenjungen, jedes Zusammenlaufen liederlichen Gesindels den Vorwand des Aufruhrs hergeben. Und wer darf den Belagerungszustand aussprechen? Möglicherweise jeder Militärchef! Jeder General, der Aufruhr wittert, kann ganze Districte auf beliebige Zeit unter die Dictatur der Bajonette stellen. Preußenvolk! Du hast eine köstliche Freiheit! In England darf weder der König noch das Ministerium die Habeas-Corpus-Acte suspendiren. Solches Recht steht allein den Vertretern zu. In Preußen, in dem freien Preußen, unter der Constitution auf „breitester Grundlage“, hat man es leichter! Preußenvolk, Du hast eine köstliche Freiheit!

In Preußen herrscht heute wie vor dem März der König von Gottes Gnaden. Preußen hat heute wie vor dem März Despotie, nur heute mit constitutioneller Verbrämung. Die erhabene Weisheit Ludwig Philipp's verstand es, das Bedenkliche in den con-

stitutionellen Zuständen Frankreichs zurückzuhalten und zu beseitigen. Diese erhabene Weisheit wird sich auf dem Thron der preußischen Majestät sehr bald offenbaren. Aussicht, von der ungeheuren Militärlast befreit zu werden, eine weniger kostspielige Regierung zu erhalten, durch eine Civilliste die Ausgaben für das königliche Haus geregelt und ermäßigt zu sehen, hat Preußen heute so wenig wie vor dem März.

Ist Hoffnung vorhanden, daß sich die Mängel der Verfassung auf verfassungsmäßigem Wege werden beseitigen lassen?

Wird eine demokratische Volkskammer die Zustimmung einer muthmaßlich aus conservativen und reactionären Elementen zusammengesetzten ersten Kammer gewinnen?

Würde eine demokratische Volkskammer selbst im Bunde mit einer entschieden demokratischen ersten Kammer die Zustimmung des Königs zur Erweiterung der Volksrechte und zur Beschränkung der königlichen Machtfülle erlangen, so lange der König sein absolutes Veto auf Bajonette stützen kann?

Diese Fragen müssen mit Nein beantwortet werden.

Nur wenn das preußische Volk mit Entschlossenheit der Regierung gegenübertritt und im Bewußtsein seiner Macht die Anerkennung seines Rechts gebieterisch fordert, also nur auf dem Wege der Revolution kann und wird die Verfassungsangelegenheit ihrem Ziele entgegengeführt werden.

Die Camarilla-Constitution gibt die sichere Bürgschaft, daß in dem großen Trauerspiele der Revolution der zweite Act dem ersten in nicht allzu ferner Zeit folgen wird.

Was kann Preußen jetzt thun?

Es kann bedenken, daß es Friedrich Wil-

helm IV. war, der Ludwig Philipp's Treulosigkeit gegen die beschworne Verfassung als erhabenes Beispiel hoher Weisheit pries.

Es kann bedenken, daß die Hohenzollern wiederholt ihr feierlich gegebenes Versprechen unerfüllt gelassen haben.

Es kann ferner bedenken, daß sich nur ein feiges und dummes Volk auf das Versprechen eines Fürsten verläßt, starke, edle, erleuchtete Völker dagegen auf die Kraft ihres Willens bauen.

Es kann endlich bedenken, daß das Recht und die Pflicht der Revolution nur mit dem endlichen Siege wahrer Volksfreiheit aufhört, daß aber Festigkeit, Entschlossenheit, kühner, begeisterter Muth des Volkes der Revolution ihre Schrecken nehmen und das sicherste Mittel sind, Blutvergießen abzuwenden, wahre Ordnung zurückzuführen und einen dauernden Frieden zu sichern.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vom Kampf

um

Völkerfreiheit.

Ein

Lesebuch für's deutsche Volk.

Zweites Heft.

Zweite durchgesehene Auflage.

Von

Rudolph Dulon,

Pastor zu U. L. Frauen in Bremen.



Bremen.

Verlag von A. D. Geisler.

1850.



Vom Kampf
um
Völkerfreiheit.

Ein
Lesebuch für's deutsche Volk.

Zweites Heft.
Zweite durchgesehene Auflage.

Von
Rudolph Dulon,
Pastor zu U. L. Frauen in Bremen.



Bremen.
Verlag von A. D. Geisler.

1850.

I.

Der Kampf.

Zum zweiten Male rede ich zu Dir, lieber Leser, vom Kampf um Völkerfreiheit, von dem heiligsten und schönsten Kampfe, der auf der weiten Gotteserde gekämpft werden kann. Die Donner dieses Kampfes haben Dich wach gerüttelt, als der Geist des Herrn, der Geist der Freiheit dahinbrauste, über die Länder Europa's und seinen Weg durch Männerherzen nahm. Seine Donner haben Dich wach gerüttelt, Dich und Millionen mit Dir. Aber hörtest Du, hörten die Millionen in dem Donner die Stimme des allmächtigen Gottes? Sahen sie in dem gewaltigen Märzsturm das Walten des heiligen Geistes, der unter Kampf und Schmerz, unter Heulen und Zähnklappen den ganzen Unrath der despotischen Jahrhunderte ausrotten, niedergetretene Völker zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde bringen und zum ausdauernden Kampfe für ihre heiligsten Rechte kräftigen, begeistern wollte? O, Ihr Deutschen, hättet Ihr das gesehen, hättet Ihr den Gott verstanden, der in den Donnern des Märzsturmes sprach, Ihr wäret erfüllt worden mit glühender Begeisterung, mit frommer Kampfeslust, mit felsenfester Zuversicht, Ihr

Alle hättet dagestanden wie ein Mann, hättet einen Sieg erfochten, so schön, so herrlich, wie er nirgend erfochten ist. Wehe Euch, Ihr gutmüthigen Thoren, und Euch, Ihr entarteten Knechte! Ihr habt den allmächtigen Gott nicht verstanden, habt sein Wort, sein heiliges Wort nicht zu deuten gewußt. Ihr hörtet den Donner und — erschrakt. Ihr hörtet den Sturm und — bebtet. Ihr saht die wilden Wogen, saht die brandenden Massen, saht die auflodernden Flammen, die durch Männerherzen genährt wurden, saht die Gefahren, die Verluste, saht, daß das muthige Wort, die lächerliche Redensart von „Gut und Blut" nicht ausreichte: da entsetztet Ihr Euch, der Muth entsank Euch, Ihr wurdet zu — feigen Verräthern, die Männer im Stich lassend, welche der Sache Gottes, der Sache der Freiheit ihr Herzblut zu opfern entschlossen waren. Deutschland hat wieder eine Zeit der Schmach gesehen. Der Geist Hermanns trauert über die entarteten Söhne seines schönen, großen Landes. Das Ehrgefühl, der Freiheitsstolz, der Mannesmuth ist erstorben. Heiliges Vaterland, die dich erlösen sollten, — sie wollten handeln und ackern, essen und trinken, leben und leben lassen! — —

Es ist ein heiliger Kampf, der Kampf um Völkerfreiheit, ein Kampf, den Gott gebietet, ein Kampf, der Sein Reich gründet und baut. Meinst Du nicht, lieber Leser? Hast Du Bedenken? Wie, der Kampf um Völkerfreiheit, ein Kampf, den Gott gebietet? Ja, haben fremde Unterdrücker unseren König besiegt und sein Volk unterjocht, schaart sich das treue Volk um seinen König, um mit Gott für König und Vaterland gegen die fremden Unterdrücker zu ziehen und sie aus dem

Lande zu jagen, dann mag der Kampf um Völkerfreiheit ein heiliger, ein von Gott gebotener sein. Aber wie es hier gemeint ist, — Kampf gegen die Fürsten des Vaterlandes, gegen die höchsten Obrigkeiten, die Gott verordnet hat, — nein, ein solcher Kampf kann Gott nicht gefallen! — Leser, wer spricht vom Kampf gegen Fürsten und Obrigkeiten? Kennst Du den Kampf nicht, den wir wollen? Wir wollen den Kampf um Freiheit! — Wir wollen die Freiheit, die Selbstbestimmung edler Völker in allen für sie wichtigen Angelegenheiten, wollen das Gesetz als Ausdruck des Gesammtwillens, als heilige Regel, welche das Volk sich selbst verordnet durch frei gewählte Vertreter, wollen des Volksgesetzes unbedingte Heiligkeit vor Fürsten und vor Bettlern, wollen Beseitigung jeder Willkür, jeder Rechtsverachtung, jeder Bevorzugung, die ein anderes Fundament als Verdienst, Tugend, Geistes- und Seelenadel hat. Ist das unmöglich, wo Fürsten an der Spitze der Staaten stehen? Wir wollen ein gleiches Recht für Alle. Wir wollen nicht die Verewigung eines fürchterlichen, himmelschreienden, gotteslästerlichen Unsinns, der Jahrtausende die Welt geschändet hat, jenes Unsinns, der die Massen der Völker, die Millionen zur Unwissenheit, Rohheit und Armuth, zu einem thierischen mehr als menschlichen Leben verdammt und sie ausschließt von den höchsten, schönsten und edelsten Genüssen des Erdenlebens. Wir wollen eine gesellschaftliche Ordnung, die jeder Arbeit den gerechten Lohn, jedem Verdienst die gerechte Anerkennung sichert, die es Jedem möglich macht, seinen Geist zu bilden, den ganzen Adel des menschlichen Wesens an sich darzustellen und als geistig, sittlich und bürgerlich freie Per-

sönlichkeit an allen Vorzügen, an allen Genüssen des Lebens Theil zu nehmen; eine gesellschaftliche Ordnung, die nicht die Millionen zwingt, sich Wenigen zu leibeigenen Sclaven zu verkaufen, — nicht die Millionen verdammt, sich zu plagen und zu schinden, damit Wenige schwelgen, — nicht die kleinen Diebe hängt und die großen Schurken mit Ehren überhäuft, — nicht Hunderttausende zu Verbrechen zwingt und sie dann in Kerkern geistig, sittlich und physisch mordet, — nicht alle die Gräuel, all' den Unsinn, alle die Frevel gegen die Menschen duldet, von denen wir Zeuge gewesen sind von Kindesbeinen an. Diese Freiheit und in der Freiheit diese Ordnung ist das Ziel unseres Srebens, der köstliche Preis, um den wir kämpfen. Giebt es Größeres und Heiligeres? Ist diese Freiheit und in der Freiheit diese Ordnung nicht das wahre Evangelium? Ist sie unmöglich, wo Fürsten sind? Wahrlich, sie kann gedeihen unter dem Königthum, wie sie vernichtet werden kann durch das Ungeschick oder den Uebermuth eines Präsidenten! Wer sagt Dir also, daß ich zum Kampfe gegen Könige und Fürsten Dich entflammen will? Zeige mir Könige, die der hohen Würde ihres Berufes sich bewußt sind, die ihre Macht im Dienste Gottes und zur Herstellung einer vernünftigen Ordnung anwenden, ihre Völker ehren, das Recht achten, die Freiheit nicht antasten, das Volksgesetz nicht verletzen, ihre Völker nicht als Fußschemel ihrer Herrlichkeit betrachten; zeige mir Könige, die vom Geiste Jesu Christi, vom Geiste der Freiheit und der Liebe beseelt sind, und ich will sie verehren und lieben, will mein Blut tropfenweise für sie vergießen, wenn es Noth thut, will mit feurigen

Zungen der Welt verkünden: so kann ein König sein! Nicht zum Kampf gegen gute, treue, redliche Könige rufe ich Dich auf. Nur wo treulose, wortbrüchige Könige das Reich Gottes schänden, wo sie das gemeinsame Unglück des Vaterlandes sind, wo despotische Herrscherlust edle Völker wie Sclavenbanden betrachtet, wo fürstlicher Hochmuth den Volkswillen verachtet, fürstlicher Dünkel sich sonnt in den Strahlen der eigenen Weisheit, wo Könige die Freiheit untergraben, das Glück der Völker vernichten, nach Kraft und Vermögen an der Völker sittlicher Entwürdigung arbeiten, wo die That heuchlerische Worte Lügen straft, die That den gekrönten Bedrücker als Feind Gottes und seines Reichs, als Feind der Menschheit brandmarkt: da, mein Lieber, da gilt es einen Kampf gegen König und Fürsten, und da ist der Kampf heilig! Hast Du noch Bedenken? Du berufst Dich auf die heilige Schrift, die Leuchte Deiner Füße. „Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott," so spricht sie. Keine Obrigkeit! Mein Lieber, frage doch die Fürsten selbst, ob sie dieses Wort so verstehen, wie Du es verstehen willst, ob dieses Wort nach ihrer Meinung alle Könige und Fürsten heilig spricht. Hast Du nicht gehört, wie in unsern Tagen die Regierungen deutscher, verwandter, verbündeter Könige sich angefeindet und verketzert haben? wie vor nicht langer Zeit der kaiserliche Feldherr Radetzky den sardinischen König Karl Albert in amtlicher Schrift auf das Schmachvollste verlästerte? wie schon oftmals Könige sich gegenseitig behandelt haben wie Teufelsbrut? Weißt Du nicht, daß der französische König Ludwig XVIII. den Abfall der Franzosen von ihrem Kaiser Napoleon mit großer Freude gebilligt,

daß später König Ludwig Philipp den Franzosen große Lobeserhebungen gemacht hat, weil sie im blutigen Kampf den greisen König Karl X. vom Throne geworfen hatten? Blicke Dich um in der Geschichte! Fast in allen Ländern findest Du Fürsten, die gegen Fürsten kämpfen, sie verdrängen, verjagen, morden, wie es gerade zweckmäßig scheint. Und gar in Deutschland! Wie haben im guten Deutschland die Fürsten das Wort zu Schanden gemacht: es ist keine Obrigkeit ohne von Gott! Die deutschen Fürsten haben nur dadurch aufgehört, Unterthanen zu sein, daß ihre Vorfahren die heiligsten Pflichten gegen ihre von Gott verordnete Obrigkeit, die deutschen Kaiser, auf das Schmachvollste verletzten. Durch offenkundigen Ungehorsam, durch Empörung, durch Verrath, durch Bündnisse mit Reichsfeinden, durch alle möglichen Niederträchtigkeiten haben sie die deutschen Kaiser um ihr obrigkeitliches Ansehen betrogen, haben sie das Meiste beigetragen zur Zerrüttung unseres so schändlich niedergetretenen Vaterlandes. Und jetzt sollten wir uns von den Herren Söhnen dieser ungetreuen Unterthanen in blinder Unterwürfigkeit beugen? Jetzt wollten diese Herren Söhne sich in den Mantel ihrer fürstlichen Selbstherrlichkeit hüllen und uns mit dem Wort der Bibel: „es ist keine Obrigkeit ohne von Gott" die guten Waffen aus der Hand winden, die wir ja nur gegen treulose, wortbrüchige Fürsten erheben wollen? Nicht also! Der Fürsten Beispiel lehrt uns eben, daß es zu Zeiten sehr zweckmäßig sein kann, der Fürsten Macht zu beschränken, — auch wohl den Einen oder Andern seines „mühseligen" Amtes zu entheben. Und, lieber Leser, — Du willst Dich auf die Bibel berufen.

So sieh wenigstens genau zu, was die Bibel sagt. Die Könige und Hauptleute, so spricht sie, sind Gesandte Gottes zur Rache über den Uebelthäter und zum Lobe der Frommen (1. Petri 2, 14.), die Obrigkeit ist Gottes Dienerinn, die das Schwert der Rache dem Bösewicht entgegenhalten, aber beharrlich, unermüdlich im Dienste Gottes sein soll. So spricht die Bibel. Und so spricht sie fürwahr ein Gotteswort! Auf, Ihr Fürsten, bewährt Euch als Gottes Diener, tretet auf als seine Gesandten, fallt her mit dem Schwerte der Gerechtigkeit über die nichtswürdigen Schmeichler und Heuchler, über Meineidige, Wortbrüchige, über Alle, welche die heiligsten Gebote Gottes mit Füßen treten, fördert das Göttliche im Menschenleben, arbeitet mit der ganzen Fülle Eurer Macht am Gottesreich der Freiheit und der Liebe, und wir wollen Euch segnen, wollen Euch Schoß geben und Furcht und Ehre, wie Ihr es nur irgend verlangen könnt als vernünftige Menschen. Aber wie nun, wenn die Fürsten sich nicht als Gottes Diener, sondern als Diener des Teufels bewähren? Wie, wenn sie ein Regiment führen, welches alles Edle und Große und Gute im Menschenherzen ersticken, alles Unkraut der niederträchtigsten Lüste und Begierden zur üppigsten Blüthe bringen muß? Wie, wenn sie mit Hülfe ihrer verblendeten und getäuschten Soldaten die Sultanswirthschaft früherer Tage erneuern, aufs Neue darauf ausgehen, ihre Völker zu Massen feiger, liederlicher, ehrloser Wichte und Mammonsknechte herabzudrücken? Wie, wenn sie sich durch das Werk ihres Lebens als Feinde, als Zerstörer des Gottesreichs, als Erzfeinde unsers göttlichen Meisters Jesu Christi bewähren? Nicht wahr, lieber Leser, dann

sammeln wir uns den nöthigen Muth, treten ihnen fest entgegen und sind getrost: Gott sieht mit Wohlgefallen auf unser Werk!

Wir blicken uns um. Wir lassen die Gegenwart und die Vergangenheit an unserm geistigen Auge vorübergehen. Deutlich sehen wir die Gestalten der Herrscher vor uns. Gleichen sie doch den stolzen Bergen, beleuchtet vom Abendroth! Was sehen wir? Fürwahr, hier und dort manche edle Gestalt, groß und stark, voll Würde und Anmuth, hier und dort manchen edlen Mann, den die Welt segnete und die Nachwelt als Wohlthäter seines Volks, als Wohlthäter der Menschheit preist. Aber diese Männer, — gleichen sie nicht den Sternen, die in schwarzer Nacht den dunkeln Wolkenschleier durchbrechen? den einzelnen Fruchtgefilden in dem ungeheuren Sandmeere der Wüste? den einzelnen Eilanden im unermeßlichen Ocean? Leser, blicke die Fürsten an mit scharfem Auge, sei unparteiisch, als ob Du vor Gott ständest, urtheile mit Schonung und Nachsicht: mußt Du nicht doch sagen, die Menge der Fürsten bestand aus unwürdigen, von den verderblichsten Lüsten, den entehrendsten Leidenschaften beherrschten Menschen? Da ist keine Sünde, kein Laster, kein Verbrechen, das nicht zu allen Zeiten auf Thronen zahlreiche Vertreter gehabt hätte. Ein grauenhaftes Feld der Betrachtung liegt vor uns, wenn wir von den Sünden und Freveln der Fürsten reden wollen, ein grauenhaftes, unübersehbares Feld! Nur auf einzelne Punkte wollen wir achten. Mit Fingern weist man im täglichen Leben auf den gemeinen Lüstling, auf den schwachen Menschen, der sich zum Knecht der Begierden herabgewürdigt hat. Mit Verachtung brandmarkt der

wackere Bürger den Mann, der das Weib verachtet, dem er Treue geschworen. Ist nicht Liederlichkeit gleichsam ein fürstliches Privilegium geworden? Hat man nicht fürstliche Liederlichkeit als das Gewöhnliche, Alltägliche betrachten gelernt? wagen es die Völker noch, Sittenreinheit, Keuschheit, Tugend von den Fürsten zu fordern? Das schade nicht viel? In allen Ständen gebe es ausschweifende Menschen? Man dürfe von den Fürsten nicht mehr verlangen, als von Andern? Meinst Du? Es schadet nicht viel, wenn ausgemergelte, entnervte Menschen, Menschen, die ihre beste Kraft vergeudet, ihren Geist geschwächt, das Herz seiner edelsten Gefühle beraubt haben, auf den Thronen sitzen? Man darf von den Fürsten nicht fordern, daß der ernste Gedanke an die Hoheit ihres Berufes, an die Größe ihrer heiligen Aufgabe, an die gewaltige Pflicht, welche des Mannes ungeschwächte Kraft fordert, an die Völker, deren Führer sie sein sollen, an den Gott, der ihnen das köstliche Tagewerk gegeben, daß dieser ernste, mächtige Gedanke die Macht habe, ihnen die Kraft der Tugend und Sittenreinheit zu geben? Es soll nicht empören, wenn Fürsten gerade durch großartige Liederlichkeit über ihre Unterthanen hervorragen? Soll es etwa auch nicht empören, daß die Völker längst gelernt haben, ein Fürstenwort zu achten wie eine Seifenblase? Manneswort ist heilig, Manneswort ist, wo ehrliebende Menschen wohnen, ein fester Grund und eine starke Säule. Wer das verpfändete Manneswort bricht, ist geschändet für sein ganzes Leben! Aber ein Fürstenwort? Lieber Leser, frage die Geschichte, ob ein besonnener Mensch allzuviel auf ein Fürstenwort geben, ob er ihnen so leicht trauen darf, den Herren

Fürsten, und wenn sie eidlich gelobten, ihren Eidschwur zu halten? Daß es so weit gekommen ist, daß ein solches Urtheil sich hat bilden können, setzt das nicht eine tiefe Entartung der Fürsten mit Nothwendigkeit voraus? Und nun durchmustere noch einmal die langen Reihen der Fürsten. Wie Viele findest Du, die ihre Völker geliebt, geachtet, geehrt, ihre Macht zum Heil der Völker verwendet, die ewigen Rechte der Völker heilig gehalten haben? Zieht sich nicht durch die Geschichte der Fürsten wie ein schwarzer Faden die Geschichte ihrer Selbstsucht, ihrer Herrschgier? Haben sie nicht die Völker betrachtet wie Heerden? Ist nicht zu allen Zeiten ihre Hauptaufgabe gewesen, ihre Macht zu erweitern, die Rechte der Völker zu beschränken, für sich, für ihre Herrlichkeit, für den Glanz ihrer Familien die ganze Kraft der Völker zu verwenden? Wahrlich, auch die bessern unter ihnen haben nur gnädige Heren getreuer Knechte sein wollen! Auch die bessern unter ihnen haben sich kein Gewissen daraus gemacht, ihren Launen, ihren Lüsten, ihren Begierden zu Gefallen Völker auf die Schlachtbank zu führen. Auch die bessern unter ihnen haben sich im dummen Stolze gebärdet, als habe der liebe Gott die Völker nur geschaffen, um für die Herren Fürsten zu arbeiten, zu frohnden, Geld zu zahlen und sich todt schießen zu lassen! Wo ist der Fürst, der sich in vernünftiger Bescheidenheit seinem Volke untergeordnet, in treuer Liebe dem Dienste des Volkes sein Leben gewidmet, durch die Thaten seines Lebens das Bestreben offenbart hätte, die Rechte eines freien Volkes zu achten, zu schützen, zu erweitern? Gebieter, Treiber, Despoten haben sie sein wollen. Kein Recht, kein Wille, *kein Wunsch ist* ihnen heilig gewesen. Und ob Volks-

rechte tausendfältig versiegelt und verbrieft gewesen sind, Fürsten haben sie niedergetreten. Und ob der Wunsch von Millionen ausgesprochen, aus Millionen Herzen wieder und wieder hervorgebrochen ist, — Fürsten haben ihn verachtet in stolzem Uebermuth. Kein Mittel, keine Lüge, keine Hinterlist, keinen Gewaltstreich haben sie gescheut, wenn es galt, ihren Thron der Herrlichkeit und Machtvollkommenheit auf den niedergetretenen Rechten der Völker zu erbauen! So sind die Fürsten gewesen in großer Mehrzahl. Ein solches schauerliches Gemälde stellt sich uns dar, auch wenn wir den Bildern der besten Fürsten ihr volles Recht widerfahren lassen. Es ist ein Nachtstück voll Grauen und Entsetzen. Wir übertreiben nicht! Wer für die Geschichte ein offenes Ohr hat, der weiß das. Die Geschichte spricht mit Posaunenton. Sie hält über die Fürsten ein greuliches Gericht!

Leser, willst Du wirklich ohne Weiteres die Fürsten als Diener Gottes, als geheiligt durch Gottes Wort betrachten, weil sie Fürsten sind? sie wirklich unter den Schutz des Evangeliums stellen, auch wenn sie Alles zu Schanden machen, was das Evangelium gründen und bauen soll? Du Thor! wie wenig verstehst Du des Evangeliums Bedeutung! Allerdings ermahnt Paulus die Christen in Rom: seid unterthan der Obrigkeit! Aber denkst Du nicht daran, daß damals andere Zeiten waren als jetzt? Dem heidnischen Kaiser waren die Christen unterworfen. Gegen den heidnischen Kaiser konnte der Fanatismus die Christen leicht zur unzeitigen Empörung treiben. Sie sahen in dem heidnischen Regimente ein Teufelsregiment. Sie mochten es für heilige Pflicht halten, sich mit

aller Macht gegen das Teufelsregiment aufzulehnen, um dem heiligen Reiche des Messias die Bahn zu brechen. Da warnt Paulus. Da erinnert er an die Gottesordnung, die sich auch in der heidnischen Obrigkeit offenbart. Da fordert er die Christen auf zur Ehrerbietung, zum Gehorsam, zum Zahlen der Abgaben. War er doch durchdrungen von der Ueberzeugung, daß der Sauerteig des Evangeliums die ganze Masse der Menschen durchdringen und dann alle Verbindungen, alle Verhältnisse unter den Menschen im Geiste des Evangeliums umgestalten, ordnen, bilden werde. Und Du willst nun aus der Ermahnung des Apostels für ewige Zeiten ein schimpfliches Joch für alle Christen machen? Du willst auf Grund dieser Ermahnung die Christen für alle Ewigkeit verpflichten, sich den Unsinn aller Fürsten stillschweigend gefallen zu lassen, auch wenn diese Herren nicht daran denken, ihrem Christennamen Ehre zu machen? Gränzenlose Thorheit! Fällt es denn dem Apostel im Traume ein, sich in den angezogenen Worten über die Art und Weise auszusprechen, in der sich unter den Christen einst das Verhältniß zwischen Obrigkeit und Unterthanen gestalten soll? Wie es unter den Christen sein soll, das sagt Jesus. Von den Heiden sagt er: die Könige herrschen und die Gewaltigen nennt man gnädige Herren. Zu seinen Jüngern spricht er: unter euch soll es nicht also sein. Wer unter euch gewaltig sein will, der sei der Andern Diener; wer vornehm sein will, sei der Andern Knecht *). So spricht der Meister. So will er die Welt vernünftig gestalten. So soll sich in der menschlichen Ordnung

---

*) Math. 20, 24 — 28.

immer mehr die Gottesordnung offenbaren. Und soll nicht nach seinem ausdrücklichen Wort der Sauerteig die ganze Masse durchdringen? Soll nicht das Evangelium die ganze Menschheit durchdringen nach allen Seiten hin? Soll es nicht in allen Verbindungen und Verhältnissen des menschlichen Lebens sich geltend machen? Soll nicht die christliche Obrigkeit, um eine Dienerin Gottes zu sein, das Reich Gottes, das Reich der Freiheit und der Liebe fördern? Blickt Euch um! Wie geht es zu unter dem Regimente der sogenannten christlichen Fürsten? In Ländern, die Gott mit seinem Segen überschüttet hat, in Jahren der überreichen Erndten kümmern und hungern die Millionen! Die Fürsten prassen und schwelgen. Für ihre Bauten, ihre Reisen, ihre Huren, ihre Günstlinge, ihre Soldaten verprassen sie den Schweiß der Völker. Ist das Liebe? ist das christlich? Ist da eine Spur vom Diener Gottes? Die Millionen sind roh geblieben unter der Herrschaft der Fürsten, unwissend, voll Aberglaubens und sittlichen Unraths. Entspricht das dem Evangelium, welches den Armen gepredigt ist, welches die Aermsten und Geringsten wie die Reichsten und Vornehmsten zu erleuchteten Gotteskindern heranbilden will? Sind die Fürsten Gottes Diener, deren Schuld es ist, daß mit dem äußern Elende das sittliche Elend immer weiter um sich gefressen hat? Sind die Gottes Diener, die ein Regiment eingeführt haben und ein Regiment gegen den tausendfältig ausgesprochenen Willen des Volkes, gegen ihr eigenes, wiederholt gegebenes Versprechen fortführen, das sittliches und leibliches Verderben seit Jahrhunderten über die Völker gebracht hat und mit unbedingter Nothwendigkeit bringen muß?

Nein, Gottes Diener sind sie nicht! Unter dem Schutze des Evangeliums stehen solche Fürsten wahrhaftig nicht! Das Evangelium denkt sich andere Fürsten, wenn es von Gesandten, von Dienern Gottes spricht. Spricht es sich nicht klar und deutlich aus über die Stellung, welche der Christ einnehmen soll? Bis auf Christum, sagt Paulus, standen wir unter dem Gesetz als Knechte. Das Gesetz stand auf Stein gegraben, war ein tödtender Buchstabe, hatte und gab kein Leben. Es befahl, drohte, verdammte. Durch sein Befehlen rief es die böse Lust, rief es den Widerspruch hervor. Durch sein Verdammen brachte es zur Verzweiflung. Da kam Jesus. Mit ihm der Geist aus Gott, der Geist der Freiheit. Wer Christo angehört, ist mündig, ist freier Gottessohn, Erbe Gottes, Miterbe Christi, Prophet und König. Er ist frei, nicht vom Gesetz, sondern frei im Gesetz. Das Gesetz steht ihm nicht feindlich gegenüber, es ist ihm ins Herz geschrieben. Nicht Herren und Despoten sagen ihm: Du sollst! Er selbst spricht in Gottes Namen: ich will! Wie, mein Freund, sind das leere Worte? Worte ohne Sinn und Bedeutung? Sind sie keine Lebensregel für den Staat, der sich innerhalb des Christenthums gestaltet? Sollen die Fürsten ihnen kein Gewicht beilegen, die als Christen über Christen, als Brüder über Brüder herrschen? Im christlichen Staate darf Niemand blind und willenlos der Gewalt unterworfen sein. Im christlichen Staate ist der Geringste freies Glied der freien Gemeinschaft. Nicht Fürsten gebieten in stolzer Machtvollkommenheit, sondern Alle nehmen Theil an der Berathung und Beschließung der Gesetze, Allen gebührt ein selbstthätiger Antheil am öffentlichen Leben. Dann hört das Gesetz

auf, eine feindselige Macht, ein tödtender Buchstabe zu sein. Dann hört es auf, die böse Lust und den Widerspruch und den Ungehorsam zu wecken, dann ist es Allen ins Herz geschrieben, Alle folgen ihm, nicht in blindem Vertrauen, nicht in knechtischer Furcht, sondern in der hellen Erkenntniß, dem tiefen Gefühl seiner Heiligkeit, seiner Nothwendigkeit, seiner Alle beglückenden, Alle frei machenden Kraft. So ist's im christlichen Staat. So freilich konnte es nicht urplötzlich, nicht schon in der Jugendzeit der christlichen Kirche sein. Der Sauerteig konnte nur allmählig den Teig durchdringen. Auf den Trümmern des Römerreichs bildeten kräftige germanische Stämme neue Staaten. Roh, ungebildet, unmündig waren die Völker. Einzelne Männer traten auf als Träger des höhern Lebens, Geistliche, Ritter, Fürsten. Ihnen ward Alles unterthan. Ihnen verfielen die Unwissenden und Rohen als leibeigene Sclaven. Aber aus den leibeigenen Sclaven wuchs der Bauer und der Bürger hervor. Bürger und Bauern, Geistliche, Fürsten und Ritter standen bald kämpfend einander gegenüber und in feindliche Stände war das Volk zerfallen. Ueber Alle erhoben sich einzelne, gewaltige, bald unumschränkt herrschende Gebieter. Sie wurden die Ordner der aus der Rohheit sich erhebenden, den Kampf zwischen Rohheit und Bildung kämpfenden Massen. Einzelne Erleuchtete erwiesen sich als Boten Gottes. In Einzelnen der Gewaltigen war der Gedanke eines freien Gemeinwesens lebendig, und begeistert von ihm gaben sie Gesetze, die zum Segen der Völker waren. Aber die Menge der Gewaltigen unterlag der ungeheuern Versuchung ihrer Stellung. Sie wollten gnädige Herren sein und bleiben. Sie wollten

die Völker als rohe Massen treiben und gängeln, auch als das geistige Leben längst von den hohen Häuptern in die Masse gedrungen war, und sie selbst, die Gewaltigen, längst aufgehört hatten, den Edelsten, Besten, Gebildetsten anzugehören. So mußte der Kampf zwischen den Gewaltherren und den Völkern ausbrechen. Er war durchaus unvermeidlich und das Christenthum selbst macht ihn zur heiligen Pflicht. Ja, er ist nichts weiter, nicht mehr und nicht weniger, als eine Fortsetzung, eine Erfüllung des Kampfes, in dem Jesus Christus das Schwert des Geistes und die Geißel seines gewaltigen Wortes geschwungen hat. Gegen Pharisäer und Schriftgelehrte richtete der Herr den Kampf. Sie mußten zuerst überwunden werden, wenn das Reich der Freiheit und der Liebe kommen sollte. Sie standen der geistigen Erhebung, der sittlichen Wiedergeburt des Volkes feindlich entgegen. Sie wollten des Volkes Rohheit und Dummheit verewigen, um ihren Einfluß, ihr Ansehn, ihre Macht zu sichern. Erst nachdem ihnen die Hände gebunden, ihnen der Einfluß genommen war, konnte der Saame des Gottesreichs wuchern, konnte der Sauerteig des Evangeliums die Völker durchdringen, konnte das Evangelium die Armen adeln, die Geringen bilden, die Reichen geistig erhöhen, die Mächtigen so stark, so mächtig machen, daß sie den Bettlern in Liebe die Bruderhand reichten. Stehen heute Fürsten da, wo früher die Pharisäer standen, Fürsten, die ihre Vollgewalt nicht aus den unwürdigen Händen geben, sich nicht in Demuth beugen wollen vor dem Volksgesetz, so muß gegen sie, gegen selbstherrliche, übermüthige Fürsten der Kampf für das Gottesreich sich richten. Sie *müssen genöthigt* werden, der unumschränkten Herr-

lichkeit zu entsagen, die einst im Bildungsgange der Völker ihre vorübergehende Stelle gehabt, jetzt aber jeden Schein der Berechtigung, jede Möglichkeit verloren hat. Sie müssen genöthigt werden überall, wo sie nicht selbst dem Gebote des heiligen Geistes sich fügen, weil unter der absoluten Herrscherwillkür schwacher Menschen Freiheit, Liebe, Volkserhebung, Volksglück eine absolute Unmöglichkeit ist. Sie müssen genöthigt werden überall, wo der Teufel der Herrschsucht sie geblendet, sie taub gemacht hat gegen die Stimme Gottes. Wohlan denn, auf zum Kampf gegen Herrscherwillkür, zum Kampf für Völkerfreiheit! Es ist ein heiliger Kampf. Erst wenn er zum siegreichen Ende geführt ist, wenn befreite Völker den Siegesgesang anstimmen, erst dann wird das Reich Gottes kommen!

Auf zum Kampf für Völkerfreiheit! Wie wir ihn führen, mit welchen Waffen wir streiten sollen? Höre lieber Leser, ein Wort. Durch Verschwörungen, durch Aufwiegelungen, durch Meuchelmord, durch hinterlistige, gottlose Thaten, durch thörichte Versuche, Revolutionen anzuzetteln, ist noch nie ein Volk frei geworden. Auch Pflastersteine und Barrikaden haben der Freiheit wenig Gewinn gebracht. Mann des Volks, jetzt thut Ruhe und Friede Noth. Jetzt muß in Ruhe und Frieden der Kampf um Freiheit gekämpft werden. Das Kampfgebiet liegt jetzt nicht hier oder dort; in Dir, in Dir liegt es! Aufstände, vereinzelte Empörungen, Widerstand gegen vernünftige Gesetze, unzeitige Auflehnung wider soldatische Brutalität, — das Alles kann jetzt nur zum Verderben führen! Mann des Volks, erkenne, was Noth thut, arbeite an Deinem Selbst, erhebe Dich, mache Dich frei, frei von gemeiner Leide

schaft, von Deinem Eigennutze, Deiner Selbstsucht! Mann des Volks, erkenne die Herrlichkeit der Freiheit, mache der Freiheit Dich würdig! Nähre den edlen Stolz des Mannes, des Christen in Dir. Höre auf, Dich gering zu schätzen gegen die Gewaltigen. Ueberzeuge Dich, daß Gewaltherrscher, daß Absolutmonarchen wie Blutsauger am Herzen der Völker gelegen, wie Hagelwetter das Glück der Völker vernichtet haben. Mann des Volks, werde Mann, werde stark, muthig, todtverachtend in begeisterter Freiheitslust! Höre auf zu schmeicheln und zu heucheln! Höre auf vor rechtverachtenden Gewaltigen, sobald sie Dir ein freundliches Gesicht machen und zeitlichen Vortheil verheißen, in hündischer Demuth zu kriechen. Ueberzeuge Dich, daß die Freiheit das Glück der Völker gründen muß. Es schadet nichts, wenn dereinst in einem andern Kampfe der Eine und der Andere, und wärest Du selbst der Eine, Hab und Gut verliert, wenn seine Kinder zu Bettlern werden, wenn er selbst in's Grab beißen muß. Es schadet nichts. Nur durch Opfer erringt sich die Freiheit, und nie ist das Große, das Weltbeglückende ohne schweren Kampf, ohne Opfer errungen worden! Mann des Volks, wenn der Geist des Herrn wieder daherbraust im Völkersturm, willst Du feig sein, ängstlich nach Hab und Gut, Weib und Kind Dich umblicken, nach Ruhe schreien, ehe der Sieg errungen und gesichert ist? Mann des Volks, überzeuge Dich, daß Gott die Freiheit will, daß der Kämpfer der Freiheit in Gottes Hand steht. Er hat den Untergang der Absolutmonarchien in seinem Rath verordnet. Er läßt sich nicht durch constitutionellen Flitterstaat hinter das Licht führen. Sei getrost und guten Muthes! Jedoch

bedenke, nach dem Rathe seiner väterlichen Weisheit hilft er nur dem Volke, welches sich selber hilft! Mann des Volks, vergiß auch das Eine nicht: ebenso viel, wie die Feigheit, die Engherzigkeit vieler Hochgestellten, ebenso viel hat die Rohheit, die Brutalität, die Maßlosigkeit, der Dünkel Vieler aus den geringen Ständen geschadet. Mann des Volks, erhebe Dich, werde geistig, sittlich frei! Indem Du danach trachtest, baust Du kräftig am Tempel der bürgerlichen Freiheit. — Wie, Du schüttelst den Kopf? Du meinst, das sei Alles recht gut, das höre sich ganz gut an, lasse sich ganz gut lesen, aber was nun eigentlich zu thun sei, um der Bayonnete Herr zu werden, das wissest du jetzt so wenig wie vorher? Lieber Leser, der langen Rede kurzer Sinn ist der: das Volk muß den Stolz, muß die Würde, muß den Willen der Freiheit haben, dann wird es frei sein und ob der Bayonnete wären wie Sand am Meere. Werden die Bayonnete von Fremden getragen? Sind die Krieger, vor denen ihr zittert, nicht unsere Brüder, unsere Söhne, nicht mitten heraus aus dem Volke und des Volkes Glieder? Das Volk, welches frei sein will, erzeugt und erzieht keine Fürstenknechte mehr! Männer, deutsche Männer, laßt uns Alle Alles daran setzen, in uns und in Denen, auf die wir wirken können, den elenden, gemeinen Menschen zu tödten, der zufrieden ist, wenn er Geld und Gut, Weib und Kind hat. Laßt uns Alles vermeiden, Alles, was der Entsittlichung in die Hände arbeitet, Alles thun, Allem nachjagen, was den Menschen erhebt, adelt, für die höchsten Güter des Lebens, für Freiheit und Liebe empfänglich macht. Vergrabet Euer Pfund nicht, Ihr, denen des klaren, d

2*

geisterten Wortes Gewalt verliehen ist. Laßt den donnernden Weckeruf hineindringen in die Tausende. Noch ist die Presse frei. Noch ist den Censoren das Feld nicht wieder geöffnet. Die Preßgesetze machen Euch zittern? Was schadet es, wenn sie Euch einkerkern? Was schadet es, wenn sie Euch um Jahre des kräftigen Lebens betrügen? Ihr dient der Freiheit, das sei Euch genug! Ihr erhebt das Volk, — das sei Euer Trost, Euer Stolz! Wenn die Völker, wenn die Millionen einst der Freiheit würdig sind, wenn sie einst aufhören zu zagen und zu zittern, sobald es mehr kostet als Worte und Redensarten: dann wird die Stunde kommen, die der Herr seiner Macht ersehen hat. Und wenn dann der Sturm daher braust, und des deutschen Volks Gewitter einschlägt in die morschen Throne verblendeter Gewaltherren, wenn das Volk in stolzer Majestät sich erhebt und die Freiheitslust das Feuer schöner Begeisterung durch die Adern jagt, dann laßt die Gestalten der Gagern, Dahlmann, Camphausen, die Jammergestalten eines Hansemann, Bassermann u. s. w. u. s. w. warnend an Euch vorübergehen und — bedenkt dreierlei: 1) Vertrauen gegen Menschen, die hundertmal das Vertrauen getäuscht haben, ist eine Narrheit; 2) Tage, die kühne Thaten gebieterisch fordern, dürfen nicht mit dem Halten nichtsnutziger Reden vergeudet und nicht zu kühnen Griffen in der Manier des Herrn von Gagern verwendet werden; 3) wahnsinniges Tumultuiren und Brüllen und Rauben und Morden sind nicht die kühnen Thaten, durch welche das Reich Gottes kommt.

Die Stunde, die der Herr seiner Macht ersehen hat, kommt urplötzlich. Der Tag des Gerichts naht. *Seht Ihr nicht* die Morgenröthe? Seht Ihr nicht die

Gesetzlosigkeit, die Anarchie, das standrechtlich vergossene Blut? Seht Ihr nicht die Herrschaft, die mit den Bayonneten Gesetze schreibt und mit dem Säbel Recht spricht? Das sind die Vorboten des Tages. Er naht. Es röthet sich der Himmel. Deutsche, ob früh, ob spät, werdet Ihr Männer sein?

Der Kampf um Völkerfreiheit ist groß und heilig. Macht es Dich bedenklich, lieber Leser, macht es Dich zweifelhaft, daß so viele höchst verständige, höchst achtungswerthe Männer ganz anders urtheilen? Einer Unmasse dieser „höchst verständigen, höchst achtungswerthen" Männer ist der Kampf ein Greuel. Sie halten ihn für ein Verbrechen, für einen Frevel wider Gott und Menschen, für ein Werk des leibhaftigen Teufels, der die verwerflichsten Leidenschaften in den Menschen aufstachelt, um ihn zur Bereicherung seines Höllenpfuhles zu entzünden. Andere beklagen ihn wenigstens als eine unglückselige Thorheit. Was da gesagt wird vom Reich der Freiheit und der Liebe, vom Segen der Freiheit, von Menschenwürde und Völkerglück, das sind ihnen Träume schwärmerischer, phantastischer Menschen, die den Ausgeburten ihres umnebelten Gehirns gar zu gern Leben geben möchten. Sie lachen über die Thorheit, beklagen die Verblendeten, die dieser Thorheit zum Opfer fallen, sehen die Anderen mit ihren nüchternen, altklugen Augen mit großer Geringschätzung an, schütteln die weisen Häupter und sprechen: sie sind voll süßen Weins! Noch Andere sehen zwar recht gut ein, daß es etwas Großes und Schönes um das Reich der Freiheit und Liebe sei. Eine Unmöglichkeit ist es nicht, das wissen sie, aber — der fatale Kampf! Wenn nur der nicht wäre! Wenn uns die Tauben nur gleich gebra-

ten in's Maul flögen! Wenn nur ein guter Hausvater nicht an Weib und Kind, ein guter Kaufmann an sein Geschäft denken müßte! Wenn nur die Fürsten nicht gar zu mächtig, die Bayonnete gar zu spitz, die Begnadigung zu Pulver und Blei gar zu unangenehm wäre! So denken sie. Muth, kühnen Muth, fromme Begeisterung suchen sie in allen Winkeln ihres hausväterlichen Herzens, finden aber nur den kräftigen Stoßseufzer: was will das werden! Daneben schimpfen sie weidlich auf die begeisterten Kämpfer der Freiheit, rechnen ihnen sehr verständig alle Fehler vor, die sie gemacht haben, sind überaus klug, halten sich zu den Vornehmen und Reichen, und finden, — daß es doch nirgend behaglicher sei, als daheim in ihren vier Pfählen.

Also, lieber Leser, das Urtheil all' dieser höchst verständigen, höchst achtungswerthen Männer macht Dich irre? Darf es das? Sind nicht solche Urtheile und solche Männer ganz unvermeidlich, wenn der Geist aus Gott ein Neues gebären, eine neue Gestalt der menschlichen Dinge in die Welt setzen will? Sind sie nicht immer dagewesen? Denke an Jesum und seine Apostel. Sie wurden als Verbrecher behandelt, verfolgt, ja hingerichtet. Als die Jünger am ersten Pfingstfeste voll wurden des heiligen Geistes, sprachen viele der Umstehenden: sie sind voll süßen Weins! Andere fragten in banger Sorge um die Sicherheit der lieben Ihrigen: was will das werden?! Wie, wirst Du dadurch irre an Jesu und seinen Jüngern? an der Größe und Heiligkeit des Kampfes, den sie wagten in der Zuversicht auf Gott? M u ß t e n nicht Alle, die noch nicht einzusehen vermochten, daß die Zeit des Alten vorüber sei, *Alle, die in dem* Glauben der Väter, in der Herrschaft

der Priester eine ewige Gottesordnung sahen, Jesum und seine Jünger für Frevler am Heiligsten halten? Mußten nicht Alle, die ihr Interesse, ihre Macht, ihre Vollgewalt gefährdet sahen, sich wenigstens so stellen, als stimmten sie mit jenen überein? War es nicht ganz natürlich, daß die ganze Masse der elenden Menschen, die nichts Höheres kannten, als sinnlichen Genuß, als Geld und Gut, Haus und Hof, Acker und Vieh, Weib und Kind, in den begeisterten Worten der Gottesboten eitel Thorheit fanden? Es konnte *damals* nicht anders sein, und es kann *heut'* nicht anders sein. Alle, die unter dem absoluten Fürstenregiment alt und groß und — reich geworden sind, finden leicht in dem, was ihnen so wohl gethan, die rechte Gottesordnung. Natürlich sind ihnen die Kämpfer für die neue Ordnung der Dinge Frevler und Verbrecher. Die Fürsten, die Minister, die Grafen und Herren stimmen ein mit lautester Stimme. Das kann Dich nicht befremden. Ebensowenig das Lächeln und Lachen Derer, denen der Bauch ihr Gott, der sinnliche Genuß die höchste Aufgabe ihres Lebens ist. Es kann nicht anders sein: die Kämpfer der Freiheit müssen von der Masse der Begünstigten theils für Frevler, theils für Narren gehalten werden. Und wenn heute die Zahl der Schimpfenden besonders groß ist, wenn Andere verstummen, die noch vor Kurzem kühne Worte von Gut und Blut im Munde führten, — laß sie gewähren, lieber Leser! Legion ist die Zahl der feigen Wichte! Traue Dir selbst. Traue dem Gottesgeiste, der in einsamen Stunden in der Tiefe Deines Gewissens sich offenbart. Halte die Ueberzeugung fest: der Kampf um Völkerfreiheit ist ein heiliger Kampf, ein Kamp

den Gott gebietet, ein Kampf, der zum Siege der Freiheit, zum Untergange der absoluten Fürstenherrschaft führen muß und **wird!**

II.

Deutschland's Herrlichkeit.

Leser, im Kampfe um Völkerfreiheit nenne ich Dir jetzt Deutschland, den Namen Deines Vaterlandes. Kannst Du den Namen hören ohne Schmerz, ohne Schaam, ohne Erbitterung, ohne heiligen Zorn? Kannst Du ihn hören, ohne Dir selbst und Deinem Gott den heiligen Eid zu schwören, nicht abzulassen vom Kampfe, bis Deutschland erlöst ist?

Blicke es an, Dein Vaterland! Denke nicht an Oesterreich und Preußen, nicht an Sachsen und Bayern, nicht an die Menge der anderen Länder und Ländchen. Denke an Deutschland! Vergiß, daß einst das Land der freien Eidgenossen, daß die Provinzen der Niederlande, daß Belgien, daß das reiche Elsaß einst Theile Deutschlands waren. Vergiß, daß deutsche Sprache, deutsche Gesittigung, deutsche Bildung tief in die Länder der Ungarn und der Polen, in die fernen Provinzen gedrungen ist, welche an der Ostsee dem russischen Czaaren gehorchen. Laß den Eidgenossen ihre Freiheit, den Holländern ihren Handel, den Elsaßern ihre Franzosenbegeisterung, den Russen ihren Nikolas, — blicke Deutschland an, groß und herrlich, wie es heute sich ausdehnt *von den* Schweizer Alpen und den Fluthen des adria-

tischen Meeres bis hinauf zur Nord- und Ostsee, von den Ufern des Rheins bis zur Grenze der Ungarn und der Polen. Welch' ein Land! Welch' ein großes, reiches, von Gott über die Maßen gesegnetes Land! Fast 12,000 Geviertmeilen beträgt seine Größe. Es ist größer als die wichtigsten Länder Europa's, größer als das stolze Frankreich, mehr denn doppelt so groß als England mit Irland und Schottland. Der russische Koloß ist größer, um vieles größer. Aber was vermag Rußland gegen ein einiges Deutschland! Ehe der russische Czaar seine Horden aus den ungeheuren, dünn bevölkerten Steppen herbeiruft, zertrümmert Deutschland die thönernen Füße des Riesen, daß er machtlos zusammenbricht und in der Gnade des Siegers die einzige Rettung findet. Auch an Einwohnerzahl übertrifft es die übrigen Länder. Gegen 42 Millionen Menschen zählen Deutschlands Völker, während Frankreich kaum 35, England kaum 28 Millionen beherbergt. Und wie günstig ist seine Lage! Nimm die Karte zur Hand! Da liegt es. Es ist das Herz Europa's! Es ist eine feste, gewaltige Burg und wie seine Außenwerke liegen die Länder Europa's umher. Es gleicht einem gewaltigen Fürsten, umgeben von seinen Trabanten, von Vasallen, die, ob auch stolz und mächtig, doch das Runzeln seiner Stirn fürchten müssen. Wohin es will, sendet es ungehindert seine Waaren. Wohin es will, sendet es ungehindert seine Kriegsheere. Es wendet sich nach Abend und sein Fuß betritt den Boden Frankreichs. Es wendet sich nach Morgen, und nichts hindert ihn, den Fuß auf den Nacken des russischen Riesen zu setzen. Es geht nach Süden, und bald nehmen ihn Italiens gesegnete Ebenen auf. Es sucht den Ro-

den, und das Meer bietet sich seinen schwellenden Segeln dar. Aehnlich, meinst Du, könne man von allen Ländern sprechen? Dem ist nicht so! England ist getrennt vom Festlande. Frankreich darf den Fuß nicht rühren, wenn Deutschland seine Macht entfaltet. Rußland ist ausgeschlossen von der civilisirten Welt, sobald Deutschland Deutschland wird! Und hat Deutschland bloß seine günstige Lage? Kennst Du den üppigen Reichthum seines fruchtreichen Bodens nicht? Gehe nach Norden oder nach Süden, oder bleibe im mittleren Theile, überall erfreut Dich der Anblick dicht bestandener Getreidefelder, überall tritt Dir der Segen entgegen, den Gott über unser schönes Land ausgegossen hat. Wie, wohnst Du etwa in der Lüneburger Haide oder im märkischen Sande? Danach willst Du Deutschland beurtheilen? Bist Du so ganz unwissend und ungeschickt? Nimm das erste beste Geographiebuch zur Hand und Du wirst erfahren, daß fast drei Viertheile seiner ganzen Bodenfläche dem Ackerbau, der Wiesencultur, der Forstcultur, dem Gemüse-, Obst- und Weinbau gewidmet sind. Selbst Hannover, das Land, in dem uncultivirte Haiden und Torfmoore die größte Ausdehnung erreichen, bietet 40 Procent seines ganzen Areals dem Getreide-, Wiesen- und Gemüsebau, und von den übrigen Procenten gehen 15 ab für schön bestandenes Forstland. Und der märkische Sand? Durchsuche nur den märkischen Sand, und Du wirst nicht selten in üppigen, lieblichen Gegenden einen Reichthum finden, wie Du ihn nicht geahnet hast! Und was sagen die wenigen Sandschollen und Haidestrecken gegen unübersehbare Gefilde des überreichen Gottessegens? Was sagen sie, wenn Du an die zahlreichen Schiffe

denkst, die den überflüssigen Reichthum Deutschlands fremden Ländern zuführen? Und meine nicht, Deutschland erzeuge bloß die gewöhnlichen Getreidearten, bloß Hülsenfrüchte und Kartoffeln. Kennst Du nicht seinen Flachs und seinen Hanf? seinen Reichthum an Taback, Oelgewächsen und Hopfen, an Farbe- und Arzneigewächsen? Hast Du nicht gehört von dem vorzüglichen Kulturzweige, den der Weinstock darbietet in den Rheinlanden, in Baden, Würtemberg, Franken und Nassau? Weißt Du nicht, wie sich besonders in Süddeutschland Obstgärten an Obstgärten reihen und an edlen Obstarten einen überfließenden Reichthum darbieten? Und von welchem Reichthum zeugt Deutschlands Viehzucht! Frankreich muß zur Deckung seines Bedarfes an Vieh aller Art, an Pferden, Rindern, Schafen, Schweinen u. s. w. das Ausland ununterbrochen in Anspruch nehmen. Innerhalb der 17 Jahre von 1823 bis 1840 hat es allein für den Ankauf von Pferden die Summe von 34 Millionen Thaler verausgabt. Daran denkt Deutschland nicht! An veredelten Schafen, an tüchtigen Pferden, an Rindvieh und Schweinen hat es einen übergroßen Reichthum. Im Jahre 1843 zählte man gegen 3 Millionen Pferde, gegen 16 Millionen Rinder, über 25 Millionen Schafe und an 6 Millionen Schweine. Und nun blicke die schönen, waldbedeckten Berge Deines Vaterlandes an! Welchen Werth haben die Buchen, Eichen und Fichten, welche ihren Rücken und meist auch ihren Gipfel schmücken! Welcher Reichthum an edlen und unedlen Metallen, an Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn u. s. w. strömt aus ihrem Innern! Und willst Du etwa den unerschöpflichen Reichthum an Kochsalz gering anschlagen? Leser, der

ganze Unsinn der absoluten Regierungen hat dazu gehört, dieses nothwendigste Lebensbedürfniß so zu vertheuern, wie es noch heute in den meisten Ländern Deutschlands vertheuert ist.

So ist Deutschland. Es kann sich messen mit den reichsten und gesegnetsten Ländern der Erde. Was der Mensch bedarf zum täglichen Leben, bietet es in ungeheurer Fülle. Von seinem Ueberflusse kauft es ein, was der Süden, was der Norden der Erde an köstlichen Gottesgaben bietet. Dürfte es in einem solchen Lande wohl Arme geben, d. h. Menschen, die mit dem Hungertode ringen, Millionen, die ihres Lebens nicht froh werden, weil ihr Magen nicht satt wird? Dürfte uns der Anblick von Hunderttausenden erschüttern, die ihrem reichen Vaterlande oft blutenden Herzens den Rücken zuwenden, um in weiter Ferne eine glücklichere Heimath zu suchen? Ist der Deutsche dumm und ungeschickt? Versteht es der Deutsche nicht, den Reichthum seines Bodens zu benutzen? Der Deutsche ist verständig und klug, geschickt, thätig, unermüdlich. Der Deutsche versteht Alles, nur Eins nicht. Er versteht nicht, seinen Fürsten Ehrfurcht einzuflößen. Das ist der Fluch, der auf ihm liegt. Das ist das namenlose Unglück seines schönen Landes!

Laßt uns den Deutschen näher betrachten. Laßt ihn uns würdigen nach seinen Thaten. Reich ist Deutschlands Boden. Und wie hat der Deutsche diesen Reichthum ausgebeutet! Wo es die Beschaffenheit des Bodens nur irgend zuläßt, da steht der Ackerbau in herrlicher Blüthe. Reiche Erndten lohnen den umsichtigen Fleiß des deutschen Landmanns. Laß *Deine Blicke schweifen* über die meklenburgischen Lande,

über Holstein, Hannover, Braunschweig, Sachsen, oder richte sie auf die gesegneten Fluren Würtembergs, Badens und vieler Bezirke Bayerns, überall findest Du Beweise von der hohen Umsicht des deutschen Landmannes im Betriebe der Ackerwirthschaft. Er steht dem Engländer, dem berühmtesten Landwirthe Europa's, nicht nach. Den Franzosen übertrifft er hundertfach. Der Franzose lernt erst jetzt vom deutschen Landmanne, wie er seinem Boden die reiche Gottesgabe abgewinnen soll. Die Kultur der Waldbäume, für das häusliche wie für das gewerbliche Leben von so ungeheurer Wichtigkeit, in allen Ländern Europa's auf die unerhörteste Weise vernachlässigt, hat in Deutschland ihre ersten wissenschaftlichen und praktischen Bearbeiter gefunden. Deutsche sind es gewesen, die diesem Zweige der Bodenkultur eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet haben. Ob auch in einigen Gegenden der Mangel an Holz schon fühlbar wird, wie reich ist Deutschland an Holz z. B. gegen Frankreich! Die deutsche Umsicht, der berechnende deutsche Fleiß sorgt treu und unermüdlich für das stets wachsende Bedürfniß, und große Strecken, welche entwaldet und abgeholzt dalagen, ziehen allmählig ihr schmuckes Waldkleid wieder an. Und wie in der zweckmäßigen Benutzung und sorglichen Pflege der Wälder, so sind die Deutschen in der Gewinnung der Mineralschätze seit uralter Zeit die Lehrmeister der Nationen gewesen. — Weiß der Deutsche etwa bloß seinen Boden auszubeuten? die rohen Erzeugnisse der sorgenden Natur zu gewinnen? Nicht also! Die Gewerbthätigkeit steht auch in England nicht in herrlicherer Blüthe, als in Deutschland, und welchen ungeheuren Aufschwung deutscher Fleiß, deutsche Unermüd-

lichkeit dem Fabrikwesen gegeben hat, das weiß die ganze Welt. Soll ich Dir die Erzeugnisse der deutschen Fabrik- und Gewerbthätigkeit nennen? Soll ich Dir erzählen von den feinen Tuchen, die Deutschland in höchster Vollendung fabricirt? von seiner uralten Leinwandfabrikation, welche noch bis heute die köstlichste Leinwand der Welt erzeugt? von seinen vollendeten Färbereien, seinen weltberühmten Metallarbeiten, seinen Eisen- und Stahlfabriken, seinen Kupferhämmern, seinen Messingwerken, Papiermühlen, Lederwaaren u. s. w. u. s. w.? Viele Seiten will ich Dir vollschreiben von den künstlichen Erzeugnisseu, welche der deutsche Fleiß dem Welthandel darbietet! In allen Gegenden Deutschlands, Meklenburg allein ausgenommen, blüht das Gewerbe. Selbst das gemüthlich träge, in der Kultur des Bodens am wenigsten vorgeschrittene Oestreich hat seine bedeutenden Wollen und Baumwollenmanufacturen. Bayern hat sein Bier, welches nicht blos für die Münchener Bockwirthe, sondern für ganz Deutschland wichtig ist, Hannover seine Flachsspinnereien und seine Eisenwaaren, Würtemberg seine Holz- und Lederwaaren, Baden seine Uhren, seine Bijouterie- und Glaswaaren. In Nord und Süd blüht das Gewerbe. Wer kennt nicht die Bremer Cigarren? Sehen wir aber die bedeutendsten Fabrikgegenden an, — welch' ein Verkehr, welch' ein reiches, blühendes Leben! Blicke dorthin, wo Aachen sich erhebt mit Düren, Eupen, Malmedy, Montjoie; oder nach Krefeld mit Gladbach, Rheidt, Grevenbroich, Viersen u. s. w.; oder in das wnnderbare Wupperthal, wo Elberfeld und Barmen mit Solingen und Lennep gleichsam eine einzige Stadt auf 4 Q.-Meilen bilden, eine einzige Stadt des groß-

artigsten und mächtigsten Gewerbebetriebes; oder in die dichtbevölkerten Ruhr- und Siegthäler des westphälischen Bezirkes Arensberg, — welch ein reger, unermüdlicher Verkehr Jahr aus Jahr ein, welche Rührigkeit, welche Umsicht fleißiger überlegender Menschen, welches Pochen und Rasseln der Maschinen, die der Menschengeist geschaffen, daß sie die Arbeit des gedankenlosen Knechtes verrichten. Siehe auch Sachsen an, das Königreich, diese Perle Deutschlands! Ueberblicke die Lande des großherzoglichen und herzoglichen Sachsen und der Reußischen Fürsten, und wahrlich, Du kannst erfahren, was es auf sich hat mit deutscher Gewerbthätigkeit, welche Erfolge der eiserne, deutsche Fleiß, die deutsche Kraft errungen, mit welchem Verstande, mit welcher Geschicklichkeit der Deutsche den Segen seines schönen Landes auszubeuten gewußt hat!

Auch im Handel hat der Deutsche Großes geleistet. Die deutschen Regierungen freilich haben das Mögliche gethan, ihn niederzuhalten. In Wien zimmerte man nach den Kriegen gegen Frankreich ein neues Deutschland. In dem neuen Deutschland waren die einzelnen Länder und Ländchen durch Zollschranken und Steuerspione abgepfercht, gleich als wäre es das eifrigste Bestreben der Herren vom Regiment, die Männer des Handels so viel als möglich zu schinden und zu plagen, als wäre es die höchste Aufgabe der weisen Landesväter, den Handel in tausend schmähliche Fesseln zu schlagen, den Handel, der nur in der Freiheit gedeihen, nur in der Freiheit das ganze Füllhorn seines Segens über glückliche Völker ausschütten kann. Wie lange hat es gedauert, ehe ein Theil der Zollschranken fiel! Und sind nicht noch heute mehr als 4000 Q.-Meil

Landes von dem Zollverein getrennt? Wird man nicht heute, wenn man im Herzen Deutschlands die Gränze überschreitet, die deutsche Länder trennt, durchvisitirt und durchsucht, als wäre voraussetzlich jeder Deutsche ein Betrüger oder Räuber? Und nun gar die Flüsse! Nicht wahr, die Flüsse hat der liebe Gott augenscheinlich geschaffen, daß sie ein schönes silbernes Band um ferne Länder schlingen und dem völkerverbindenden Handel bequeme und dauernde Straßen darbieten? Die Herren vom deutschen Regiment haben es anders verstanden. Deutschland ist reich an schönen schiffbaren Flüssen und Strömen. Da haben nun die Herren auf und neben den Thronen gemeint, der liebe Gott habe all' die schönen Flüsse und Ströme nur hervorströmen lassen aus ihren Quellen, um ihnen eine bequeme Gelegenheit zu geben, die Geldbeutel der Unterthanen zu schröpfen. Und da haben sie die Flüsse mit Zöllen so überbürdet, daß den armen Schiffern angst und bange wird um ihren kärglichen Verdienst. Wo nur irgend ein kleiner Fürst ein Stück vom Ufer eines Flusses besitzt, da hat er gemeint, die schöne Gelegenheit nicht unbenutzt lassen zu dürfen. — Haben die Herren vom Regiment etwa durch den Bau schöner Kunststraßen und Kanäle dem Handel zu Gute gethan, was sie ihm durch Gränzsperren und Flußzölle geschadet? Wir erkennen mit Freuden an, was für den Bau herrlicher Kunststraßen gethan ist. Wir wollen auch ausdrücklich mit großer Freude von dem Ruhme sprechen, der der Preußischen Regierung für die Gründung des Zollvereines gebührt. Allein bleibt es nicht doch wahr, daß bei den ungeheuren Summen, welche der Handel den Staaten jährlich eingebracht hat, viel Größeres, viel Be-

deutenderes hätte geschehen müssen? Bleibt es nicht doch wahr, daß die Herren vom Regiment in mehr als einer Hinsicht gehandelt haben, als sei es ihre Absicht gewesen, dem deutschen Handel den Todesstoß zu versetzen? Die deutschen Fürsten waren gewaltige Kriegsherren und hatten herrliche Kriegsheere. Aber natürlich — mit all' den herrlichen Kriegsheeren wußten sie den deutschen Handel weder gegen die Brutalität des Russen noch gegen die Hinterlist des Holländers zu beschützen. Die deutschen Gewaltherren waren Männer von untrüglicher Weisheit. Aber trotz all' ihrer Untrüglichkeit haben sie Verträge mit auswärtigen Mächten abgeschlossen, die an dem Menschenverstande wenigstens der Herren Minister zweifeln lassen. Mit ungeheuren Hindernissen hat der deutsche Handel ohne Unterlaß kämpfen müssen. Aber die deutsche Unermüdlichkeit hat sie überwunden, soweit es möglich war. Du kennst das rege Leben auf den deutschen Strömen. Du siehst, wie eine Eisenbahn nach der andern alle Schwierigkeiten des Baues überwindet, und einen Verkehr zu Wege bringt, so großartig und mächtig, wie keine frühere Zeit ihn gekannt hat. Auch am Welthandel hat Deutschland rühmlichen Antheil genommen. Zwar war Deutschlands Handelsflotte schutzlos der Willkür des Auslandes preisgegeben. Zwar mußte der Deutsche schamroth das Auge niederschlagen, wenn der Engländer in stolzem Selbstbewußtsein auf seine Kriegsflotte hinwies, und selbst vor Holland, Belgien, Dänemark, vor den kleinen Duodez-Königreichen mußte der deutsche Riese bescheidentlich das Haupt neigen. Ganz Deutschland zitterte und zagte, ganz Deutschland sah die Fäden seines Handels durchschnitten, als es dem T

nenkönige gefiel, durch 5—6 Kriegsschiffe die deutschen Ströme blokiren zu lassen. Nichtsdestoweniger hat der deutsche Welthandel einen großartigen Aufschwung genommen. Von Jahr zu Jahr ist die Zahl der Schiffe gestiegen, welche Deutschland aus seinen Häfen entsendete. Von Jahr zu Jahr ist die Masse der Erzeugnisse größer geworden, welche der deutsche Fleiß dem Welthandel übergeben und gegen die Erzeugnisse ferner Zonen eintauschen konnte. Interessirt es Dich, lieber Leser, einzelne bestimmte Angaben zu hören? in Zahlen es ausgesprochen zu sehen, wie der Deutsche seinen Handel zu heben gewußt hat? So höre! Wir denken zunächst an die Länder des preußischen Zollvereins. Im Jahre 1835 besuchten die vereinsländischen Häfen, von denen Danzig, Stettin und Memel die wichtigsten, überhaupt 6,500 Schiffe, im Jahre 1840 dagegen über 12,000. Während die preußischen Rheder (Schiffseigenthümer) im Jahre 1838 im Ganzen 605 Schiffe besaßen, besaßen sie 1841 schon 749 Schiffe, welche die verschiedensten Länder der Erde besuchten. Während sämmtliche Schiffe des Jahres 1838 eine Tragfähigkeit von 74,000 Lasten hatten, trugen die des Jahres 1841 an 99,000 Lasten. Während die Handelsabgaben z. B. in Stettin im Jahre 1834 921,000 Thlr. betrugen, hatte sich hier allein der Handel in dem Zeitraume von vier Jahren so bedeutend vermehrt, daß die Abgaben sich 1838 auf 1,203,000 Thlr. beliefen. Und welche Massen von Waaren sind ein- und ausgeführt! An baumwollenen Waaren betrug die Einfuhr im Jahre 1840 über 18,000 Ctr., die Ausfuhr gegen 98,000 Ctr., an *Wollenwaaren* die Einfuhr 26,500, die Ausfuhr circa

63,000 Ctr., an Seidenwaaren jene 4,474, diese gegen 9,000 Ctr., an Leinwand jene circa 38,800 Ctr., diese 152,000 Ctr. ꝛc. ꝛc. Die höchste Bedeutung für Deutschlands Welthandel haben ohne Frage Bremen und Hamburg. Von und nach allen Ländern der Erde, besonders von und nach England, Nordamerika, Brasilien, Ost- und Westindien, laufen in ihren Häfen alljährlich mehr als 15,000 große Seeschiffe ein und aus, und der Werth der Waaren, die diese beiden Städte des großartigsten Welthandels zum Umsatz bringen, wird auf mehr als 150 Millionen Thaler jährlich angegeben. Mit jedem Jahre wächst die Zahl der großen und prachtvollen Seeschiffe, welche z. B. Bremen aus seinem herrlichen, mit einem Mastenwalde ununterbrochen bedeckten Bremerhaven in die weite Gotteswelt schickt. Schafft ein einiges Deutschland, schafft eine Kriegsflotte, die des deutschen Namens würdig ist, und Bremen und Hamburg gesellen sich zu den mächtigsten Handelsstädten der Welt!

Großes hat der Deutsche geleistet auf Gebieten, auf welchen regierungssüchtige Thorheit Hindernisse auf Hindernisse gehäuft hat. Wir betreten jetzt ein Gebiet, welches keine Zollschranken duldet und des Machtwortes verdüsterter Gewaltherren spottet, — auf das Gebiet des Geistes! Leser, deutscher Leser, blicke mit Ehrfurcht auf das Volk Deines Landes! Auf dem Gebiete des Geistes steht der Deutsche da in unerreichbarer Größe! Der Deutsche hat die Welt erlöst von dem schmählichen Joche der geistigen Knechtschaft. Unter der greulichen Pfaffenherrschaft seufzte Europa Jahrhunderte lang. Ausgelöscht war das Licht des Evangeliums. Erstorben das Wort der Freiheit und

Liebe. Hinter Klostermauern verbarg sich hier und da geistiges Leben und Streben, — die Massen bedeckte ein Dunkel, fürchterlicher als jenes, über welches einst Jesus von Nazareth seufzte. Heerden gleich folgten sie ihren heillosen geistlichen Treibern, mit ihnen auf Wegen der finstersten Mitternacht wandelnd. Wohl regte sich der Geist hier und dort. Es zuckten Gedankenblitze in Italien, in England, in Böhmen. Sie zuckten, aber sie zündeten nicht. Deutsche verscheuchten die Schatten der Nacht und des Todes. Deutsche erlösten die Welt, zerbrachen das schmähliche Joch des römischen Antichrist und zertrümmerten die Stützen seines teuflischen Regiments. Luther und Zwingli! In diesen beiden Namen, — glänzen sie nicht gleich Sternen am deutschen Himmel? — in diesen großen Namen spricht es sich aus, was der deutsche Geist zur Erlösung der Welt gethan. An diese Namen knüpft sich der große Sieg, die große, weltumgestaltende That des deutschen Genius. Was er Großes und Herrliches geschaffen in dem Kampfe, der dem Protestantismus sein heiliges Recht erkämpfte, das kann, das wird die Welt nie undankbar vergessen. Nicht die Länder allein, die in Luther's und Zwingli's Lehre das Palladium der Freiheit sehen, nicht die Länder des protestantischen Glaubens allein, — nein, die denkende Menschheit hat den Segen der deutschen Geisteskraft erfahren und getheilt. Und war es nicht die deutsche Wissenschaft, die das Werk der Reformatoren fortsetzte? Waren es nicht deutsche Männer, die den protestantischen Pfaffen das orthodoxe Maul stopften und den herrschsüchtigen Fürsten die Grenzen ihrer Macht anwiesen? nicht *deutsche Männer*, die die Auctorität veralteter Glau-

bensgesetze zertrümmerten? die es klar und bündig nachwiesen, daß die Schriften der Apostel so wenig wie die der Reformatoren unbedingte Normen des Glaubens sein können, und endlich, endlich der absoluten Freiheit des Geistes Anerkennung verschafften? Wie Großes hat der deutsche Genius errungen allein in dem letzten Jahrzehnt! Wie kühn hat er die Bahn gebrochen, welche mit unbedingter Nothwendigkeit zur vernünftigen Gestaltung aller menschlichen Verhältnisse führen muß! Deutschland ist der heilige Boden, der den Baum der Wissenschaft zur herrlichsten Entwickelung gebracht hat. Deutschland hat die Welt geistig befruchtet. Deutsche sind die Lehrer der Welt geworden. Und ist geistige Bildung etwa ausschließliches Eigenthum der höheren Stände? Hat nicht geistige Bildung hineinzudringen begonnen in die Masse des Volkes? Hat sich nicht in der Masse seit den Märztagen besonders eine Bildungsfähigkeit und ein Bedürfniß der Bildung, eine Sehnsucht nach Erhebung offenbart, als nirgend sonst? Allerdings findet sich in den untersten Schichten des Volkes noch viel Rohheit, viel Unwissenheit und Aberglauben. Aber unter welchem fürchterlichen Druck des äußern Elends haben diese niedrigsten Schichten des Volkes geseufzt! Hat nicht der ununterbrochene Kampf mit dem Hunger den geistigen Menschen abstumpfen, endlich ertödten müssen? Konnten die Schulen erhebend und bildend einwirken, wenn die große Noth der Eltern den regelmäßigen Schulbesuch der Kinder unmöglich machte? Konnten sie ihre ganze Kraft offenbaren, so lange die Rohheit der Eltern ihnen hemmend entgegentrat? Und wie wenig ist verhältnißmäßig für die geistige Erhebung der

untersten Volksklassen gethan! Wir sind weit entfernt, das verkleinern zu wollen, was in einigen Ländern Deutschlands, namentlich in Preußen und Sachsen für den Volksunterricht gethan ist. Aber fragt jeden Unpartheiischen, jeden Sachverständigen, — er wird Euch sagen, wie erbärmlich namentlich auf dem Lande für das geringe Volk gesorgt ist. Preußen ist hochberühmt. Preußen hat für das Schulwesen viel gethan. Preußen hat für die Ausbildung tüchtiger Lehrer Großes geleistet, und die unselige Pietisten-Regierung Friedrich Wilhelm's IV. hat keinesweges alles Gute vernichten können, was seines in mancher Hinsicht sehr wackeren Vaters verständiger Eifer geschaffen hat. Auch wirken in den Städten mehrentheils tüchtige Lehrer an trefflich eingerichteten Schulen. Aber blickt Euch um in den preußischen Dorfgemeinden der verschiedensten Provinzen. Noch heute findet Ihr in vielen Gegenden Lehrer zum Gotteserbarmen, Lehrer, die bei dem kümmerlichsten Einkommen mehr an die Stillung ihres leiblichen Hungers, als an die geistige Sättigung ihrer Schüler denken müssen, und auch nicht nothdürftig den schweren Pflichten ihres Amtes gewachsen sind. Uns selbst waren noch vor ganz kurzer Zeit in dem hochgerühmten Preußen Lehrer bekannt, deren ganze Jahreseinnahme sich auf 50—60 Thlr. belief!! Können wir uns wundern, wenn wir in den untersten Schichten viel Rohheit und Unwissenheit, viel ungezähmte Leidenschaft finden! War es anders möglich unter den gegebenen Verhältnissen? Seht Euch um in den Ständen, die weniger zu seufzen hatten unter dem Fluche der bittern Armuth, mit welchem Dank, mit *welchem Erfolge* haben sie die Mittel der Fortbildung

benutzt, die ihnen geboten sind! wie unendlich oft ist uns das schöne Verlangen wackerer Eltern entgegengetreten, daß ihre Kinder in der Jugend die Saat einer reicheren Geisteserndte streuen möchten, als ihnen selbst möglich gewesen! Ja, seht sie nur mit offenen Augen an, die Stände, die leiblich satt zu essen haben, laßt Eure Vorurtheile, Euern Dünkel einen Augenblick schweigen, wenn's möglich ist, und Ihr müßt erkennen, das deutsche Volk in seiner Gesammtheit hat trotz aller ungünstigen Verhältnisse einen tüchtigen Schritt gethan auf der Bahn der geistigen Bildung. Ihr tadelt den Dünkel der Halbgebildeten? Der ist durchaus natürlich, selbst unvermeidlich. Menschen, die unmöglich das ganze Gebiet der Wissenschaft übersehen können, überschätzen das Wenige, was ihr Eigenthum geworden. Euer Schimpfen und Schelten heilt sie nicht von ihrem Dünkel. Zeigt ihnen Eure geistige Ueberlegenheit! Das ist das beste Heilmittel. — Wer nicht blind ist, der giebt zu, was die edelsten und gebildetsten Ausländer, was Engländer und Franzosen anerkannt haben: Deutschlands Volk ist ein Volk tüchtiger, gediegener Geisteskraft.

Soll ich von den sittlichen Eigenschaften der Deutschen, von ihrer tiefen Gemüthlichkeit, ihrem tiefen religiösen Sinn, ihrer Besonnenheit, ihrer Treue, ihrer vertrauenden Gutmüthigkeit reden? soll ich an jene Tapferkeit erinnern, welche die Welt mehr als einmal angestaunt hat? Nein, von alledem rede ich nicht! Ich schreibe im Jahre 1849, in dem Jahre des Schreckens und der Erbärmlichkeit, der Mordgier und der bodenlosen Feigheit, in dem Jahre, in welchem die Männer von der Gothaer Treue den schmählichen Beweis geführt haben, wie wenig Wortbruch und Treu-

bruch den Deutschen stört. In diesem Jahre schreibe ich nicht von deutscher Gemüthlichkeit u. s. w. Die Begebenheiten sind zu neu. Die Erinnerung ist zu mächtig. Die Entwürdigung, die Schmach zu ungeheuer groſt. Unter den Eindrücken dieses Jahres habe ich die Feder nicht in meiner Gewalt. Und die Tapferkeit sollte ich rühmen? die Tapferkeit eines Volkes, daß den Dänenkrieg und die badischen Mordthaten geduldet, das nicht die Männer zum Lande hinausgejagt hat, die so den Dänenkrieg geführt, so schändlich deutsches Blut vergossen haben? Nein, von der Tapferkeit dieses Volkes rede ich nicht. Im Uebrigen ist Tapferkeit, kriegerische Tapferkeit eine Tugend, die der Mensch mit dem Elephanten und dem Pferde theilt.

Laßt uns den Eindruck der nächsten Vergangenheit verwischen! Laßt uns zurückschauen in die ferne Vergangenheit! Ja, das deutsche Volk hat eine Zeit gehabt, in der es seines schönen Landes würdig war, eine Zeit, in der es keinem Volke Europa's einfiel, sich an Macht und Größe mit dem deutschen zu messen! Wir denken an die Zeiten, da die Ottone und Heinriche lebten, da der Glanz der deutschen Kaiserkrone alle Länder überstrahlte, und vor der Wucht des deutschen Kaiserschwertes die Völker bebten. Ihr kennt jenen großen Heinrich, den Städteerbauer, den bürgerfreundlichen Sieger, der dem König von Frankreich, Karl dem Einfältigen, die Ueberlegenheit deutscher Kraft kennen lehrte, die Slaven und Normänner, die Daleminzier und Milzier, die Heräber und Redarier, und wie sie Namen haben, die fernen, fremden Völker überwand, die Heresmassen der mordenden Ungarn zerschmetterte und dem Dänenkönige Gorm

Ehrfurcht einflößte vor dem deutschen Namen. Ihr kennt jenen Otto I., Heinrich's Nachfolger (936), jenen ruhmgekrönten Kaiser, der das Gebäude der politischen Hoheit Deutschlands zur glorreichen Vollendung brachte. Was war Deutschland unter seiner Regierung! Wie groß, wie mächtig stand es da! Die Empörungen der mächtigen Herzöge schlug der gewaltige Kaiser nieder. Alle waren ihm unterthan. Alle mußten ihm und seinen kaiserlichen Gewaltsträgern Gehorsam leisten. Deutschland war Ein Reich', Eine Macht. Ob auch kleiner an Umfang als das heutige, — es war tausendfach größer als jenes Deutschland, welches von einem Friedrich Wilhelm vertreten, das Stirnrunzeln des Kaiser Nikolaus fürchtet und mit Dänemark einen Waffenstillstand schließt, so faul, so schimpflich, so niederträchtig, wie keiner in der Weltgeschichte. Auch unter ihm ließen es sich die Dänen einfallen, gegen Deutschland Etwas gelten zu wollen. Siegreich durchzog der Kaiser ihr Jütland und — ganz Dänemark lag zu seinen Füßen. Böhmens Herzog Boleslaus träumte von Selbständigkeit. Des Kaisers Schwert weckte ihn aus seinem Traum und der Herzog leistete Gehorsam. Die Wenden erhoben sich gegen den Kaiser und wurden unterworfen. Frankreichs König, Ludwig IV., dachte die Feinde des mächtigen Otto zu unterstützen, und seine Kriegsmacht wurde gebrochen in einer großen Schlacht. Die Ungarn, furchtbar an Zahl und Rüstung, drangen in Deutschland ein, tapfer, raublustig, ein barbarisches Heldenvolk. Am Lech ereilte sie Otto mit seinen Deutschen und in den Fluthen des Stroms, in der Wuth des grausigen Kampfes, auf schimpflicher Flucht fanden die Ungarn ihren Untergang. Der

Feind Otto's, jener Ludwig IV., der König Frankreichs, wird von Rebellen gedrängt. Mit demüthiger Bitte kommt der König Frankreichs zum deutschen Kaiser — und er ist gerettet. Das Rebellenheer zerstiebt vor den deutschen Streichen. Vor den geöffneten Thoren der Stadt Paris kehrt der großmüthige Sieger um in die deutsche Heimath, aber was vom lothringschen Reiche noch in französischen Händen war, das ward des Sieges Preis. Italien, das herrliche Land, die Perle Europa's, hatte durch blutige Wechsel der Herrschaft, durch blutigere Kämpfe der Mächtigen, durch priesterliche und weltliche Ehrsucht, durch Weiberränke und Männerschwert die äußerste Zerrüttung erfahren. Otto, zur Hilfe gerufen, kam, — und die eiserne Krone der Lombarden und bald darauf die römische Kaiserkrone schmückte sein Haupt. Ob auch die wankelmüthigen Römer die Treue brachen, ob Priester meineidig waren wie Fürsten, der deutsche Kaiser erzwang den Gehorsam. Was waren die Mächte Europa's gegen Deutschland! Und kennt Ihr den zweiten Konrad, den Salier, der von 1024 — 1039 in Deutschland herrschte? In schwerer Zeit, unter schwierigen Verhältnissen lenkte er das Staatsruder mit starker Hand. Durch persönliche Würde, durch die Energie seiner Maßregeln hielt er die trotzigen Fürsten in Zaum, so daß sie dem Reiche, dem einigen, dienen mußten. In allen Unternehmungen nach Außen offenbarte er die Kraft des Reichs und seine Würde. Er führte eine mächtige Herrschaft. Alle Nachbaren, die Ungarn, die Polen, die Franzosen, die Dänen fürchteten des Kaisers Schwerdt. Auf Burgund hatte der Kaiser Erbansprüche. Feinde, starke Feinde wollten

das köstliche, reiche Erbe ihm streitig machen. Aber wer widerstand damals der deutschen Macht? In drei Feldzügen ward der Feind vernichtet, und jene reichen Länder des südöstlichen Frankreich, die Provence, die Dauphiné, Lyonnais, Franche-Comté, außerdem Savoyen, und was von Helvetien nicht schon zu demselben gehörte, vereinigte er mit dem Reich der Deutschen. Toulon und Marseille waren deutsche Häfen. Herrlicher als je strahlte weithin über die Länder Europa's der Glanz der deutschen Kaiserkrone. Wer hätte sich zu vergleichen gewagt mit dem, den Deutschland seinen Kaiser nannte? Welchem Volke fiel es ein, sich neben das deutsche zu stellen! Und war es möglich, daß Deutschlands Macht noch höher stieg, daß der Name der edlen Germania noch herrlicher glänzte, so geschah es unter Konrad's Sohne, unter jenem jugendlichen Heinrich III. (1039 — 1056), der nicht bloß an Macht und männlicher Schönheit, sondern an Kraft und Würde, an Geist und Tugend alle Zeitgenossen überragte, dem die Völker gehorchten aus treuer Liebe nicht minder als aus Ehrfurcht. Unter seiner Beherrschung überragte Germanien ohne alle Frage alle Staaten der Christenheit. Außer den sechs gewaltigen deutschen Herzogthümern, Alemannien, Bayern, Franken, Sachsen, Oberlothringen und Niederlothringen, gehorchten dem deutschen Kaiser die slavischen Herzogthümer Böhmen mit Mähren, Polen und Kärnthen, und drei Königreiche: Italien, Burgund und Ungarn. Gleich glorreich herrschte der deutsche Kaiser in allen Ländern. Der Böhmen Herzog, Bretislaw, maßte sich königliche Herrschaft an, aber bald zog das Reichsheer in B[illegible]

ein, und der Herzog mußte mit seinen Edlen reuig gen Regensburg ziehen, um durch demüthige Bitte den zürnenden Kaiser zu versöhnen. Die Heeresmassen der verrätherischen Ungarn besiegte Heinrich in einer mörderischen Schlacht, zog als edler Sieger ein in Stuhlweißenburg, des Reiches Hauptstadt, und empfing dort von den Großen den Eid des Gehorsams, und den Eid der Lehnstreue von dem Könige Peter. In Italien wollte die alte Parteiwuth und das alte verbrecherische Unwesen wieder die Oberhand gewinnen. Drei Päpste bekämpften sich mit Ränken und mit Schwertern, drei „Statthalter Gottes“ zertraten in teuflischer Herrschsucht das vielgeplagte Land. Da kam Heinrich. Mit ihm — Ordnung und Friede. Die drei Päpste standen demüthig vor seinem Richterstuhle, uud alle drei wurden sie ihrer Würde entkleidet. Durch des Kaisers mächtigen Willen wurden fortan die Päpste berufen und Keiner wagte, seine Oberherrlichkeit in Frage zu ziehen. Heinrich, der gewaltige und edle Kaiser, starb in der schönsten Manneskraft, im 39. Jahre seines ruhmreichen Lebens. Seine Regierung zeigt Deutschland auf der glänzendsten Höhe der Macht und Herrlichkeit. Mit seinem Tode beginnt Deutschlands Zerfall. — Was es sein kann, Dein großes, reiches Vaterland, was es werden kann durch die Kraft seiner starken, edlen Völker unter tüchtigen Kaisern, — Du weißt es, deutscher Leser. Reich ist es heute wie damals, groß wie damals, und die Arme und Fäuste seiner Bewohner, — sie sind heute markig wie damals. Was ist anders geworden? Die gewaltigen, mächtigen Kaiser waren Männer, edle, treue *Männer*, Männer voll Thatkraft und Heldenmuth,

strenger gegen sich als gegen Andere, Knechte ihrer großen Pflicht und des einmal verpfändeten Wortes. Sie forderten Gerechtigkeit, aber sie übten sie auch. Sie forderten, was des Königs ist, aber sie erfüllten auch, was dem Könige obliegt. Sie führten kein Schlaraffenleben auf den Polstern der Wollust und Ueppigkeit, — ihr Leben war voll Mühe und Arbeit, voll Kampf und Drangsal. Sie waren Helden. Sie verdienten es, Könige zu sein. Sie hatten ein Recht auf der Völker Ehrfurcht, Vertrauen und Liebe. Leser, lieber Leser, vergleiche mit diesen Männern — die Menschen, die heute das Geschick Deutschlands lenken!

Unter Konrad und Heinrich hatte Deutschland den Höhepunkt seiner Macht erreicht. Nach ihnen begann es zu sinken. Aber noch Jahrhunderte hindurch blieb es groß und mächtig. Gewaltigen Erschütterungen von Innen und Außen bot es Trotz. Herrlich blühten seine Städte in Süd und Nord. Handel und Gewerbe, — wer weiß nicht, wie reich, wie blühend sie waren bis hinein ins vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert! Wer kennt nicht die Macht und die Thaten der Hansa! Die Städte des deutschen Mittelalters waren Sitze der Freiheit, der Bildung, des edlen Lebensgenusses. Ausgedehnte Freiheiten und Rechte gaben ihnen selbstständige Regsamkeit, entwickelten die Kraft der Einzelnen wie der Gemeinwesen, begründeten unter den Stürmen des ritterlichen Faustrechts und der fürstlichen Kämpfe einen gesicherten Rechtszustand innerhalb der Ringmauern der Städte, und stellten in den Reichsstädten wie in den privilegirten Landstädten ein herrliches Beispiel auf, mit wie herrlichen Denkmalen freie, durch edle Verfassung beglückte Menschen

Dasein bezeichnen. Die Kaiser waren Schirmherren der Städte. Die Kaiser waren eifrig, die Rechte und Freiheiten der Städte zu schützen. Unter ihrem Schutze entwickelten sich frei und ungehindert durch Herkommen und Sitte oder durch Verträge und Gesetze die einheimischen Verhältnisse. Ungeheuer wurde der Reichthum der Städte. Der schlichte Bürger, der Mann des Gewerbes aß an Feiertagen von goldenen und silbernen Geräthen, und großartig, fürstlich war die Pracht bei den bürgerlichen Festen. Der Handel nahm im Mittelalter andere Wege als in den neueren Jahrhunderten. Der Landweg über Deutschland war es, der den Süden mit dem Norden verband. Die deutschen Städte vertrieben die köstlichen Waaren des Orients, die sie aus Italien empfingen, nach den Ländern des Nordens, und fanden in diesem wichtigen Verkehr eine stets strömende Quelle reichlichen Gewinnes. Der rege Handelsgeist weckte den Geist der Kunst, den Geist des Gewerbfleißes. Herrlicher wie jemals blühte das Gewerbe. Wenn Menschen schwiegen, würden Steine schreien. Wenn die Geschichtsbücher nicht sprächen von dem Gewerbfleiß der deutschen Bürger, so würden die Dome und Rathhäuser als versteinerte Geschichte ihr herrliches Zeugniß laut in die Welt hineinschreien. Das Gewerbe gab Reichthum wie der Handel, gab Selbstgefühl und edlere Bildung, und die stolzen Patricier mußten das Recht des Handwerkers ehren. Der Handwerker nahm seit der Zeit der hohenstaufischen Kaiser Theil an allen Ehren des Regiments. Der Handwerker saß neben dem Patricier auf den Stühlen der Rathsherren. Der Handwerker stand mit gleichen Rechten und gleichen Ehren neben dem Handelsherrn. —

Der Norden Deutschlands war bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückgeblieben gegen den Süden. Da wurden auch die nordischen Städte groß und mächtig, und mit den reichen Städten am Rhein, mit Frankfurt am Main, mit Augsburg, Ulm, Nürnberg, Regensburg u. s. w. u. s. w., wetteiferten bald die Seestädte Lübeck, Bremen, Hamburg. Die Hansa wuchs an Umfang und Macht. Dunkel ist ihr Ursprung, aber hell vor den Augen der Welt liegt ihr gewaltiger Fortgang. Vom Ausfluß der Schelde bis nach Esthland erstreckte sich ihr Bund. In England (London), in Holland (Brügge, später Antwerpen), in Norwegen (Bergen), in Rußland (Nowogorod) hatte sie Stapelplätze als Stützen ihres auswärtigen Handels. Die Hansa herrschte auf den Meeren. Die Hansa hielt Dänemark und Norwegen im Zaum, und England war ihr ergebener Freund und Diener. Im Jahre 1285 zwang sie Norwegen durch eine siegreiche Seeschlacht zu vortheilhaften Bedingungen, und 1370 dictirte sie dem Dänenkönige Waldemar Attentag das Gesetz des Friedens. Die Hansa ist ein denkwürdiges Monument von der Macht geistiger und moralischer Kraft über physische Gewalt, ein ruhmwürdiges Monument der Kraft deutscher Bürger. Viel Gutes, was die Barbarei des ritterlichen Faustrechts und der fürstlichen Kämpfe nimmer hätte aufkommen lassen, viel Gutes auf dem Gebiete des Handels und der Civilisation geschah durch sie.

So war Deutschland. So blühte sein Handel. So segnete das Gewerbe. So, so herrschten Otto, Konrad, Heinrich. Und jetzt? — — Armes, armes *Deutschland!*

III.

Deutschlands Schmach.

Deutschlands Schmach! — Es ist ein reichhaltiges, großes Gebiet, auf welches wir blicken bei diesem Wort. Deutschlands Schmach, des mit Füßen getretenen Vaterlandes Schmach und tiefe Erniedrigung, — ein unerschöpflicher Stoff für die schmerzensreiche Betrachtung.

Leser, habe ich nöthig, zu dir zu reden von Deutschlands Schmach? Redet von ihr nicht die ganze Welt? Zeugen für sie nicht tausend und abertausend Zungen? Sitzen über sie nicht die Jahrhunderte zu Gericht? Leser, Du kennst diese Schmach. Du siehst sie. Du fühlst sie in Deinem Zorn über verächtliche Fürsten und feige Völker, über all' die Schande, die man der einst so edlen Germania angethan. Ja, Du kennst sie. Jede Fiber Deines Herzens empört sich, die Flammen eines heiligen Zornes lodern in Dir auf, wenn Du das heilige Vaterland all' seiner Macht all' seiner Herrlichkeit so schändlich beraubt siehst. Du kennst sie, Leser. Ich schreibe mein Buch nicht für Jene, die das Paradies immer da finden, wo es *ihnen* wohlgeht, wo *ihr* Weizen blüht, nicht für die Stockphilister, die hinter ihren Geldsäcken, hinter ihren Adelsdiplomen, ihren Titeln und Orden den Blick in die Tiefe verloren haben und nur auf den Sonnenblick achten, der vom Antlitz gottesgnädiger Majestäten auf sie fällt. Ich schreibe mein Buch für redliche Männer, für Männer, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck

haben, gleichviel ob arm oder reich, vornehm oder gering. Solche Männer können sich noch schämen, können noch zürnen und hassen. Sie nennen das Schändliche schändlich, das Niederträchtige niederträchtig, und hassen das Eine wie das Andere. Und wenn sie dich, du theures, heiliges Vaterland, du edle Germania, du reiches Land des überströmenden Gottessegen, wenn sie dich zerrissen und zerstückelt sehen, verachtet, geschändet, der frechen Willkühr schutzlos preisgegeben; wenn Du, deutsches Volk, Du Volk mit dem treuen Herzen und dem kindlich vertrauenden Gemüth, Du Volk der sennigen Arme und der markigen Fäuste, wenn Du entwürdigt wie eine Sclavenbande, in knechtischer Demuth die Füße küssend, die Dich zertreten, und die Hände segnend, die Dich zerschlagen, wenn Du verkauft, verrathen, belogen und betrogen vor ihnen stehst, — dann brennt es wie Feuerflammen in ihren Herzen und auf's Neue geloben sie es, sich hinzugeben mit Leib und Seele dem Kampfe für das Vaterland!

Du kennst, Leser, des Vaterlandes Schmach. Und doch muß ich von ihr reden. Ich muß Dich in die Vergangenheit zurückführen, damit Du die Gegenwart verstehest. Ich muß Dir die Gefahren der Ohnmacht zeigen, damit Du nicht in thörichte Sicherheit Dich einwiegest. Ich muß Dir das traurige Bild vor die Augen halten, damit es Dich — erzürne, empöre, begeistere! Also zurück in die Vergangenheit!

Der dreißigjährige Krieg war beendet, der namenlos schreckliche Krieg, der ein volles Menschenalter hindurch auf Deutschland gelegen. Deutschland glich einer Wüste. Aschenhaufen statt der Dörfer, Trümmer statt der Stätten kräftigen Lebens, Dornengestrüpp

schießendes Gebüsch, wo einst die Ackerfelder segneten und die üppigen Wiesen blühten. Bis in seine verborgensten Winkel war Deutschland mit Blut getränkt und mit Trümmern erfüllt. Muthlos trauerte der Landbau. Verzweifelnd war der Gewerbfleiß aus den zerstörten Werkstätten entflohen. Alle friedliche Kunst, Wissenschaft und Sitte hatte das unglückliche Vaterland verlassen, war entflohen vor dem wüsten Kriegslärm der dreißig schrecklichen Jahre. Wie kräftig, wie mächtig der Mensch im Zerstören ist, — Deutschland hatte es erfahren. Leser, ist Deine Einbildungskraft rege? Kannst Du Dir alle die Greuel vor die Seele rufen, die in dem Worte „Krieg" verborgen sind? Denke Dir das Grauenvollste, das Schrecklichste, denke dir das, was das Blut erstarren macht und im Entsetzen den Schlag des Herzens hemmt; — Deutschland nach dem dreißigjährigen Morden zeigt Dir doch noch Grauenvolleres, noch Schrecklicheres. Und wer hatte Deutschland also geschlagen, also ganze Geschlechter ins Grab geworfen und das Elend von Norden nach Süden, von Osten nach Westen gejagt? Waren es Deutschlands eigene Söhne? War es der Bruderkrieg, das Schrecklichste der Schrecken? Hat Religionshaß, hat kirchlicher Fanatismus all' die himmelschreienden Greuel vollbracht? Leser, in dem Allen würde noch einiger Trost liegen. Brüder können sich entzweien und es ist fürchterlich, aber die Brüder können, ob vom Wahne geblendet, vom Zorn überwunden, doch edel und stark und achtungswerth sein. Religionshaß hat die Erde mit Blut gedüngt, Fanatismus hat im Namen Gottes Schandthaten über Schandthaten vollbracht. Und doch erinnert er an das Edelste in der Menschen-

brust, doch haben die Kriege, die der Fanatismus angeschürt, mehr Trost, als die Kriege der Kabinetspolitik und der Gewaltherrschaft. Was fügt im dreißigjährigen Krieg zum Elend die Schande? Dem Auslande war Deutschland Preis gegeben. Ausländer verwüsteten Deutschland, vergossen deutsches Blut, führten Deutsche gegen Deutsche. Fremde Eroberer hatten sich Deutschland zum Ziele ersehen. Schweden und Franzosen eroberten deutsches Land auf deutschem Boden. Haben nicht Schweden lange Jahre hindurch in Deutschland den Herrn und Meister gespielt? Haben nicht deutsche Fürsten vor schwedischen Staatsmännern sich in den Staub geworfen? Hat nicht der edelste und stärkste der deutschen Fürstensöhne damaliger Zeit, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, im Solde Frankreichs gestanden? Das ist das Schmachvolle! Sage nicht, Gustav Adolph, der große Schwedenkönig, hat den Protestantismus in Deutschland gerettet, ist Deutschlands Wohlthäter geworden. Sage das nicht! Gustav Adolph war ein frommer Held. Er mochte vor seinen Bewußtsein und vor der Welt seinen Einfall in Deutschland durch Worte religiöser Begeisterung rechtfertigen. Aber jedenfalls war er ein zu verständiger König, als daß er ohne Hoffnung zeitlichen Gewinnes sein Volk in gefahrvollen Krieg gestürzt hätte. Gustav Adolph wollte mit dem Blut seiner Schweden deutsches Land erkaufen, und wir sollen Gustav Adolph preisen? sollen ihm danken für den Schutz des Protestantismus? Er mag es sehr gut gemeint haben, und wir blicken mit Freuden auf die edle Heldengestalt. Aber welchem Deutschen blutet nicht das Herz, wenn er neben dieser Heldengestalt die erbärmlichen deutschen

und Völker sieht, die ihres Ruhmes und ihrer Ehre und ihres Vaterlandes vergessen. Hätten sie ihr Vaterland geehrt und geliebt, wahrlich, sie hätten entweder gegen den Ausländer um ihren Kaiser sich geschaart und lieber den Protestantismus als das Vaterland preisgegeben, oder aber treu und fest zum Ausländer gehalten, mit seiner Hilfe dem Reiche der Habsburger ein Ende gemacht, ein neues Kaiserthum unter Gustav Adolph gegründet und so das Vaterland und den Protestantismus zugleich gerettet. Der deutsche Kaiser hätte dann über Schweden geherrscht und die Zeiten des dritten Heinrich hätten wiederkehren mögen. Jetzt ist Deutschland völlig zerstückelt von den Tagen des dreißigjährigen Krieges an und — wird vor der Hand noch lange zerstückelt bleiben. Schweden und Franzosen dictirten endlich, jene zu Osnabrück, diese zu Münster, dem deutschen Reich mit seinem Kaiser und allen seinen Fürsten das Gesetz des Friedens. Schweden und Franzosen dachten zuerst an sich. Schweden und Franzosen bekamen zum Lohn dafür, daß sie Deutschland verwüstet hatten, schöne, herrliche Länder zum Eigenthum. Das ganze wunderliebliche Elsaß, Straßburg und zehn andere Städte der Landvogtei Hennegau ausgenommen, fiel an Frankreich, Pommern zum größten Theil nebst den Herzogthümern Bremen und Verden kamen an Schweden. Zudem ward das Band gelöst, welches bis dahin die vereinigten Niederlande an das deutsche Reich geknüpft hatte, hörte die Schweiz auf, ein Glied am deutschen Reichskörper zu sein.

So waren den Reichsfeinden die Gränzen geöffnet. So hatten die Reichsfeinde festen Fuß gefaßt auf deut-

schem Boden. Allein — war der Länderverlust das Schmachvollste? Wir könnten ihn verschmerzen. Auch der Starke und Gewaltige kann im Kampfe unterliegen, kann gezwungen sein, dem Räuber die Beute zu lassen. Aber der Starke läßt sich nimmer vom frechen Feinde verhöhnen. Der Starke weiß sich Achtung zu erzwingen auch in der Niederlage. Mit welchem Hohn traten die Franzosen auf gegen die ehrlichen Deutschen! Mit welcher Verachtung dictirten sie mitten in ihrem Lande den Deutschen den Frieden! „Gerade in den Gegenden,“ so seufzt ein gleichzeitiger vaterländischer Schriftsteller, — „gerade in den Gegenden, wo die freien Väter den stolzen Varus schlugen, bieten jetzt waffenlose Ausländer uns zum Hohne, ohne Legionen allen Deutschen Trotz und triumphiren über ganz Germanien. Sie rufen, wir erscheinen. Sie sprechen, wir hören's als Orakel an. Sie verheißen, wir vertrauen ihnen gläubig wie Göttern. Sie drohen und wir zittern wie Sclaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe*), hier aus Stockholm, dort aus Paris auf den Tisch geworfen wird, freuen oder ängstigen wir uns. Was bleibt uns übrig als der Tod. Die Feinde beschließen, welche Feder sie dem römischen Adler entreißen und dem fränkischen Hahne einsetzen wollen. Wir, uneinig mit uns selbst bis zum letzten Athemzuge, verlassen über den Götzen fremder Völker unsere eigene schützende Gottheit und opfern Jenen Leben, Freiheit

---

*) Zur Zeit des westphälischen Friedens führte in Frankreich nach Ludwigs XIII. Tode dessen Gemahlin die Regentsch In Schweden regierte die Tochter Gustav Adolph's.

und Ehre auf!" So klagt der wackere Deutsche. Wer stimmt nicht ein in seine Klagen?! Habe und Ehre hatten die Deutschen geopfert. Aber hatten sie Frieden erkauft durch das schmähliche Opfer? Die Franzosen hielten noch lange die eroberten Festungen besetzt. Den Schweden waren im Friedensschluß außer den schönen Ländern des deutschen Nordens fünf Millionen Thaler verheißen. Fünf Millionen Thaler, damals, nach dreißigjährigem Elend, nach völliger Verwüstung des Landes! Sie waren nicht zu erschwingen. Aber die Schweden wichen nicht, bis der letzte Heller bezahlt war. Zwei Jahre lang blieben sie, lebten sie auf Kosten der Einwohner. Zwei Jahre lang mußte das arme Deutschland diesen drückenden Gästen täglich zu ihrem Unterhalt 17000 Rthlr. bezahlen und zuletzt — die fünf Millionen! Ja, im Münsterlande brandschatzten schwedische Regimenter noch sechs Jahre nach dem Frieden, und ganz Deutschland hatte nicht die Macht, die schwedischen Regimenter zu zügeln. Noch mehr! Der Herzog Karl von Lothringen war von den Franzosen aus seinem Lande vertrieben. Dafür entschädigte er sich am deutschen Rhein. Er hielt Festungen besetzt, machte Eroberungen, forderte Durchmärsche und Brandschatzungen, — mitten im Frieden, im Angesicht des gesammten deutschen Reichs! So weit trieb er die Frechheit, daß er dem Kaiser die Herausgabe seiner „Eroberungen" für eine Entschädigung von 300,000 Rthlr. anbieten ließ! Die rheinischen Fürsten lärmten, schrieen und jammerten um Hilfe! Die kaiserliche Majestät gab ihnen den freundschaftlichen Rath, sich für die geforderten 300,000 Rthlr. loszukaufen, und — sie kauften *sich los!* Der Räuber erhielt den Preis! Branden-

burg und der niedersächsische Kreis wollten Truppen gegen den Räuber senden, ihm mit Schwerdtstreichen das Geld auf den Rücken zu zahlen. Der Wille war gut. Aber — man konnte sich nicht vereinigen. Man zankte sich, man stritt, — wie viel Officiere katholisch und wie viele evangelisch sein sollten!! Das geschah in Deutschland. In die tiefste und allgemeinste Verachtung war Deutschland gesunken. Wie auf ein Lumpenvolk von Bettlern sah das Ausland, sah namentlich der Franzose auf das deutsche Volk. Und der Deutsche fühlte die Verachtung. Er schämte sich. Er wollte sich die Achtung des bewunderten und beneideten Franzosen erringen. Wie fing er es an? Was that er? Er verleugnete sich selbst, versteckte seine Vorzüge, erniedrigte sich völlig zum Sclaven des Franzmannes und — ward sein Affe. Die Franzosen waren schon damals das Volk der Prachtliebe, der Eleganz, des feinen geselligen Tones. In Massen führte sie der Krieg und der Friedensschluß nach Deutschland, und der Deutsche war entzückt über die feinen Manieren, das zierliche Wesen der schlauen, treulosen Ausländer. Der Deutsche schämte sich seiner Gradheit, seines biedern, derben Wesens. Er wollte fein sein und zierlich wie der Franzose und machte sich lächerlich. Er reiste nach Paris, um französisches Wesen, französische Sitte zu lernen, und machte sich verächtlich durch Plumpheit und Ungeschick. Er ließ französische Sprachmeister ins Land kommen und schändete seine schon damals kraft- und klangvolle Sprache durch französische Brocken. Der Titel Jungfrau mußte den Demoiselles Platz machen und der schöne Name der deutschen Frau wich den Dames. Mit den französischen Tit[illegible] drang der französische Luxus, die französische Mode [illegible]

deutschen Bürgerfamilien. Mit Sammt und Seide, mit Gold und Perlen behängte das deutsche Weib, bis dahin so einfach und schlicht, den auch in anderer Hinsicht entweihten Leib, und jede Mode, ob sie barok bis zum Unsinn war, ob ihre Schamlosigkeit jedes reine Gemüth entrüstete, war geheiligt, wenn sie aus Frankreich kam. Es ist lustig zu lesen, wie ein wackerer Deutscher, der Hamburger Lauremberg († 1658), in naiven und kernigen Gedichten seine Landsleute, die französirenden deutschen Narren und Närrinnen schildert. Ja, lustig zu lesen, und doch empörend! Es ist Wahrheit: die Deutschen, insonderheit die der höhern Stände, waren ein Volk feiger, verächtlicher Narren geworden. Sie rühmten sich der französischen Bildung und Sitte und schämten sich nicht, wieder und wiederum das heilige Vaterland den schlauen, tapfern, rechtverachtenden Franzosen preiszugeben.

Dem dreißigjährigen Kriege folgte kein dreißigjähriger Friede. Wir schweigen von dem Kriege gegen die Türken, zu dem der deutsche Kaiser als König von Ungarn schon zwölf Jahre nach dem westphälischen Frieden gezwungen war, und dem es an Trost und Ruhm nicht ganz fehlte. Nachdem Tausende von Menschen erschlagen, Hunderte von Städten und Dörfern verwüstet waren, errang der deutsche Kaiser einen Frieden, der zwar ohne Gewinn, — daran durfte ein deutscher Kaiser nicht denken, — doch auch ohne allzuschwere Verluste war. Anders war es in den Kriegen, zu welchen Ludwig XIV. von Frankreich die Deutschen zwang. Er wüthete in den Niederlanden und bedrohte das Rheinland und Westphalen seit 1672. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, eine große Er-

scheinung in der schmählichen Zeit, besorgt vor seinen westphälischen Ländern, will den Niederländern zur Hilfe eilen. Ein kaiserliches Heer verbindet sich mit dem seinigen. Aber schändlicher Verrath eines kaiserlichen Ministers, schändliche Treulosigkeit der deutschen Fürsten am Rhein, der Kurfürsten von Trier, Mainz und der Pfalz, die es mit dem Feinde hielten und den Deutschen Hindernisse über Hindernisse in den Weg legten, machen das kühne Unternehmen zu Schanden. Das treffliche Heer des edlen Brandenburgers geht zu Grunde, und Ludwig sieht lachend den verkehrten Deutschen zu. Nichts mäßigt jetzt mehr seinen Uebermuth. Hohnlachend fügt er Beleidigung auf Beleidigung. Mitten im Frieden raubt er auf dem Rheine deutsche Kaufmannsgüter, läßt er die Brücke bei Straßburg abbrennen, verwüstet er das Triersche und Kölnische auf wiederholten Durchzügen, bringt er freie Reichsstädte im Elsaß unter französische Botmäßigkeit. Er will Deutschland beleidigen. Er will den Kaiser reizen. Er sehnt sich nach einem Kriege mit Deutschland, weil er eines vortheilhaften Friedens gewiß ist, weil es ihm nicht einfällt, vor dem deutschen Schwerte auch nur einigen Respect zu haben. Und die Deutschen? die deutschen Fürsten? Hätten sie Ehrgefühl gehabt, sie hätten schäumen müssen vor Wuth. In hellen Haufen hätten sie mit ihren Schaaren dem Rheine zuströmen müssen, ihren Brüdern zur Hilfe, dem frechen Räuber zur nachdrücklichen Strafe. Aber was thun sie? Ehre halber entschließen sie sich zum Kriege, endlich, nach langem Zögern, und — nach vielen demüthigen Beschwerden beim Herrn Ludwig. Langsam und bedächtig schicken die Fürsten ihre Truppen

Während Ludwig in stolzer Siegeszuversicht vorschreitet, — zanken sich die Herren Deutschen über die Zahl katholischer und evangelischer Officiere, rücken sehr langsam vor, spielen die Eifersüchtigen gegen die verbündeten Niederländer, lassen eine günstige Gelegenheit nach der andern vorübergehen und verpassen mehr als einmal die rechte Zeit. Unterdeß erkämpft Turenne, der Held Frankreichs, einen Sieg nach dem andern. Die Pfalz, das blühende Land, wird verwüstet, viele Städte des Oberrheins werden in Asche gelegt, der ganze Breisgau mit gleicher Barbarei verwüstet. Im Jahre 1676 machen die Franzosen einen großen Landstrich an der Saar, eine Gegend der blühenden Städte und gesegneten Gefilde, mit Feuer und Schwert völlig zur Wüste, also, daß auf vierzehn Meilen Wegs das Auge nichts als Brandstätten und verödete Felder sah! Mordbrennereien, Blutbäder folgen Jahr auf Jahr. Die Bewohner der heimgesuchten Gegenden, die den Mißhandlungen entrannen, flohen in die Wälder und kamen dort vor Hunger und Kälte um. So schleppte sich der Krieg Jahrelang hin. Die Deutschen vermochten nichts gegen die mordbrennerischen Franzosen. Das Elend ihrer Landsleute war grauenerregend, aber sie vermochten nichts. Auch nicht einen der eroberten Plätze nahmen sie den Franzosen ab. Der Friede, der den Krieg endete, entsprach dem schandvollen Kriege. In die traurige, über die Maßen schmachvolle Zeit fällt ein Lichtstrahl. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst lebte! Sein mächtiges Schwert hatte die Schweden getroffen, hatte den wunderherrlichen Sieg bei Fehrbellin über den gefürchtetsten, kriegerfahrensten Feind seiner Zeit erfochten,

Stralsund, Greifswalde und die Insel Rügen erobert, hatte den Schweden hinausgejagt zum deutschen Lande. Mit Recht findet der Brandenburger Trost, wenn er auf seinen Friedrich Wilhelm blickt. Der Deutsche trauert. Friedrich Wilhelm's Siege machte die kaiserliche Eifersucht, machte die Erbärmlichkeit des ganzen übrigen Deutschland zu Schanden. Die Schweden nahmen ihr Pommern wieder in Besitz. Auch nicht eine Stadt durfte Friedrich Wilhelm behalten. Also gebot des fränkischen Königs Machtwort. Deutschland trauert. Und doch — ein Friedrich Wilhelm wie dieser deutsche Mann, wie dieser Held von Fehrbellin, ein solcher Friedrich Wilhelm an der Spitze des einigen Deutschland, — mögen dann zehn Ludwige kommen, wir fürchten sie nicht! Deutschland zittert nicht vor ihnen, Deutschlands Bewohner kommen nicht in den Wäldern um vor Hunger nnd Elend. Freilich — wo ist ein Friedrich Wilhelm! wo ist das einige Deutschland, das im Bewußtsein seiner Macht nicht zittert und nicht zagt?!

Noch war das Maß der Schmach und Schande lange, lange nicht voll. Jener Ludwig war eine Geißel Gottes, war ein Schwert, das Gott gegen die Deutschen richtete, sie zur Erkenntniß ihrer Erbärmlichkeit zu bringen. Er hatte Frieden geschlossen mit dem deutschen Reich. Die Waffen ruhten. Mit altem Fleiß und neuer Hoffnung baute der Pfälzer, baute der Rheinländer die niedergebrannten Wohnungen wieder auf. Mächtiger als der Mensch im Zerstören ist die Natur im Wiederherstellen, — nach ewigen Gesetzen keimt aus der Zertrümmerung neues Leben. Weinberge und Felder zogen eine liebliche Decke über die Schand-

thaten der Menschen. Sie waren bereit, die Thränen zu trocknen und ihren geschlagenen Bebauern neue Zuversicht ins Herz zu gießen. Da zog ein neues fürchterliches Ungewitter herauf! König Ludwig suchte neue Beute. Er war der Wolf, der auf der Lauer lag, die Deutschen waren die Schafe, ihre Fürsten die Miethlinge. In mehren Friedensschlüssen waren Länder an Frankreich abgetreten „sammt allen ihren Dependenzien.“ Der Sinn der unterstrichenen Worte war klar. Was zur Zeit des Friedensschlusses zu den abgetretenen Ländern gehörte, das sollte mit ihnen an Frankreich fallen. Ludwig verstand es anders. Was irgend einmal, zu irgend einer Zeit zu den Ländern gehört habe, bis hinab auf die Zeit des uralten Königs Dagobert, das gehöre ihm von Rechtswegen! So behauptete Ludwig. Gerichtshöfe, sogenannte Reunionskammern, mußten untersuchen, auf welche Städte und Länder er derartige Rechtsansprüche habe, und ihren Aussprüchen folgten seine Gewaltstreiche auf dem Fuß. So nahm er ganz Zweibrücken, Saarbrück, Mümpelgard, Lauterburg, Germersheim, Homburg und viele, viele andere Städte und Districte, mitten im tiefsten Frieden als „Dependenzien der abgetretenen Länder“ in Besitz. Kaiser und Reich waren starr vor Schreck! In aller Eile schicken sie sehr ausführliche Gegenvorstellungen nach Paris, ordnen einen Congreß zu Frankfurt an und bitten Herrn Ludwig demüthig, dorthin Gesandte zu schicken zur gütlichen Ausgleichung der Sache. Herr Ludwig verspricht's und die ehrlichen Deutschen sind der festen Hoffnung, der Räuber werde seine Beute gutwillig wieder *fahren lassen*. Sie erholen sich von ihrem Schreck,

aber — Ludwig trägt Sorge, daß die Erholung sie nicht allzusehr kräftige. Noch ehe der Congreß in Frankfurt eröffnet war, läßt er Straßburg, die große, reiche deutsche Stadt, eine der wichtigsten und mächtigsten Reichsstädte, der Schlüssel zum Innern von Deutschland, die Stadt, über welche der westphälische Friede ausdrücklich bestimmte, daß sie Deutschland verbleiben solle, diese Stadt, auf deren Erhaltung das ganze deutsche Reich den allergrößten Werth legen mußte, läßt er am 29. September 1681 durch seine Gewaltshaufen besetzen und für sein „rechtmäßiges" Eigenthum erklären. Die Einwohner müssen ihm huldigen, das Zeughaus einräumen, alle Waffen abliefern. Bald hält er mit ungeheurem Pomp seinen siegreichen Einzug! — Leser, — was thaten jetzt die deutschen Fürsten? Sie versahen ihre Gesandten auf dem Reichstage von Regensburg mit sehr ausführlichen Instructionen. Und was thaten diese Gesandten? Rüsteten sie in patriotischem Zorne, erglühend vor Schaam und Unwillen, die Mittel zur gemeinsamen Vertheidigung gegen den Reichsfeind? Leser, — als Ludwig deutsche Städte und Districte wegnahm, als Ludwig die freie Stadt Straßburg besetzte, — als er dem Vaterlande die denkbar größte Schmach anthat, da — — — zankten sich die Männer, die des geschändeten Vaterlandes Ehre berathen sollten, über das Prädicat Excellenz, über rothbeschlagene Stühle und — runde oder eckige Tische! Leser, die Gesandten der Kurfürsten wollten Excellenzen heißen, aber die Gesandten der Fürsten sollten nicht so heißen. Die Gesandten der Kurfürsten wollten bei Gastmählern auf rothausgeschlagenen Stühlen sitzen, die Gesandten der Fürsten sollten

— grüne Stühle haben! Die Gesandten der Kurfürsten wollten von Edelknaben bedient sein, — hinter den Stühlen der fürstlichen Gesandten sollten — gewöhnliche Lakeien stehen! Die Gesandten der Kurfürsten wollten mit goldenen Messern und Gabeln essen, die der Fürsten — mit silbernen! Leser, über dergleichen nichtswürdige Zänkereien entstand die heftigste Erbitterung, ging die kostbare Zeit verloren, verlor man den hochwichtigen Zweck der Berathschlagung oft völlig aus den Augen. Leser, als der Reichsfeind den Schlüssel des Reichs genommen, als der Reichsfeind das Reich mit Füßen getreten hatte, hatten dergleichen Nichtswürdigkeiten Platz in den Herzen deutscher Männer!! Jahre vergingen und — es geschah Nichts! Die Anmaßungen der Franzosen wurden immer größer, aber — es geschah Nichts! Ludwig lachte vor Freuden, die französischen Krieger machten es sich bequem in den geraubten Städten, aber — es geschah Nichts! Ludwig nahm sich die großen Städte Luxemburg und Trier, bot Friede und Freundschaft an, wenn man ihm nur das geraubte Gut lassen wolle. Da geschah etwas. Das heilige Römische Reich schloß 1684 einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit Ludwig, — aber Ludwig — behielt was er hatte!! Allerdings war der Kaiser damals von einem zweiten mächtigen Feinde bedrängt. Die Türken wütheten in Ungarn, mordeten und raubten in Oesterreich und drohten Wien zu erstürmen. Da zeigte sich einmal wieder die Tapferkeit und heldenmüthige Ausdauer des deutschen Kriegers. Da standen einige Reichsfürsten treu zum Kaiser und der Herzog Karl von Lothringen bewährte sich als großer Feldherr. Gleichwohl

mußte der Polenkönig Johann Sobieski das Meiste thun zur Rettung Wiens, und als es galt, den flüchtigen Feind mit Macht zu verfolgen, da — riß der Fürsten Zwietracht das deutsche Heer auseinander und noch Jahrelang hausten die Türken in Ungarn. Ludwig hatte die Zeit des Waffenstillstandes benutzt, neue Heere gerüstet, neue Kräfte gesammelt. Im Jahre 1688 erklärt er dem Reiche den Krieg, überfluthet sofort mit seinen plündernden, mordgierigen Heeren die Pfalz, Franken und Schwaben, erobert Speier, Worms, Mainz, Stuttgart und bringt durch fürchterliche Brandschatzungen, durch Plünderung des platten Landes Deutschland zur Verzweiflung. Unterdeß berathschlagt man in Regensburg sehr gemüthlich, unter sorgfältigster Beobachtung aller Förmlichkeiten, aller möglichen kurfürstlichen und fürstlichen Rangverhältnisse, wie einem solchen Feinde wohl begegnet werden müsse, und endlich nach einem halben Jahre, nachdem ein gut Stück Deutschlands bereits verwüstet, nachdem Tausende ermordet, die wichtigsten Städte erobert waren, macht man in Regensburg die Entdeckung, daß dieser Feind wirklich — ein Reichsfeind, und der Krieg — ein Reichskrieg sei! Nun denken die Herren Fürsten allmählig daran, Truppen zu werben und auszurüsten, natürlich mit tiefster deutscher Gemüthlichkeit. Aber sie rüsten doch, und Ludwig, der seine Waffen zu gleicher Zeit gegen England, Spanien und die Niederlande zu richten hat, macht zum Schutz der Gränze seines Landes einen breiten Landstrich auf beiden Seiten des Rheins zur Wüste! Die Einwohner werden geplündert und verjagt. Auf den Knieen, mit Händeringen flehen sie um Gnade, — es hilft nichts,

— sie selbst müssen ihre Wohnungen in Brand stecken. So werden Heidelberg, Mannheim, Frankenthal, Speier, Worms, Offenbach, Kreuznach, Oppenheim, Pforzheim, Baden, Rastatt und viele, viele andere Städte und eine Unmasse von Dörfern dem Erdboden gleichgemacht. Ihre wohlhabendsten Bewohner, wenn nicht der Tod sie von allem Elend erlöst hat, sind heimathlose, nackte, elende Bettler! Wie, Leser, Du bist empört über Ludwig und seine Franzosen? Ludwig war ein Räuber und die Franzosen waren Unmenschen, das ist keine Frage. Aber gemeiner, verächtlicher, niederträchtiger waren die Deutschen, die so ihr schönes Vaterland den Räubern und Unmenschen Preis gaben! Hatten sie nicht markige Fäuste? Hatten sie nicht Schwerter und Rosse? Hatten sie nicht Alles, was der Krieg fordert? Hatte nicht einst Europa vor Deutschland gezittert? Und wie, entflammten denn alle die Greuel, entflammte das grauenhafte Elend, die grauenhafte Schmach die Deutschen endlich zur begeisterten Kriegführung? Ein stattliches Heer kommt zusammen. Die Kurfürsten von Baiern, Sachsen und Brandenburg stehen zum Kaiser und der tapfere Herzog von Lothringen ist ein großer Feldherr. Auch gelingt es, die Franzosen aus einigen größeren und kleineren Städten zu vertreiben. Da stirbt (April 1690) der Herzog Karl und — mit den Siegen der Deutschen hat's ein Ende! Immer festeren Fuß fassen die Franzosen in Deutschland. Immer heller leuchtet Deutschlands Erbärmlichkeit. Immer deutlicher tritt seine Schwäche hervor Frankreich gegenüber. Frankreich muß seine Heere zu gleicher Zeit gegen Holland, England, Spanien und Savoyen senden; — Deutschland, das wei-

land ruhmgekrönte Deutschland hält es nebenbei im Schach. Endlich ist's, als ob Etwas vom alten germanischen Geiste erwacht. Die Fürsten ermannen sich. Sie thun das Beste mit ernstem Willen. Eine Macht kommt zusammen, Deutschlands würdig (1691). Die Fürsten sprechen von einmüthigem Handeln, von fester Eintracht u. dergl. m., gerade wie in unseren Tagen. Aber es war eben nur ein Sprechen. Deutschland war zerrissen, auch in dieser fürchterlichen Noth, in dieser Allen drohenden Gefahr war es zerrissen. Der Kaiser hatte sein Heer und die Reichsfürsten hatten das ihrige. Der Kaiser hatte seinen Feldherrn und die Reichsfürsten hatten den ihrigen. Beide zankten sich um die Wette, Keiner wollte den Befehlen des Andern gehorchen, Keiner dachte an die Macht des Feindes, an die furchtbare Schmach, an das Elend des Vaterlandes, Keiner schien zu wissen, daß nur Eintracht überwindlich macht, und darüber — ging Alles verloren. Die Franzosen kamen vor wie nach über den Rhein, brandschatzten deutsche Städte, verwüsteten deutsche Länder und — Niemand war da, der es ihnen wehren konnte. Im folgenden Jahre stand wieder ein wackerer Mann an der Spitze der deutschen Heere, Prinz Ludwig von Baden. Allein — das Heer war zusammengeschmolzen, die Reichsfürsten hatten den Muth und den Eifer verloren. Ob der Kaiser befahl, bat, flehte, — die Fürsten unterstützten ihn immer schwächer und schwächer. Sie hatten Besseres zu thun, — sie zankten sich in Regensburg um eine neue Kurwürde! O, du schmähliches Deutschland! Du bist beraubt, mit Elend und Schmach überfluthet, — da zanken sich deine Fürsten um

Nichtswürdigkeiten! Der Krieg dauerte bis tief ins Jahr 1697 hinein. Da ward Friede geschlossen. Das heißt, Ludwig erwartete anderweite Geschäfte, hatte deshalb mit England, Holland und Spanien Frieden gemacht und wollte für den Augenblick Frieden auch mit Deutschland. Da dictirte er sehr gnädig des Krieges Ende, gab Einiges von dem geraubten Gut wieder, behielt, was ihm am meisten behagte, und Deutschland bedankte sich für gnädige Strafe!

Und immer deutlicher trat Deutschlands gränzenlose Erbärmlichkeit hervor. Wiederum entbrannte fürchterlicher Kampf mit Frankreich (1701—1714) wegen der Erbfolge in der spanischen Monarchie. Den Kaiser riefen Pflicht und Recht zum Kriege, auch thatkräftiger Eifer, da es den Glanz und die Macht seines Hauses galt. Aber das deutsche Reich? Zwei Fürsten, die von Brandenburg und Hannover, standen zum Kaiser. Die Wittelsbacher in Baiern und in Köln und die Herzöge von Braunschweig und Wolfenbüttel schlossen ein Bündniß mit dem Reichsfeinde gegen den rechtmäßigen Landesherrn! Andere erklärten sich neutral, neutral in einem Kriege des deutschen Kaisers gegen den Räuber Ludwig. Der Kurfürst von Sachsen endlich war König von Polen geworden und führte mit seinen Sachsen einen Krieg gegen die Schweden, der das deutsche Reich überall nichts anging. So war's im heiligen Römischen Reich. Seine Schwäche und Ohnmacht zeigte sich während der ganzen Dauer des Krieges. Allerdings verließ der Sieg die französischen Fahnen. Der Schicksalsstrom nahm eine andere Richtung. Aber war es die deutsche Kraft, die *endlich den* riesigen Räuber Ludwig überwältigte?

Heldenthaten haben deutsche Heere unter ihrem Heldenführer Eugen von Savoyen verrichtet, die des väterlichen Ruhmes würdig waren, und wieder zeigte sich's, welcher Aufopferung, welcher Thaten der deutsche Krieger fähig ist. Aber was wäre aus Deutschland geworden ohne den mächtigen Beistand seiner Verbündeten? Wer hätte den fränkischen Riesen gebändigt ohne die persönliche Kraft dreier Männer, die Eins waren im Felde wie im Rath und gleichermaßen für die gemeinsame Sache glühten, ohne Eugen, Marlborough und Heinsius, von denen Keiner ein Deutscher war? Ihnen und ihnen allein gebührt der Ruhm des Sieges. Als Marlborough der Feldherrnstab entwunden war, als die Verbündeten des Kaisers, als England, Holland, Portugal, Savoyen und Preußen mit Frankreich Frieden geschlossen, als der Kaiser auf die eigenen Hilfsquellen und jene des Reichs beschränkt war: da zeigte sich's, was Deutschland mit eigener Kraft auszurichten vermochte. Auch Eugen konnte den Sieg nicht an die deutschen Fahnen fesseln. Auch Eugen mußte weichen vor den siegreichen Franzosen — hinter ihm stand nichts als — das deutsche Reich, und das verbürgte keinen Sieg. Er selbst rieth zum Frieden und steckte seufzend sein Schwert in die Scheide. Die Siege, die sein Feldherrngenie nach beendetem Kriege mit Frankreich über die Türken erfocht, die schönen Siege bei Peterwardein und Belgrad mochten Oesterreichs Hausmacht vergrößern, — Deutschland blieb schwach, ohnmächtig, unbehilflich, eine leichte Beute des kühnen Eroberers. Es hatte das schmähliche Vorrecht, auf seinem entweihten Boden die Kriegsfurie austoben zu sehen, mochte ihre Wuth in Nord oder

Süd, in Ost oder West aufgestachelt sein. Galt es Spanien, galt es Italien, — Deutschland sah sich zum Kriegsplatz auserkoren. Brach das Ungewitter aus Schweden hervor, sich gegen Polen wendend, — Deutschland sah das Blut seiner Söhne fließen, seine Felder verwüstet, seine Städte niedergebrannt. Zankten sich die Polen um ihren König, war die Frage, ob August oder Stanislaus in Polen König sein sollte, — Deutschland mußte dafür büßen. Deutschland war der allgemeine Blitzableiter für europäische Kriegsgewitter, und — das ehrliche Deutschland hatte nichts davon, als Elend, Schmach und Schande.

Weißt Du wohl, lieber Leser, woher das kam? Deutschland hatte einen Kaiser und — außerdem noch eine Unmasse anderweiter Fürsten, das war sein Unglück.

Tritt uns Deutschland in einer erfreulicheren Gestalt entgegen in den Kriegen, welche in der Zeit von 1740 — 1763 wütheten und Deutschland verheerten? in den Kriegen, welche entbrannten, als die edle und große Maria Theresia ihrem Vater, Kaiser Karl VI., in der Regierung der österreichischen Erblande folgte? in jenen drei Schlesischen Kriegen, welche Preußen groß und mächtig gemacht haben? Wer wollte es leugnen, daß diese Kriege, diese Zeiten uns große und herrliche deutsche Gestalten vor die Augen führen? Wer fühlte sich nicht erhoben beim Anblick eines großen, herrlichen Weibes, jener Maria Theresia, das einer ganzen Schaar mächtiger, raubgieriger, beutelustiger Feinde mit ungebeugter Seele entgegentritt und im festen Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache, in fester Zuversicht auf die Liebe seiner Völker, die es *verdiente*, mit begeistertem Muthe den siegreichen

Gegnern trotzt? Wer freute sich nicht der Heldenthaten der ungarischen und der deutschen Krieger? Wer freute sich nicht, daß endlich jene mordbrennerischen Franzosen die Wucht und die Schärfe des deutschen Schwertes fühlen mußten? Und wo ist der Deutsche, der nicht mit Bewunderung, mit Stolz auf Friedrich, den großen Friedrich blickt? Wie, Du Mann aus Baiern, aus Sachsen und Schwabenland, Du willst Dich eines Friedrich nicht freuen, weil er ein Preuße war, weil seine Thaten Preußen verherrlicht haben? Du Mann aus Baiern, aus Sachsen und Schwabenland, — Friedrich war ein Deutscher, und seine Helden waren Deutsche, und zu den Feinden, die er zerschmetterte, gehörten Franzosen und Russen! Deutsche Waffen haben den strahlenden Ruhm des siebenjährigen Krieges errungen. Deutsche haben es der Welt bewiesen, was der Deutsche vermag unter eines Helden Führung. Friedrich und seine Helden waren Deutsche! Du Mann aus Baiern, aus Sachsen und Schwabenland, laß Deine engherzige Eifersucht auf Preußen fahren! Laß Dich nicht verblenden durch die Frevelthaten ehrloser Minister und anderweiter Regierungsmenschen. Das jetzige preußische System hasse ich, wie Du es hassest, weil es vom Teufel ist. Aber wie ich mich Deiner Sänger, Deiner Dichter, Deiner Helden, Deiner Wissenschaft, Deines treuen, biedern Charakters, Deiner warmen Begeisterung freue, weil ich in Dir nur den Deutschen und in Deiner Heimath nur Deutschland sehe, so freue Du Dich unserer nordischen Helden, weil sie Deutsche sind, und der Großthaten des siebenjährigen Krieges, weil sie von deutscher Kraft und deutscher Größe zeu-

mächte behauptend, — sie sind jämmerlich, ja, ihres Ruhmes ungeachtet jämmerlich gegen Deutschland, gegen das große, gewaltige Deutschland mit seinen unerschöpflichen Hilfsmitteln! Oesterreich und Preußen sind Zwei und werden ewig Zwei bleiben, voll Neid, Eifersucht und Mißgunst. Von der zufälligen Laune ihrer Selbstherrscher, von dem größeren oder geringeren Verstande, mit dem sie ihre Interessen beurtheilen, wird es abhängig sein, ob sie mit einander oder wider einander sein werden. Oesterreich allein ist ein Riese auf thönernen Füßen, Preußen allein ein sich reckender Zwerg. Was die preußischen Höflinge reden mögen von preußischer Selbstgenügsamkeit, — Preußen ohne Deutschland, Preußen Deutschland gegenüber fällt in Trümmer, sobald seine mächtigen Nachbarn einmal einig werden sollten. Preußen ohne Deutschland, Preußen Deutschland gegenüber, lebt von der Gnade seiner Nachbarn in Ost und West. Nur wenn Preußen von seinem lächerlichen Dünkel genesen, aus seinem Schlafe erwachen, von seiner Blindheit endlich geheilt werden sollte, wenn es zum Bewußtsein seiner deutschen Bestimmung, seines Berufs zur Neugestaltung Deutschlands kommt: nur dann wird es mächtig werden! Dann wird es, mit Allem, was es ist und hat, sich hingeben an Deutschland. Es wird untergehen, aber Deutschland wird auferstehen. Es wird Alles unterdrücken, was in Deutschland nicht deutsch sein will, und selbst seinen Ruhm darin finden, unterzugehen in Deutschland. So lange Preußen allein steht, in Deutschland oder neben Deutschland oder Deutschland gegenüber, so lange ist es ein Zeuge von Deutschlands Schmach!

IV.

Deutschlands Schmach.

(Fortsetzung.)

O, diese Schmach Deutschlands! Wie oft tritt sie uns noch entgegen! Oesterreich und Preußen waren großmächtige Staaten geworden, — dennoch kehrten Zeiten wieder, schmachvoller als jene Ludwigs XIV. In Frankreich hatte der Orkan der Revolution das stolze Gebäude der Fürsten-, Adels- und Priestervorrechte umgestürzt. Die Völker jauchzten. Die Fürsten zitterten. Der Adel gesammter Christenheit sah in dem Gottessegen der vierten Augustnacht einen Frevel wider das Allerheiligste. Die Selbstherrscher in Wien, Berlin und Petersburg bereiteten Krieg wider Frankreich, das freiheitstolze. Oesterreich und Preußen begannen den Krieg. Auch „das Reich" mußte den Krieg erklären auf Oesterreichs und Preußens Gewaltsbitte. Wir fragen nicht, ob der Krieg gegen Frankreich gerecht, ob er wenigstens politisch gerechtfertigt war. Er war begonnen, er war ein Krieg der deutschen Nation geworden, also mußte er hinausgeführt werden mit vereinter Kraft. Und welche Aussicht des Sieges! Frankreich in fürchterlicher Gährung, von rasenden Partheikämpfen zerrissen, im Innern durch Bürgerkrieg gelähmt, auf allen Seiten umringt von Feindesschaaren, ohne Heer, ohne Feldherren. Oesterreich und Preußen dagegen geordnet, ruhig im Innern, durch längern Frieden gestärkt, mit wohldisciplinirten Heeren unter tüchtig eingeschulten Feldherren den Krieg beginnend, in mehr als

60,000 flüchtigen Franzosen kampflustige Hilfstruppen findend. Welche Aussicht des Sieges! Allein — es war eben Deutschland, welches den Krieg führte, Deutschland mit seinem großmächtigen Oesterreich und Preußen, seinen kleinmächtigen anderweiten Fürsten und Völkern. Darin lag auch für das zerrissene Frankreich die Bürgschaft des Sieges. Oesterreich zwar hat glorreich, beharrlich, mit Aufopferung aller seiner Kräfte gekämpft gegen das revolutionäre Frankreich. Es hat glorreich gekämpft trotz seiner Niederlagen. Es flößt Ehrfurcht ein, trotz seiner verlornen Schlachten. Diese konnten nicht ausbleiben. Als die freiheittrunkenen Sansculotten daherstürmten, als sie mit gewaltigen Streichen die stolzen Deutschen niederschmetterten und auch nach verlornen Schlachten sich nicht verloren gaben; als die Paradehelden aus Potsdam gewahr wurden, daß durch Parademärsche und Gamaschendienst nicht der Geist erworben wird, der in Friedrich's Fahnen wehte: da ließ Preußen das heldenmüthige Oesterreich schändlich im Stich und erkaufte Befreiung von augenblicklicher Kriegslast durch schmachvollen Bundesbruch. In Basel schloß es seinen Separatfrieden mit Frankreich auch in seiner Eigenschaft als deutscher Reichsstand (1795, 5. April), überließ seine Brüder des linken Rheinufers in Frankreichs Händen und zog ganz Norddeutschland hinein in seinen schmählichen Vaterlandsverrath. Auch Hessen-Kassel schloss seinen besondern Frieden mit dem Reichsfeinde, und was im Schutz der preußischen Demarkationslinie lag, das rief sein Contingent zurück vom deutschen Reichsheere. So war Oesterreich verlassen, hingewiesen auf die eigenen Hilfsmittel und jene des

südlichen Deutschland. Es hat gekämpft mit unerschütterlichem Muthe. Es hat manchen herrlichen Sieg errungen. Es hat sich mit convulsivischer Kraft immer neu erhoben nach den wiederholten Niederlagen, die der jugendliche Held Bonaparte ihm beibrachte. Endlich mußte es unterliegen. So dringend der deutsche Kaiser um Deutschlands Hilfe bat, so ernst er an die heilige Pflicht gegen das Vaterland mahnte, so deutlich es vor Augen lag, daß in Oesterreich Deutschland erniedrigt ward: — Preußen erneuerte seinen Frieden mit Frankreich und sah mit schmähliger Schadenfreude auf Oesterreichs Unglück. Auch die süddeutschen Stände hatten keine Lust zum Kriege. Sie begannen mit dem Feinde zu liebäugeln. So ward Oesterreich geworfen und zum Frieden gezwungen. So bereitete sich das empörende Schauspiel des Friedenscongresses in Rastatt vor (1797—98)! Dieser Congreß ist das Schmachvollste, was ein Volk erleben kann! Leser, denke Dir eine Unterhandlung zwischen dem kräftigen Uebermuth und der erbärmlichsten, rathlosesten Schwäche, und Du hast ein Bild der Unterhandlungen, welche zu Rastatt Frankreich mit Deutschland pflog. Das ganze linke Rheinufer forderte Frankreich! Die deutschen Gesandten baten und flehten, boten die Hälfte und riefen endlich die Großmuth der fränkischen Sieger an. Die fränkischen Sieger dachten an Frankreich, forderten und nahmen das ganze linke Rheinufer! Die dadurch beraubten Fürsten und Ritter sollten in dem übrigbleibenden Rest von Deutschland ihre Entschädigung finden. Deutschland sollte also für ihre Herrscheransprüche eine Assecuranzanstalt sein. Deutschlands Völker sollten wie Heerden nach den Bestimmungen Frankreichs an diesen

oder jenen Erbherrn verschenkt oder verpfändet werden! Wahrlich, Schmachvolleres ist nie einem Volke geboten! Und als die demüthigen Deutschen Alles zugegeben und zugestanden hatten, forderten die Franzosen mit ernsthafter Miene: die Familiengüter der Fürsten und Ritter des linken Rheinufers sollten mit den Ländern an Frankreich fallen, die darauf haftenden Schulden dagegen sollte Deutschland übernehmen! Und Deutschland mußte dieser unverschämten Forderung sich fügen. So war Deutschland zum Spott geworden. So war nichts zu lächerlich, nichts zu infamirend, — Deutschland mußte es dulden. Wo waren Oesterreich und Preußen, die großmächtigen Schirmherren des deutschen Reichs? Wo waren ihre Gewaltshaufen, wenigstens die alleräußerste Schmach von Deutschland abzuwenden? Wo sie waren? Leser, Oesterreich und Preußen buhlten um die Gunst des fränkischen Machthabers. Sie gaben Deutschland um die Wette dem Reichsfeinde preis, um — für sich eine Vergrößerung zu erschleichen! — — — Armes verrathenes Deutschland! Leser, schämst Du Dich nicht in der Seele jener Menschen, die Deutschland also verriethen? Fühlst Du Dich nicht heute noch empört in tiefster Seele? — Oesterreich ermannte sich. Oesterreich schien die Entwürdigung Deutschlands zu fühlen. Im Bunde mit Rußland führte es neuen Krieg mit Frankreich, lange Zeit siegreich, bis die Schlachten von Marengo und Hohenlinden Oesterreichs Kraft zerbrachen. Zu Lüneville ward ihm von Frankreich das Gesetz des Friedens dictirt (1801, 9. Febr.). Leser, wie Oesterreich weiter gekämpft hat und weiter nie-

dergeworfen ist bei Ulm und Austerlitz, wie der eine Tag von Jena den langjährigen Verrath Preußens am deutschen Reich strafte und die ganze großmächtige preußische Monarchie über den Haufen warf, wie ganz Deutschland in der Hand Napoleons lag und den Uebermuth des stolzen Siegers tragen mußte, wie die letzte morsche Stütze des altehrwürdigen deutschen Reichs vor dem Hauche seines Wortes zusammenbrach und auch der Titel eines deutschen Kaisers zerrissen ward, — Du weißt es, Leser, vielleicht aus eigener schmerzensreicher Erfahrung.

Haben wir nun den Gipfelpunkt der Schmach erreicht? Bricht mit der Erhebung des deutschen Volks gegen die fremden Unterdrücker, mit den ruhmwürdigen Tagen von Leipzig und Waterloo ein neuer Tag für Deutschlands Größe an? Sehen wir die alten Germanen wieder, die Zeiten wieder, da Otto, Konrad, Heinrich herrschten? Keine Spur davon, lieber Leser! Daß die Deutschen bei Leipzig u. s. w. u. s. w. sich tapfer geschlagen haben, daß in ihren Reihen eine schöne Begeisterung für das heilige deutsche Vaterland aufloderte, daß die Deutschen, die für einen Augenblick durch gleiche Noth und gleiche Schmach vereinten Deutschen, in dem Sturme der Begeisterung, in dem Wogendrange einer allgemeinen, tiefen, die Völker, wie ihre fürstlichen Treiber gleich mächtig durchdringenden Erbitterung die Franzosen auch ohne Hilfe der Russen zum Lande hinausgejagt haben würden, — wer könnte das Alles in Abrede stellen? — Die alten Krieger von Anno 13, 14 und 15 haben tapfer gekämpft, und wir verdenken es ihnen nicht, wenn sie sich noch heute gern mit den alten Lorbeeren schmücken.

Sie haben tapfer gekämpft, — hätten sie doch kein Herz im Leibe, kein Blut in den Adern, kein Gefühl in den Nerven haben müssen, wenn nicht ein mächtiger Zorn ihren Arm gestärkt, ihren Muth gestählt hätte. Den Muth der Schlachten haben sie bewiesen, Frankreich gegenüber haben sie die deutsche Ehre gerettet. Den höheren Muth des Bürgers, der das Recht gegenüber den Gewaltigen vertritt, den höheren und schöneren Muth, der des Vaterlandes Ehre rettet rechtverachtenden, herrschsüchtigen Fürsten gegenüber, haben sie nicht bewiesen. Als der Friede gekommen war, da steckten sie ihr Schwert in die Scheide, und das war gut. Als die Fürsten das feierlich gegebene Wort der Freiheit schändlich brachen, als erneuerte Knechtschaft der Lohn der Völker war, und die durch Volkskraft erhöheten Herren auf den Thronen vergaßen, das sie Alles, was sie hatten und waren, allein ihren Völkern verdankten, und nicht Menschen unter Menschen, sondern Götter unter Sclavenhorden sein wollten: da schwiegen die Helden der Freiheitskriege, da sonnten sie sich in den Strahlen der fürstlichen Gnade, da buhlten sie um Aemter, Ehren und Orden, und waren in großer Mehrzahl elende, feige Schwächlinge.

Der Wiener Congreß trat zusammen. Auf ihn blickten die harrenden Völker. Von ihm erwartete Deutschland seine Wiedergeburt. Aber in Wien berathschlagten nur Fürsten und Fürstendiener. Von einer Vertretung der Völker war keine Rede. Die Völker wurden nicht befragt über ihre heiligsten Angelegenheiten. Das Wort des moskowitischen Czaaren hatte entscheidendes Gewicht in Sachen Deutschlands, — das ganze deutsche Volk — mußte schweigen. Es durfte hoffen,

bitten, klagen, — weiter nichts! Können wir uns wundern, wenn in Wien nur von den Interessen der Fürsten die Rede war? wenn die Völker als todte Massen frei zu vertheilenden Gutes mit der offenbarsten Willkür behandelt wurden, als wäre die einzige Bestimmung der Völker die, glanzvolle Ausstattungen der regierenden Häuser zu sein? Hier wurde Sachsen zerrissen, dort Rheinland dem gehaßten preußischen Scepter unterworfen, dort deutsches Land aufs Neue den Ausländern zur Beute gegeben, Alles, wie es gerade den Mächtigen convenirte und den Interessen der hohen Häupter entsprach. An Volksrechte, an die Interessen der Völker, an die Ansprüche, welche sie durch ihr Herzblut erkauft hatten, dachten die gekrönten Herren nicht! Die Vorrechte des hohen Adels wurden sorgfältig gesichert, — den Völkern warf man einige Versprechungen hin, und ihren Durst nach Freiheit dachte man zu stillen durch das fade Wort des Art. 13 der Bundesacte: „in allen Bundesstaaten wird eine landständische (??) Verfassung Statt finden!" Mochte das Ausland einigen Respect vor der Schärfe des deutschen Schwertes empfangen haben, mochte es mit einiger Achtung auf Deutschland blicken, im Innern Deutschlands sah es schmählich aus. Die alte absolute Fürstenwirthschaft mit ihrem ganzen Unsegen, der ganze alte Unsinn der Adelsherrlichkeit, die Beamtenherrschaft und Beamtenwillkür mit dem Fluche, der ihr anhängt für alle Ewigkeit, — das Alles machte sich breit in alter Gemüthlichkeit. Die Zeiten, welche den Befreiungskriegen folgten, waren schmachvoller als die, welche ihnen vorangingen. Damals gehorchte die Welt einem Napoleon. Vor der gewaltigen Größe dieses riesigen

Mannes beugte sich der Geist. Man mußte ihn anstaunen und bewundern. Der Deutsche fühlte sich gedemüthigt. Aber es lag Trost in dem Bewußtsein, den Streichen eines Riesen erlegen zu sein. Zudem blieb die Hoffnung endlicher Erlösung. Das gewaltige Soldatenreich mußte zusammenbrechen, wenn die Hand, die es gebaut,. die Kraft verloren. Jetzt war auch die Hoffnung der Erlösung verschwunden. Die uns zu Knechten machten, waren einheimische, angeborne und anerzogene Fürsten, waren kleinliche, engherzige Menschen, waren Minister der traurigsten Art. Von ihnen ließen wir uns das heilige Recht aus den Händen reißen. Von ihnen ließen wir uns betrügen um die Frucht der blutigen Aussaat. Ihnen gestatteten wir es, in schmählicher Selbstsucht allein zu erndten, wo begeisterte Völker unter Thränen und Opfern aller Art eine köstliche Saat gestreut hatten auf blutgedüngten Feldern. Ihnen gestatteten wir es, uns wie Knaben zu gängeln, uns wie Buben anzulassen, wenn wir in allerunterthänigster Demuth an unser Recht zu erinnern wagten. Um Alles wurden wir betrogen. Rathlos standen die deutschen Völker in der Hand ihrer Selbstherren. Der Gedanke der Wiedergeburt eines heiligen Vaterlandes hatte uns begeistert. Die Wiederherstellung des altehrwürdigen Reiches war uns als Lockspeise vorgeworfen worden. Deutschland aber blieb zerstückelt, durchaus und völlig zerlegt in einige dreißig Vaterländer und Vaterländchen. Neun und dreißig Zolllinien trennten Land von Land in dem einen Deutschland, und ob nach langen Jahren der Zollverein die Zahl der Mauthen verringerte, ihr engherziger Geist und ihre Strenge

empören noch heute das deutsche Gemüth. Der Bundestag war nichts als eine schmutzige Handhabe der Fürstenwillkühr, dem ganzen Deutschland eine gleichmäßige Zwangsjacke anzuziehen. Freisinnige Staatseinrichtungen, Volksvertretungen aus freier Wahl waren verheißen, als man uns zum Kampf für die Freiheit rief. Aber die „freisinnigen" Staatseinrichtungen, die wir erhielten durch die Gnade der gottesgnädigen Herren, liegen uns noch heute in allen Gliedern, und die lächerlichen Schauspiele, die man mit den „freisinnigen" Volksvertretungen aufgeführt hat, treiben uns noch heute das Blut in die Wangen. Preßfreiheit sollte uns werden. Preßfreiheit war uns feierlich verheißen. Das freie Wort sollte das Recht haben, die Herren auf den Thronen — gelegentlich aus dem Schlafe zu wecken und an ihre Pflicht zu erinnern. Die Karlsbader Beschlüsse zeigten bald, in welcher Art man den Völkern Wort hielt. Ins Unerhörte wurde die Censur verschärft. Was geschrieben, was gedruckt werden durfte, das bestimmten allergnädigste Erlasse und Verfügungen, und was n i c h t gedruckt werden durfte, das strichen Censoren durch. Wer sprach und that, was den Allergnädigsten nicht genehm war, wer an die Verheißungen mit Ernst mahnte, wer die Rechte der Völker zu vertheidigen wagte, der verfiel der frechsten Willkühr und hatte hinter Kerkermauern oder nach Amtsentsetzung Zeit genug, rührende Betrachtungen über die Gnade der Herren von Gottes Gnaden anzustellen. Förmliche Complotte schmiedeten die Fürsten gegen ihre Völker. Förmliche Verabredungen trafen sie über die Art und Weise, wie sie die harrenden und hoffenden Völker betrügen wollten. So hat sich

die Welt fortgeschleppt im lieben deutschen Vaterlande lange, lange Jahre hindurch. Immer ärger, immer toller ward es. Immer höher stieg der Uebermuth der Fürsten, immer höher die Frechheit der Minister, die Unverschämtheit der Beamten, — immer höher aber auch die Unzufriedenheit der Völker und in gleichem Maße das Elend der großen Volksmassen. Schmachvoll waren die Zeiten, in denen das Ausland mit höhnendem Übermuthe Deutschland zertrat, schmachvoller jene der nichtswürdigsten Fürstenvergötterung, der greulichsten Selbstentwürdigung, von der die Geschichte weiß. Ein mehr als dreißigjähriger Friede hatte Deutschland gesegnet. Jahr an Jahr, mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, hatten reiche, überreiche Erndten das Vaterland in Süd und Nord mit ihren köstlichen Gaben überschüttet. Der deutsche Fleiß hatte alle regierungsseitigen Thorheiten glücklich überwunden. Der Handel blühte. Das Gewerbe lohnte. Fabriken wuchsen aus der Erde hervor. Ungeheure Summen, Millionen über Millionen flossen in die Staatskassen. Völlig freie Hand hatten die Regierungsmänner in der Verwendung jener zahlreichen Millionen. Leser, nichtsdestoweniger, des langen Friedens, der überreichen Erndten ungeachtet nahm die Armuth zu in ungeheurem Maße. Leser, bist Du nicht selbst Zeuge gewesen der ungeheuren Noth, mit der die zahlreichsten Klassen des Volkes kämpfen mußten? Hast Du nicht selbst die Jammergestalten oft genug gesehen, die von Tag zu Tag mit dem Hunger kämpfen mußten? Bist du nicht in den großen, reichen Städten, in den Städten des überhand nehmenden Luxus, bist *Du nicht in* den kleinen Städten, nicht in den reichen,

gottgesegneten Provinzen und Ländern gewesen, — hast Du nicht überall, überall massenweise das nackte, hungernde Elend gesehen? Hast Du es nicht gelesen in tausend Schriften, daß in der Armuth eine Macht sich bilde, die der Gellschaft Untergang und Zerstörung drohe? Hast Du nicht in Westphalen, in Schlesien, im Erzgebirge, in den reichen österreichischen Landen, in Schwaben u. s. w. u. s. w. gesehen, wie Menschen vor Hunger und Elend umkamen? Und das Alles in Deutschland, in dem Lande, welches an Hilfsmitteln überreich ist, in Jahren des tiefsten Friedens, des überströmenden Gottessegens. Wahrlich, es ist eine Schmach, die gränzenlos ist! — Hätten die Männer der damaligen Regierungen wahres Ehrgefühl, — sie müßten sich schämen, sie dürften beim Hinblick auf jene Zeiten des Friedens und der überreichen Erndten nicht wagen, die Augen aufzuschlagen! Hätten wir Alle wahres Ehrgefühl, hätten wir uns in unserer wahnsinnigen Selbstsucht nicht hineingelebt in den teuflischen Gedanken, Hunger und Elend sei einmal das Loos der Millionen, und nur für Auserwählte bringe die reiche Gotteserde ihren köstlichen Reichthum hervor, — wie müßten uns Alle schämen beim Hinblick auf jene Zeiten. Wir tragen Alle die Schuld. Wir Alle haben es geduldet, daß die Millionen darbten, geistig und leiblich darbten. Wir Alle hätten nach Kräften dem heillosen Unwesen steuern sollen, welches die Quellen des Reichthums in die Taschen verhältnißmäßig Weniger führte. Wir haben es nicht gethan. Wir gehörten etwa zu den Begünstigten, hatten unser gutes Auskommen und — waren zufrieden! Wahr-

lich, wir tragen Alle zu unserem Theile die Schmach, die auf Deutschland lastet!

Im Innern war Deutschland zerrissen und zersplittert. Im Innern herrschte ein Despotismus, der uns erröthen machen mußte vor allen Nachbaren, Rußland allein ausgenommen. Stand Deutschland dem Auslande gegenüber wirklich groß und geachtet da? Ja, seine geistige Größe erkannten die Männer der Wissenschaft an, und der Adel des deutschen Characters ist vielfach gepriesen. Aber seine Macht — ward sie gefürchtet? — seine Kriegsheere — flößten sie dem Auslande Ehrfurcht ein? Leser, — an Deutschland dachte das Ausland überhaupt nicht viel. Deutschland spielte keine Rolle bei politischen Verhandlungen. Oesterreich und Preußen allein kamen in Betracht. Wir wollen gern zugeben, daß man vor den österreichischen und preußischen Kriegsheeren einigen Respekt hatte. Zwar hat ein preußischer General, der Herr von Radowitz, behauptet, es würde für Deutschland, Oesterreich und Preußen eingeschlossen, bedenklich gewesen sein, wenn es im Jahre 1840 zum Kriege mit Frankreich gekommen wäre. Allein wir wollen darauf nicht viel geben. Oesterreich und Preußen hatten ja zahlreiche Millionen seit 25 Friedensjahren auf ihre Militairmacht verwendet und — wackere Krieger sind die Deutschen. Wir bezweifeln nicht, als Trabant einer andern Macht, als Trabant Englands oder Frankreichs oder Rußlands würden die deutschen Kriegsheere Erkleckliches geleistet haben. Allein auf sich beschränkt, war Deutschland machtlos. Hat es sich nicht vor Dänemark beugen müssen, vor dem winzigen Dänemark? Du hast Recht, in dem Kriege *mit* Dänemark hat schändlicher Verrath mitgespielt, ist

die Ehre Deutschlands von etlichen Machthabern preisgegeben. Aber bleibt es nicht wahr, daß das winzige Dänemark den ganzen deutschen Handel in's Stocken bringen konnte? daß Deutschland jedenfalls großartige Anstrengungen hätte machen müssen, wenn es dem winzigen Dänemark hätte obsiegen wollen? Und wenn nun Frankreich oder Rußland ihre Macht in die Wagschale Dänemarks legten, hatte dann das zerrissene, uneinige, hier von österreichischen, dort von preußischen, dort von englischen Interessen bestimmte und beherrschte Deutschland die Macht zum Siege? Was konnte Deutschland dann thun, um dem Ruin seines Handels vorzubeugen? Was konnte es thun, wenn mit dem Versiegen dieser Nahrungsquelle Armuth und Elend immermehr überhand nahm? Zu Lande, meinst Du, konnte es Frankreich, konnte es Rußland zwingen. Ich weiß es, das einige Deutschland hat weder Rußland noch Frankreich zu fürchten. Aber wie, wenn die frühere Uneinigkeit das deutsche Schwert stumpf machte, die Kraft des gemeinsamen Handelns brach? Wie, wenn Preußen gegen Oesterreich und Oesterreich gegen Preußen war, oder wenn Ungarn und Italien gegen Oesterreich sich auflehnten, sobald Rußland oder Frankreich über Deutschland herfielen? Das sei Alles nicht wahrscheinlich, sei nicht zu befürchten! Meinst Du? Leser, deutscher Leser, Deine Sicherheit ist schmählich, ist verdammenswerth. Die Geschichte, — ich habe sie Dir vorgeführt in diesem Abschnitt, — spricht ein gewaltiges Wort der Warnung! Leser, überhöre es nicht! Deutschland ohne die Kraft des gemeinsamen Handelns, ohne die Einheit seiner Militairmacht, vor Allem — Deutsch-

land ohne Kriegsflotte — ist keinem seiner mächtigen Nachbaren gewachsen! Das große, herrliche Deutschland ist ein Spiel, ein Spott des Auslands, lebt von der Gnade des Auslands! Die ohnmächtigsten und kleinsten seiner Nachbaren haben die Macht, Deutschlands Handel zu vernichten, seinen Wohlstand zu untergraben, Millionen an den Bettelstab zu bringen! Siehst Du hier wieder Uebertreibung? Wohlan, es sei! Aber kannst Du Uebertreibung sehen, wenn ich behaupte, daß Deutschlands Welthandel ohne Frage von der Gnade des Auslands abhängt? daß die Entwickelung seines Welthandels der Duldung fremder Nationen überlassen ist? daß es in der Macht fremder Nationen steht, nach ihrer Laune, ihren Sonderinteressen, ihrem guten oder bösen Willen durch ihre Gesetzgebung den deutschen Handel und die deutsche Schiffahrt in die engsten Gränzen einzuschließen? daß das große Deutschland völlig außer Stande ist, den Beschränkungen und Bedrückungen fremder Völker, mögen sie so arg werden wie sie wollen, irgend etwas anderes entgegen zu setzen, als — Beschwerden, Klagen und Seufzer? Deutschland muß sich dem Willen des Auslandes für seinen Seehandel unbedingt fügen. Was soll es machen, wenn fünf bis sechs tüchtige Kriegsschiffe seine Häfen schließen und die Mündung seiner Ströme verstopfen? Was soll es machen gegen Maßregeln, die seiner Schifffahrt, seinem Handel, seiner Industrie verderblich sind? Seit Jahrhunderten hat England seine Navigationsacte gehabt, ein Schifffahrtgesetz, nach welchem Fremde, Deutsche, Holländer, Franzosen u. s. w., auf ihren Schiffen

nur Erzeugnisse ihrer Länder nach England bringen durften, französische Schiffe also nur Erzeugnisse Frankreichs, preußische Schiffe nur Erzeugnisse Preußens u. s. w. Du siehst leicht, Leser, welchen Schutz dieses Gesetz der englischen Schiffahrt gewährte, wie mächtig es mitwirken mußte zur Gründung der Größe des englischen Seehandels. Den englischen Schiffen stand die Welt offen. Von allen Ländern der Erde führten sie die Erzeugnisse nach allen Ländern der Erde, frei und ungehindert. Siehst Du aber auch wohl, in wie hohem Grade namentlich die deutsche Schifffahrt durch dieses Gesetz beschränkt wurde? Frankreich, Holland, Spanien hatten ihre Colonieen, ihre außereuropäischen Besitzungen und dadurch ein weites Gebiet für ihre Schifffahrt. Deutschland hatte keine Colonien und — war getheilt in vieler Herren Ländrr. Nicht das deutsche Schiff durfte deutsche Erzeugnisse nach England bringen, nein, das preußische Schiff eben nur Erzeugnisse Preußens, das österreichische Erzeugnisse Oesterreichs, das bremische Erzeugnisse des Landstriches zwischen Ems und Eider. England war der Hauptmarkt des Welthandels. War ein Bremer Schiff in einem preußischen Hafen, war es in Ost- oder Westindien oder in irgend einem anderen Hafen der Erde, — nirgend durfte es Fracht nach England verladen. In keinem Hafen Englands wäre ein deutsches Schiff mit fremdländischer Fracht zugelassen worden. Die Schiffe Englands dagegen durchkreuzten alle Meere, und alle Häfen standen ihnen offen, und mit den Erzeugnissen aller Länder der Welt überflutheten sie den deutschen Markt. So wurde das mächtige Deutsch-

land dem meerbeherrschenden England zinsbar und dienstbar. So konnte es erst den unerhörten Anstrengungen des deutschen Fleißes, der deutschen Beharrlichkeit in dem letzten Menschenalter gelingen, dem deutschen Handel den Aufschwung zu geben, den wir oben gerühmt haben. Wäre Deutschland einig, wäre es eine Macht gewesen, welche die Welt respectirte, so hätte es den einheimischen Seehandel den Beschränkungen Englands gegenüber leicht schützen können. Es durfte die Schiffe Englands nur einem höheren Zoll unterwerfen, so daß die auf Englands Schiffen eingehenden Waaren theurer werden mußten, als die, welche deutsche Schiffe brachten. Dann wäre England, wollte es sich nicht ausgeschlossen sehen vom deutschen Markt, zur Aufhebung seines Schifffahrtsgesetzes längst gezwungen gewesen, und der deutsche Seemann hätte wenigstens in Friedenszeiten frei und ungehindert sein Steuer nach Ost und West gelenkt. So aber, wie Deutschland jetzt daliegt, war das nicht möglich. Das zerrissene, das in seinen Interessen, in seinen Maßregeln zerrissene, von unverständigen, unwissenden Büreaumenschen gegängelte Deutschland, das Deutschland, welches mit den Seitenblicken der Angst auf jedes englische Kriegsschiff sah, das zerstückelte, niedergetretene, entwürdigte Deutschland mußte — Englands gehorsamer Diener bleiben, bis es England in seinem Interesse zweckmäßig fand, die Navigationsacte aufzuheben. Wahrlich, es gehörte die ganze Trägheit, die ganze Indolenz des ruhmwürdigen Michel dazu, wenn der Deutsche nicht erröthend die Augen niederschlug, so oft er einem Sohne des stolzen England begegnete; wenn der deutsche Seemann im Bewußtsein

seiner Kraft und seiner Geschicklichkeit den Machthabern nicht fluchte, die ihn zum Loose eines Knechts der Engländer verdammten.

Doch wir trösten uns über England, wenn wir an Holland denken. Du kennst doch, Leser, das kleine Holland. Du weißt, wie es sich ausnimmt gegen den deutschen Riesen. Weißt Du auch, wie niederträchtig sich der deutsche Riese seit Jahrhunderten von dem kleinen Holland hat behandeln lassen? wie er es, feig und erbärmlich, bis auf den heutigen Tag duldet, daß Holland ihm die kräftigste Lebensader unterbindet? Dort strömt der Rhein, der freie, deutsche Rhein, der schönste, herrlichste Strom des Continents, eine Straße des Handels, wie sie herrlicher nicht gedacht werden kann. Wenn die anderen Ströme Deutschlands in der Gluth des Sommers ihre Wassermassen verlieren und den Schiffern Hindernisse über Hindernisse darbieten, dann schmelzen auf den Schweizer Alpen die ungeheuren Schneemassen und führen dem herrlichen Strome neue Ströme zu. Mit seinen wasserreichen Nebenströmen, die bis in das Herz seiner Uferstaaten dringen, bietet er mehr als 12 Millionen Deutschen die kostbarste Handelsstraße. Wie haben einst die deutschen Staaten am Rhein geblüht! Wie mächtig war ihr Handel, wie groß ihr Reichthum bis hinein in's 17te Jahrhundert! Das ganze nördliche Europa versah der Rhein mit seinen Weinen und mit den Erzeugnissen des deutschen Gewerbfleißes, und noch gegen Ende des 16ten Jahrhunderts sandte das reiche Köln seine Schiffe direct nach Ost- und Westindien *). Reicher als alle

*) Zur Zeit der Königin Elisabeth erhob Köln bei der engli-

anderen Länder Europa's, Flandern und Niederland ausgenommen, war damals das herrliche deutsche Land am Rhein. Die Prachtgebäude, die stolzen Dome, die sich längs des Rheins von Straßburg bis zu seiner Mündung erheben, liefern sie nicht den deutlichen Beweis? Verkünden es gleichzeitige Schriftsteller nicht laut und deutlich? Da, im Anfange des 17ten Jahrhunderts, vernichtet Holland den Handel, den Reichthum des Rheinlandes! Es sperrt den Rhein, der, indem er stolz und majestätisch dem Meere zuströmt, auf eine kurze Strecke auch das kleine Holland durchschneidet. Alle deutsche und fremde Schiffe, welche auf dem Rhein das Meer suchten, so wie alle, welche vom Meere dem Rhein zueilten, mußten an die Holländer unerschwingliche Steuern bezahlen, so ungeheure Steuern, daß sich der fremde Seefahrer vor der Fahrt in den Rhein, die deutschen Uferbewohner von der Fahrt in die See völlig ausgeschlossen sahen. So wurde die Schiffahrt auf dem deutschen Rhein ein Monopol der Holländer. So sahen 12 Millionen Deutsche von einem winzigen Nachbarvolke die Quelle ihres Reichthums verstopft. So mußten 12 Millionen Deutsche von den Holländern die Waaren kaufen, die sie früher auf eigenen Schiffen geholt hatten. So sah der Rheinländer viele seiner Berge ihres köstlichen Rebenschmuckes beraubt, denn Tausende von Morgen, die mit Reben bepflanzt waren, mußten ausgerottet werden, weil der Norden Europa's, England zumal,

---

schen Regierung Reclamation wegen eines von Köln nach Westindien abgegangenen und vom englischen Admiral Drake gekaperten *Kölner Schiffes*.

den durch die holländische Steuer vertheuerten Rheinwein nicht mehr kaufen wollte! Die Deutschen klagten, seufzten, schrieen und lärmten. Auf allen Reichstagen hörte man das Jammern der deutschen Städte. Vergeblich! Deutschland konnte gegen Holland nichts machen. Deutschland nahm seine tiefe Gemüthlichkeit zu Hilfe und fand sich in christlicher Demuth in die schamlose Anmaßung des ruhigen, starken Holländers. Und noch heut dauert der Druck fort. Noch heut fordert Holland seine Steuer. Noch heut ist der „freie, deutsche" Rhein von Holland geknebelt! Zwar nach den Befreiungskriegen, im Pariser Friedensvertrage, ist ausdrücklich bestimmt, der Rhein solle bis in die See frei sein für alle Völker. Die Acte des Wiener Congresses bestätigt das ausdrücklich im §. 19. Natürlich — das großmächtige Oesterreich und das großmächtige Preußen hatten das Meiste gethan, die Franzosen aus Deutschland wie aus Holland hinaus zu schlagen, hatten den Holländern ihre Selbstständigkeit und Freiheit wieder errungen. Sollten sie sich dafür nicht die freie Rheinschifffahrt ausbedingen? O, die Großmächtigen! Sie verordneten wohl: der Rhein soll frei sein! Aber die Holländer verordneten: der Rhein soll nicht frei, und ihr Wort galt mehr als das der Großmächtigen. Vor wie nach erhoben sie ihre unsinnigen Steuern. Vor wie nach trugen sie Sorge, daß der „freie, deutsche" Rhein ihr gehorsamer Diener, für sie allein die Quelle des Reichthums bleibe. Und die Großmächtigen? Hatten sie nicht das sonnenklare Recht in Händen? Hatte nicht der Wiener Congreß mit seinen Kaisern und Königen decretirt: der Rhein soll frei sein? Waren nicht alle Großmächte Europa's Garanten der Wiener Ver-

heißungen? Gewiß, lieber Leser. Und wenn England oder Rußland oder Frankreich viel an dem freien Rhein gelegen gewesen wäre, sie würden die Herren Holländer sehr bald zur Vernunft gebracht haben. Es lag indeß bloß Deutschland mit dem großmächtigen Oesterreich und dem ganz besonders interessirten großmächtigen Preußen daran, und dem altbekannten Deutschland trat der Holländer keck entgegen. Er hob die Steuern nicht auf. Er schaffte seine anderweiten Chikanerien nicht ab. Und wenn ein Schiff die Rheinmündung ohne holländische Erlaubniß passiren wollte, so drohten die Kanonen der holländischen Kriegsschiffe mit fürchterlichem Ernst. Die Deutschen erhoben sehr ausführliche Beschwerde. Preußen bewies in bogenlangen Auseinandersetzungen das Unrecht der Holländer. Man unterhandelte. In Mainz versammelten sich im August 1816 die Gesandten Frankreichs, Preußens, Baierns, Badens, Hollands u. s. w. Und in Mainz haben die Gesandten sechszehn Jahre lang unterhandelt. Und das großmächtige Preußen hat mitunter großmächtige — Worte gesprochen. Aber — es half nichts. Die Holländer gaben nicht nach, der Rhein ward nicht frei, das Meer öffnete sich den harrenden Rheinländern nicht! Interessant ist's, und die ganze Erbärmlichkeit der großmächtigen Deutschen stellt's in's hellste Licht, wenn man die Gründe der Holländer für ihre Verhöhnung Deutschlands und der Wiener Verträge liest. Die Wiener Verträge sagen: die Schifffahrt auf dem Rheine ist frei „bis zum Meere" (jusqu' à la mer). Recht, sagen die Holländer, bis „zum" Meere ist die Schifffahrt frei, *aber nicht* bis „ins" Meer (jusque dans la mer).

Wollt ihr ehrlichen Deutschen ins Meer hinein und nicht etwa an der Gränze des Meeres wieder umkehren zu Weib und Kind, dann müßt ihr uns die Steuern bezahlen, die wir zu fordern für gut finden. Der Streit über das jusqu' à la mer und das jusque dans la mer hat drei volle, richtige Kalenderjahre gedauert, und als die drei Jahre um waren, und als ganze sechszehn Jahre um waren, und als die großmächtige Preußische Majestät der kleinmächtigen Holländischen Majestät noch ganz besonders gute Worte gegeben und einen ganz vertraulichen Gesandten an den lieben Schwager nach Brüssel gesendet hatte, da — lieber Leser — da blieb's in der Hauptsache — — beim Alten! Und in der Hauptsache ist's beim Alten geblieben bis diesen Tag! Der wunderherrliche Rhein, der Stolz und der Segen eines großen Theils des deutschen Vaterlandes wird den Deutschen geschlosseu; geschlossen durch die freche Gewaltthat eines kleinen Nachbarvolkes, das der deutschen Kraft seine Wiederherstellung zur Selbstständigkeit und Freiheit verdankt! Die Bewohner eines großen herrlichen Stromgebiets, zahlreiche Millionen seufzen nach der freien Schifffahrt auf dem vaterländischen Strom. Die Blüthe herrlicher Länder, soll sie sich kräftig entwickeln zur reichen Frucht wie in früheren Tagen, fordert gebietrisch die freie Schiffahrt. Feierliche Verträge, feierliche Verheißungen, hoffenden Völkern nach schweren Kriegsdrangsalen und nach erkämpftem Siege gegeben, verbürgen die freie Schiffahrt. Die großmächtigen Deutschen hätten sie auch gern, die freie Schiffahrt auf dem freien Rhein. Das Alles thut und hilft und gilt nichts. Der Holländer will nicht! Das entscheidet. Der deutsche Riese beugt sich gehorsamst vor

dem kleinen Holland, wickelt sich in christliche Demuth und hofft, daß der liebe Herrgott den bitterbösen Holländer endlich bekehren und zur Einsicht seines großen Unrechts führen werde. Sollte der Holländer einst großmüthig dem guten Deutschen die freie Rheinschiffahrt auf dem Präsentirteller darbieten, dann wird er sie wohl erhalten. Es müßte denn sein, daß seine Bescheidenheit ihm verböte, das große Geschenk anzunehmen.

So steht's mit Deutschland bis auf den heutigen Tag! Dabei schämten sich die Deutschen nicht, vor etlichen Jahren vom „freien deutschen Rhein" in allen Gauen mit lauter Kehle zu singen, daß es schallte vom Aufgang bis zum Niedergang. Und die Fürsten schämten sich nicht, daß ihre Unterthanen solche Narren waren. Meinst Du, lieber Leser, es sei doch sehr christlich von den deutschen Fürsten gewesen, daß sie nicht Krieg begannen gegen die widerspenstigen Holländer? Friede und Ruhe sei ja doch das Beste und alle Schiffahrtsfreiheit könne nicht helfen, wenn der Donner des Krieges rolle? Leser, hast Du je gehört, daß feiges Nachgeben zum Frieden führt und den Frieden erhält? Zweifelst Du, daß es die heilige Pflicht der Fürsten ist, das Recht der Unterthanen und die Ehre des Vaterlandes zu schirmen? daß es nichtswürdig ist, ein kostbares Gut dem gierigen Feinde widerstandlos hinzugeben, ein Gut, das Gott uns zum Segen verordnet hat? Wozu zahlen die Unterthanen ihre Steuern? Wozu werden die Millionen über Millionen im Soldatenspiel vergeudet? Wozu dienen die Hunderttausende exercirender und manövrirender Soldaten? *Sie sollen* den Bürger und des Bürgers Recht schir-

men gegen des Nachbarn Uebermuth! Sonst ist es doppelter Frevel, doppelter Unsinn, die Millionen zu vergeuden. Weißt Du, weshalb die großmächtigen Deutschen den Holländer nicht sofort zur Achtung heiliger Verträge zwangen? weshalb sie sich sechszehn Jahre lang an der Nase herumführen ließen und dann — nachgaben? Sie hatten keinen Muth! Sie fürchteten sich vor Frankreich, vor Rußland, vor aller Welt. Sie fühlten ihre Ohnmacht, die Ohnmacht des zerrissenen Deutschland. Ihrer großsprecherischen Worte ungeachtet wagten sie es nicht, das Geschick der Schlachten zu versuchen. Außerdem, — es litten bloß einige Millionen Unterthanen. Den Fürsten schadete die Sache nicht allzuviel. Die Fürsten bekamen ihre Steuern. Die Fürsten lebten in süßer Gemüthlichkeit und hatten gute Ruhe. Das ist natürlich in christlichen Staaten die Hauptsache. Zu Alledem waren die Deutschen auch in dieser Sache nicht einig, und — der holländische König war des preußischen Königs vielgeliebter Herr Schwager. Was thut nicht die schwägerliche Liebe! Sie that in diesem Falle noch weit mehr. Preußen, das durch Hollands Widerspenstigkeit am meisten compromittirte Preußen, schließt mit Holland einen Handelstractat. In demselben werden Preußen — gar keine Vortheile dargeboten, Holland dagegen das wichtige Vorrecht, Lumpenzucker gegen einen billigen Zoll in Preußen einzuführen!

Leser, wo ist das Ende zu finden, wenn von Deutschlands Schmach und Schande die Rede ist?! Ein reichhaltigeres Kapitel giebt es nicht! Blicke nach Norden! Da machen es die Dänen mit der Oder und Weichsel ähnlich, wie die Holländer mit dem Rhein.

Alle Schiffe, die aus der Ostsee in die Nordsee wollen, müssen an Dänemark den Sundzoll entrichten. Sie müssen sich von dänischen Beamten durchsuchen lassen von Oben bis Unten. Und wenn sie deutsche Schiffe sind, so zahlen sie $1^1/_4$ Procent vom Werthe der Waaren, während Holländer, Franzosen, Engländer und Schweden nur 1 Procent entrichten! Der König von Preußen hat dem Dänenkönige vor wenigen Jahren die besten guten Worte gegeben, er möge sich auf einen billigen Vergleich zur Beseitigung des Sundzolls einlassen. Vergeblich! Die großmächtige Majestät in Berlin vermochte es nicht, die Bewohner ihrer Oder- und Weichselländer von dem schimpflichen Zoll zu befreien. Und das war in der Ordnung; was vermag das gute Deutschland gegen Dänemark! Doch genug! Wir könnten noch hinweisen auf die russisch-polnische Gränze, auf den berüchtigten Cartellvertrag, auf den Ruin von Ost- und Westpreußen, auf die Gränzverletzungen russischer Beamten, könnten zeigen, wie dort die preußische Großmächtigkeit und Staatsweisheit in ihrer ganzen Glorie uns entgegentritt. Doch — es sei genug! Leser, will Einem nicht schier das Herz im Leibe brechen? Deutschland so reich, so schön, so groß und herrlich! Seine Völker so treu, so bieder, so verständig, so tapfer und groß im Kriege! Und doch solche Schmach auf Deutschland! Doch seit langen, traurigen Jahrhunderten das heilige Vaterland also entweiht und entwürdigt, seit langen, schmachvollen Jahrhunderten also ein Spott, ein Hohn des Auslands, im Kriege wie im Frieden eine Beute des starken, stolzen, zuversichtlichen Ausländers! Es giebt kein Land der Erde, das so mit Schmach und Schande

überhäuft, seit Jahrhunderten überhäuft wäre, wie Deutschland! Wie, kein Land? Witterst Du wieder Uebertreibung, Leser? Denkst Du an Italien, Irland, Griechenland unter dem Türkenjoch? Leser, hatten diese Länder die Größe, die Macht, die Hilfsmittel Deutschlands? Kannst Du den Irländer, den Italiener, den Griechen, da er dem Türken verfiel, — kannst Du sie mit dem Deutschen vergleichen? Ich sage Dir, kein Land ist so mit Schimpf und Schande überhäuft, wie Deutschland! Willst Du Vieles mit dem Mangel einer Flotte entschuldigen? Aber warum hat Deutschland keine Flotte? Rußland hat eine Flotte, Dänemark, Schweden u.s.w. haben Flotten, — warum Deutschland nicht? Sind den Seemächten ihre Flotten vom Himmel gefallen? Preußen allein hat in den Friedensjahren mehr als 900,000,000 Thlr. für seine Vertheidigung verausgabt, Oesterreich, die übrigen Länder nach Verhältniß ungeheure Summen. Es sind Milliarden verthan, — warum ist keine Flotte gebaut? Rom hatte auch keine Flotte, als es den Krieg mit dem meerbeherrschenden Karthago begann. Aber es baute Schiffe und nach kaum 50 Jahren war die Herrschaft der Meere errungen und gesichert! Du meinst, Deutschland habe keine Häfen? Das ist die Entschuldigung der Feigheit und Blindheit! Deutschland hat Triest. Deutschland hat Holstein, und mit Holstein Schleswig, sobald es will. Wahrlich, Deutschland hat Häfen! Das einige Deutschland kann Kriegshäfen schaffen an der Ems, an der Weser, an der Elbe und Oder, so viele es will! Und sollte einst ein mächtiges, einiges Deutschland das widerrechtliche Handelsmonopol Hollands bedrohen,

len seinen Theilen seinem Herrscherwillen dienstbar zu machen, theilte es Kaiser Karl in Bezirke ein. An der Spitze dieser Bezirke standen Herzöge oder Grafen, Beamte seines Reichs, zu unbedingtem Gehorsam ihm verpflichtet. Sie waren Anführer im Kriege und Verwalter ihres Bezirks im Namen des Kaisers. Ueber ihnen standen die Sendgrafen, königliche Boten, entsandt, um in größeren Kreisen, Sendgrafschaften oder Provinzen, die Verwaltung der Herzöge zu überwachen, Beschwerden wider sie anzunehmen und zu erledigen, oder dem Könige zur Erledigung vorzulegen. Streng war die Unterordnung der Herzöge unter dem Kaiser. Nimmer durfte es ihnen einfallen, mehr sein zu wollen, als des Kaisers Beamte und Diener. Wohl wuchs ihr Einfluß unter schwachen Kaisern, und früh fanden sie in Deutschland Gelegenheit, ihrer Herrschgier Genüge zu thun. Im Jahre 843 hatten die Enkel Karls das Reich ihres Ahnherrn unter sich getheilt und Deutschland war an Ludwig den Deutschen gefallen. Er und der treffliche König Arnulf führten das Regiment mit starker Hand. Als aber in drangsalsvoller, schrecklicher Zeit über Deutschland Ludwig das **Kind** regierte, als unter des Knaben schwacher Regierung von Südosten ungarische Horden verwüstend über das unglückliche Vaterland herfielen, von Norden her die Normannen ihre räuberischen Einfälle wiederholten, — da blühte die Macht der Herzöge auf. Kriegsgeschrei und Kriegsjammer erfüllte das Vaterland von einem Ende bis zum andern! Allein seine Beschützer ließen die Feindesschaaren morden und plündern; — die Schwäche und Rathlosigkeit des königlichen Knaben zur Erweiterung und Befestigung ihrer Macht zu be-

nutzen, das allein war ihr Dichten und Trachten. Aber noch war ihre Zeit nicht gekommen. Noch wachte Deutschlands guter Genius. Noch war im Rathe der Vorsehung eine Zeit des Glanzes und der Herrlichkeit dem deutschen Vaterlande verordnet, damit die Welt erkenne, was es auf sich habe mit einem einigen Deutschland, und die späte Nachwelt im Anschauen der großen Vergangenheit die Begeisterung finde zum Kampfe für eine große Zukunft.

Mit dem Tode Ludwigs des Kindes erlosch in Deutschland das Geschlecht der Nachkommen des großen Karl. Deutschland ward ein Wahlreich, und die Fürsten waren es, welche das Recht der Wahl sich anmaßten. Wohl war das fürstliche Wahlrecht beschränkt durch die Sitte, den erstgebornen Sohn bei Lebzeiten des Vaters zum Nachfolger zu wählen. Doch war der alleinige Titel seines Herrscherrechts die Wahl der Fürsten und oft bot das Aussterben eines Königshauses die Gelegenheit zu unbedingt freier Wahl.

Konrad von Fritzlar, Herzog der Franken, war der erste König aus Fürstenwahl. Er war ein Mann voll Thatkraft und edler Gesinnung, dessen geringe Macht jedoch nicht ausreichte, die übermüthigen Großen zu zügeln. Er starb nach kurzer Regierung. Und nun folgten jene Heinriche und Ottone, jene großen Kaiser, die Deutschland auf den Gipfel der Macht und Herrlichkeit erhoben und die Könige Europa's verdunkelten durch ihre schimmernde Majestät! Nun folgt Deutschlands große Zeit, jener Zeitraum von fast anderthalb Jahrhunderten (918 — 1056), in der es mächtig und glorreich dasteht, anerkannt als das Erste im Abendland, seine Feinde zerschmetternd, Ehr-

furcht einflößend allen Völkern Europa's! Wir haben sie oben betrachtet, diese Zeit der Herrlichkeit. Wir haben die Männer kennen gelernt, die Deutschlands Größe gebaut haben, die Männer, deren Werk ein ernstes Wort der Weisheit an die Nachwelt richtet. Hörst Du das Wort, Leser? Hörst Du, wie sie es der Nachwelt verkünden, auf welche Weise man Deutschlands Größe baut? Sie brachen die Macht der Fürsten, die Macht jener stolzen Herzöge, die Deutschland zerreißen und schänden wollten. Sie demüthigten jene fürstlichen Rebellen und zwangen sie durch die Wucht des Kaiserschwertes, gehorsame Diener der deutschen Majestät zu sein. Das war ihre erste, ihre wichtigste Aufgabe. Von der ließen sie nimmer ab, bis sie ganz gelöst war. Sie waren nicht die Narren, die von der freundlichen Bereitwilligkeit, von dem deutschen Sinne der Herren Fürsten freiwilligen Gehorsam erwarteten, nicht die Thoren, die in Zeiten, die große, kühne Thaten forderten, mit einem „Wir dürfen hoffen, Wir können erwarten, Sie werden ja wohl“ ihre feigen Seelen trösteten und beschwichtigten. Sie griffen zum Schwerte, stürzten sich in das Schlachtgewühl und trugen kein Bedenken, deutsches Blut in Strömen zu vergießen, wenn es die Einheit, die Macht, die Ehre, das Glück des heiligen Vaterlandes galt. Vor jenen Sentimentalität, die sich „zwischen die Bajonete“ wirft, die es nicht über das weichmüthige Herz bringen kann, deutsches Blut zu vergießen, wenn die endliche Erlösung von der Schmach langer Jahrhunderte, wenn die endliche Wiedergeburt des geschändeten Vaterlandes des heiligen Kampfes köstlicher Siegespreis ist, — von dieser Sentimentalität wußten jene Kaiser Nichts! Sie

stellten sich an die Spitze ihrer Getreuen, an die Spitze Aller, die ein Herz für das große, einige, freie Vaterland hatten, und zerschmetterten die gekrönten Rebellenhäupter! So ward Deutschland groß, mächtig, frei und glücklich. — Damals, meint Ihr, war eine andere Zeit! Jawohl, damals war eine andere Zeit! Damals gab's in Deutschland Männer in großer Zahl. Männer standen an Deutschlands Spitze. Männer, deutsche Männer arbeiteten am Bau seiner Macht und Größe. Später führten Kammerherren, Kaufherren, Buchhändler u. s. w. das große Wort, auch Geheimräthe, Menschen, die im Kriechen und Schmeicheln ihren Ruhm und das Glück ihres Lebens finden. Das ist der gewaltige Unterschied. Im Uebrigen ist Deutschland auch heute noch Deutschland, d. h. ein Land mit unerschöpflichen Hilfsquellen, ein Land, das dem Nachbar im Ost und West Respect einflößen wird, so bald es das einige und freie Vaterland starker, stolzer Männer geworden.

Deutschland sank von der Höhe seiner Macht herab, unaufhaltsam, in immer tieferes Verderben. Der alleinige Grund seines jähen Falles war die Herrschsucht seiner Fürsten.

Heinrich III. starb im kräftigsten Mannesalter 1056. Ihm folgte sein Sohn, ein blühender, geistvoller, mit den Keimen menschlichen Adels reichlich ausgestatteter Knabe, Heinrich IV. Bis er zum Manne reifte, sollte Agnes von Guienne, des dritten Heinrichs edle Wittwe, als Vormünderin des Sohnes in Deutschland das Regiment führen. Sie war ein edles Weib voll Einsicht und Muth, mild und sanft gegen Feinde, die Freunde durch Wohlthaten fesselnd.

Hätte den Fürsten das Vaterland am Herzen gelegen, wahrlich, seine Macht wäre ungeschwächt geblieben. Sie konnten die Kraft des schwachen Weibes sein, und die liebende Mutter hätte mit sorglicher Hand gepflegt, was Edles und Großes in des Knaben Seele lag. Aber die Fürsten wollten sich, nicht das Vaterland. Unterworfen hatte sie des großen Kaisers starker Arm. Jetzt sollte die Zeit ihrer Herrlichkeit kommen. Die Gelegenheit war günstig. Mit frecher Gewaltthat traten sie der kaiserlichen Wittwe entgegen. Sie raubten der Mutter den Sohn, rissen die vormundschaftliche Regierung an sich und sorgten mit teuflischer Klugheit für — die Verführung, für das sittliche Verderben des lebendigen, leidenschaftlichen Knaben. Als der junge Mensch die Zügel des Reichs ergriff, da zeigte sich bald in Thaten des Hasses und der Leidenschaft der Fluch der verpesteten Kindheit. Und wo waren die Großen des Reichs? Wo waren sie, die des jugendlichen Kaisers erste und treueste Freunde zu sein die heilige Verpflichtung hatten? Sie traten als Empörer auf wider ihren rechtmäßigen Herrn und Kaiser. Und als der beleidigte, der schwer und schamlos gekränkte Kaiser die frechen Uebelthäter gezüchtigt und ihnen nach errungenem Siege das harte, aber gerechte Gesetz des Friedens dictirt hatte: — da beschworen sie wider ihn einen Feind, dem der Kaiser erliegen mußte. Sie riefen — den Pabst zur Hilfe wider ihren Kaiser. Leser, Du kennst den Papst, den Gregor VII., jenen „alten, kranken Priester ohne Geld, ohne Eisen, ohne Land, aber gewaltig durch Seelenstärke.“ Du kennst den stolzen Plan, den sein gewaltiger Geist ausbrütete, alle Könige der Christenheit zu Vasallen seines Stuh-

les zu machen und bei Dem zu beginnen, der vor Allen der mächtigste und zugleich des Papstes rechtmäßiger Herr war, bei dem Kaiser der Deutschen, Heinrich IV. Du weißt, mit welcher Freude seine stolze Seele die Klage der deutschen Fürsten wider ihren Kaiser aufnahm, wie er sich aufwarf zum Richter seines Herrn, ihn vor seinen Richterstuhl forderte, ihn endlich, als der empörte Kaiser den frechen Frevler seines päpstlichen Amtes entsetzte, mit dem Bannfluch niederschmetterte. Steht Dir das empörende Schauspiel zu Kanossa vor Augen, das Schauspiel, bei dessen Anblick noch heut der Deutsche sich erschüttert fühlt? Da steht im Büßerhemd bei winterlicher Kälte, vor der Burg, die den stolzen Priester beherbergt, — der deutsche Kaiser, der Sohn des dritten Heinrich! Da steht er drei Tage und drei Nächte lang, barfuß und barhäuptig, zitternd vor Frost, von Hunger und Durst gepeinigt, anflehend die Gnade des stolzen Priesters, dessen rechtmäßiger Herr und Gebieter er ist! Und was hatte den stolzen Kaiser gedemüthigt? Welches fürchterliche Verhängniß hatte den stolzen Mann vermocht, sich so fortzuwerfen vor dem Priester? Welche höllische Macht schändete so das deutsche Reich in seinem Kaiser? Leser, willst Du dem Papste zürnen! Leser, — Großes, Kolossales, die ungeheure Macht des Geistes über die physische Gewalt tritt uns im Papste entgegen. Zürne ihm nicht! Den Fürsten zürne, die ihren Herrn verriethen. Ihrer Herrschgier sollte der Bannspruch dienen. Sie entboten dem Kaiser: löse Dich binnen Jahr und Tag von dem Banne, sonst ist es zu Ende mit Deinem Regiment! Schaudernd erkannte er die Gefahr. Schaudernd erkannte er den Geist seiner finstern

Zeit. Die Fürsten wollten den Kaiser demüthigen und gehorchten dem Papst um ihrer Herrschsucht willen, aber die Massen, die abergläubischen, von feigen Priestern gegängelten Massen fürchteten des Papstes Bann. Der Kaiser mußte sich lösen. Er mußte nach Kanossa, sollten nicht die verrätherischen Fürsten triumphiren. Es liegt Größe in seinem Entschluß, sich vor dem Priester zu demüthigen, Größe in dem Moment, der das Büßerhemd um die Schultern des Kaisers legte. Die Fürsten aber, deren Verrath es verschuldete, daß der Priester das Vaterland in den Staub trat, verdammt die Geschichte. Auch ereilte sie die Rache. Die Lombarden schaarten sich um ihren König. Mit schwellenden Kriegsschaaren stürmt Heinrich über die Alpen, findet treue Herzen und starke Fäuste besonders unter den Bürgern der deutschen Städte, auch unter den Bischöfen und bei einigen Fürsten des südlichen Deutschland. Bald steht er wieder da im Glanze der Majestät. Aber lang, wechselvoll, grausig war sein Krieg gegen die Rebellen und den von ihnen gewählten Gegenkaiser Rudolph von Schwaben. Mit aller Wuth der entfesselten Leidenschaft wurde gekämpft. Durch alle Länder Deutschlands wälzte sich der fürchterliche Krieg. In den Gemeinden, im Schooß der Familien wüthete der Hader und zu den Schrecken der Schlachten gesellten sich Hunger und Pest. Es war eine fürchterliche, verbrechen- und leidenvolle Zeit über Deutschland gekommen. Und wer hatte sie herbeigerufen? Die Fürsten hatten sie gerufen, indem sie ihren König und Herrn an den Papst verriethen. Und ob Heinrich IV. glorreich kämpfte, ob der stolze Gregor in der Verbannung starb: — den Päpsten waren die

Waffen gewiesen, vor deren Schrecken die mächtigen Kaiser erbleichen mußten, — die Fürsten hatten die Wege gefunden, auf denen sie fortschreiten konnten, zur Befestigung ihrer wie zur Schwächung der kaiserlichen Macht. Kaiser Heinrich V., des Vorigen Sohn, ein Mann, der im Bunde mit den treulosen Fürsten den Lebensabend seines edlen und starken Vaters durch schändlichen Verrath getrübt hatte, versuchte es, die Macht der Fürsten zu brechen und ihre Abhängigkeit von dem Kaiser neu zu begründen. Vergeblich! Des Papstes Anmaßung unterstützte die Anmaßung der Fürsten, und der Fürsten Ungehorsam stählte die Macht des Bannstrahls, den der Statthalter Gottes schleuderte. Nicht Befestigung der kaiserlichen Macht errang der fünfte Heinrich, wohl aber mußte er erfahren, wie die Macht des deutschen Reiches auch nach Außen abnahm. Der Kaiser, „auf dessen Nacken der Priester trat und der gegen die eigenen Gewaltträger kein Zwangsmittel besatz“, war den Völkern nicht mehr furchtbar. Ein Krieg gegen die Ungarn mußte ohne Vortheil und Ehre beendet werden, und gegen die Polen erlitten die Deutschen eine völlige Niederlage. Deutschlands große Zeit eilte mit schnellen Schritten ihrem Ende entgegen.

Soll uns der Glanz blenden, in dem unter den Hohenstaufen, unter Friedrich dem Rothbart und seinem Enkel Friedrich II. der deutsche Name strahlte? Soll uns der Glanz ihrer großen Eigenschaften, ihrer großen Thaten, ihres großen welterfüllenden Ruhmes täuschen? Die deutschen Kaiser Friedrich der Rothbart und Friedrich II. waren große Männer, Männer, wie die Geschichte sie nicht herrli-

cher kennt, voll Kraft, Klugheit und Seelenadel, voll Großmuth und Treue, unbesiegbaren Muthes, hellen Geistes und wohlwollenden Herzens, der Letztere besonders seiner Zeit überlegen durch Bildung und Wissenschaft. Aber wie war das Leben dieser Männer und welches waren ihre Thaten!? Kennt Ihr nicht den entsetzlichen Kampf der Hohenstaufischen Kaiser gegen die übermächtigen Welfen, jenes stolze deutsche Fürstengeschlecht, dessen Besitzungen sich vom adriatischen Meere bis zur Nordsee erstreckten, dessen Macht sich kühn mit der des Kaisers messen durfte? jenen entsetzlichen Kampf, der mit nicht allzulangen Unterbrechungen länger als ein Jahrhundert in Italien und in Deutschland gewüthet und Italien wie Deutschland mit dem Blute seiner Söhne gedüngt hat? Wißt Ihr nicht, daß jene großen Männer, immer von Neuem von dem Statthalter Gottes mit Bann und Fluch verfolgt, immer von Neuem vor der waffenlosen Hand des römischen Priesters erbeben mußten? daß sie immer von Neuem in ihren Vasallen, ihren fürstlichen Unterthanen, die entschlossensten Verbündeten ihrer Feinde, die gehorsamen Diener des fluchenden Papstes fanden? Wahrlich, großartig und kämpfend mit Riesenkraft stehen die Friederiche vor uns. Der Glanz ihrer Thaten erneuert den Ruhm des deutschen Namens bei den Völkern Europa's, und der deutsche Kaiserthron erscheint noch immer als der erste Thron der Welt. Gleichwohl tritt uns der innere Zerfall des deutschen Reichs in der fort und fort wachsenden Macht der rebellischen Fürsten deutlich vor die Augen. Ein Recht der Landeshoheit nach dem anderen wußten diese Herren den kämpfenden, von tausend Gefahren umringten,

von Päpsten verfluchten und von Priestern verfolgten Kaisern abzutrotzen, und während wiederholt das Aussterben des Kaiserhauses den Fürsten die unbedingt freie Ausübung des Wahlrechts gestattete, benutzten die Fürsten ihre Uebermacht, die ihnen vom Kaiser übertragenen Lehen zum erblichen Besitz ihrer Familien zu machen. So mußte Deutschland zerfallen. Die Zwietracht der mächtigen Fürsten, die des Kaisers Schwert nicht mehr fürchteten, die nie rastende Wuth des römischen Priesters fachten Bürgerkriege an, die das Reich zerrütteten und verwüsteten an allen Enden. Unter dem Heldengeschlecht der Hohenstaufen sah Deutschland greuliche, an Schrecken überreiche Zeiten. Die rohe Leidenschaft, das kühne Verbrechen führte die Herrschaft. Gesetz und Recht waren verstummt und alle Bande der Ordnung zerrissen. Als des letzten Hohenstaufen, Konrad's IV., Nachfolger 1256 gestorben war, da — lieber Leser, da begehrte kein deutscher Fürst die deutsche Kaiserkrone. Niemand wollte sie. Des Reichs zerrütteter Zustand, der Kaiserkrone drückende Last schreckte Alle ab. So weit war es gekommen! Ausländern bot man die weiland mächtigste Krone der Christenheit feil! König Alphons von Castilien wurde von einem Theile der Fürsten gewählt, von dem anderen Graf Richard von Cornwallis, Bruder des englischen Königs. Der Erste kam nie nach Deutschland. Richard erschien bald, um — deutsche Kriegsknechte für den Dienst seines Bruders zu werben und den deutschen Fürsten die bedungenen Preise für seine Erhebung auszuzahlen. Nur kurze Zeit blieb der deutsche Kaiser in Deutschland. Nur selten kehrte er auf kurze Zeit zurück. Und als in England aufrührerische

Barone (1262) den deutschen Kaiser gefangen setzten und ein Jahr lang gefangen hielten, rührte sich in Deutschland kein Mensch. Die Reichsfürsten bekümmerten sich weder um Alphons noch um Richard. Sie regierten nach eigenem Gutdünken und — das weiland große Deutschland war zerfallen in eine Unmasse von Ländern und Ländchen. In eine Unmasse von Ländern und Ländchen, sage ich. Jene fünf großen Herzogthümer, die wir oben kennen gelernt haben, jene bedeutenden Bruchtheile des gewaltigen Deutschland, deren jedes einzelne eine ansehnliche Macht darstellte, Lothringen, Bayern, Sachsen, Schwaben und Franken, bestanden nicht mehr! Auch sie waren vertheilt, zersplittert, von einander gerissen. Schon früher war Lothringen getheilt in Ober- und Niederlothringen, und beide wieder in viele kleinere Herrschaften zerfallen. Bayern und Sachsen waren lange Zeit vereinigt unter der Herrschaft der mächtigen Welfen. Als aber jenen übermächtigen und übermüthigen Welfen, Heinrich den Löwen, die gerechte Strafe seiner Untreue ereilte, als er besiegt von dem beleidigten Kaiser Friedrich dem Rothbart von der Höhe seiner Macht herabgestürzt war, da zerfiel sein gewaltiges Erbe in eine Menge unabhängiger Staaten. Ein gleiches Schicksal hatten Schwaben und Franken. Sie hatten lange Zeit vereinigt unter dem Scepter der Hohenstaufen das Gegengewicht gebildet gegen die schwellende Macht der Welfen. Als aber das glorreiche Haus der Hohenstaufen seinem Schicksale erlegen, als das Haupt seines letzten Sprößlings, des heldenmüthigen Jünglings Konradin, auf dem Blutgerüste gefallen war, da zerfielen

auch sie. Nicht bloß neue Herzogthümer, neue Fürstenthümer, neue Mark- und Landgrafschaften, neue Pfalzgrafschaften u. s. w. hatten sich gebildet. Auch die Bischöfe und Erzbischöfe, eine Menge von Prälaten, Grafen, Rittern und Herren, die Mehrzahl der Städte (besonders in Sachsen) hatten sich unabhängig gemacht und bei dem Zusammensturz der großen Häuser aus den Trümmern der Besitzungen Dieser ihre Macht zu erweitern gesucht. Sie nannten sich reichsunmittelbar d. h. sie erkannten keine andere Macht über sich, als die des Kaisers und diese — eben nur so weit, als ihnen gut schien. So finden wir gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts in dem einigen Deutschland sieben Kurfürstenthümer, siebzehn Herzogthümer, zwei Fürstenthümer, eine Markgrafschaft, drei Landgrafschaften, eine Burggrafschaft, einige zwanzig Bisthümer, viele Grafschaften, fünfundneunzig freie Städte, und außerdem eine Menge von Rittern, welche die Reichsunmittelbarkeit erworben hatten und — auf eigene Faust regierten. Und wie regierten sie?! Welches war ihr Hauptgeschäft? Ihre Länder auszubeuten, den Bauer zu schinden, den Bürger zu berauben, sich unter einander zu zanken, sich zu bekriegen, Deutschland zu verwüsten, niederzutreten, zu schänden, Leser, das war ihr Hauptgeschäft! Leser, das stolzeste und herrlichste Reich der Welt, das Deutschland der Ottone und Heinriche, Europa's Stolz und Schrecken, war zerbröckelt und zerstückelt! Und wodurch? Durch die Niedertracht der Fürsten, deren Nachkommen zum Theil noch heut auf Deutschlands Thronen sitzen.

Lieber Leser! Man wird uns hier wieder bittere Vorwürfe machen. Man wird uns der engherzi-

gen Auffassung, der einseitigen Darstellung geschichtlicher Verhältnisse, des blinden Fürstenhasses, der Uebertreibung und ähnlicher Liebenswürdigkeiten anklagen. Man wird z. B. sagen, das Streben der hohen Aristokratie nach selbsteigener Macht habe in der Zeit gelegen und in unvermeidlichen Verhältnissen seinen Grund gehabt. In Frankreich, in Spanien, in den nordischen Reichen sei dasselbe Streben hervorgetreten, habe nur dort unter anderen Umständen und unter anderen Fügungen des Himmels einen anderen Ausgang gehabt. Ganz recht! Wenn aber die Fürsten sorgfältig darauf speculiren, die Macht ihres Oberhauptes zu brechen, um ihrerseits ungehindert die Völker schinden und plagen zu können; wenn sie keinen Anstand nehmen, im Dienst ihrer Herrschsucht das Vaterland zu verrathen; wenn sie sich empören gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit, um für ihre Willkühr freien Spielraum zu gewinnen; wenn sie ihr Wort brechen, ihren Eid brechen, mit dem Reichsfeinde sich verbinden, pflichtschuldigen Gehorsam verweigern, im Augenblick des entscheidenden Kampfes schändlich ihren Oberherrn verlassen, sich freuen, sobald Ausländer den deutschen Kaiser verhöhnen und schänden, alle denkbaren Frevel und Schandthaten auf ihre ruchlosen Häupter laden und eben durch diese Frevel und Schandthaten zu Verderbern des Vaterlandes werden: so haben wir vollkommenes Recht zu der Behauptung, daß das Unglück, der Fluch des geschändeten Deutschland — Deutschlands Fürsten sind. Ihre selbeigene Macht haben Deutschlands Fürsten, d. h. die Väter eines Theiles der hohen Häupter, mit denen wir heute gesegnet sind, durch Ungehorsam, Pflichtverletzung, Verrath, Meineid, Treu-

bruch, durch das Nichtswürdigste, dessen der Mensch fähig ist, erworben und erkauft, also nicht von Gottes Gnaden, sondern durch Teufelsmacht. Nicht Gottes Gnade, sondern Teufelsmacht ist die Grundlage vieler der selbstherrlichen deutschen Fürstenthrone. — Man wird ferner sagen, Zersplitterung sei im lieben Deutschland das Uralte, das historisch Berechtigte, sei ein wesentliches Stück des (christlich- und nicht christlich-) germanischen Staates, demnach — ganz in der Ordnung. Allerdings nennen uns schon die Römer, nennt uns der römische Geschichtsschreiber Tacitus schon 100 Jahre vor Christi Geburt eine Menge deutscher Völker unter besonderen Fürsten und nicht selten in gegenseitigem, erbittertem Kampfe, die Katten und Friesen, die Chauzen und Cherusker, die Markomannen und Quaden, die Cimbern und Teutonen. Und aus der Zeit Chlodwigs, des Königs der Franken (500 n. Chr.), wissen wir von den Franken, den Friesen, den Thüringern, den Alemannen u. s. w. u. s. w. Ganz recht! Wir wissen von dem uralten historischen Rechte der Zersplitterung im lieben Deutschland. Aber die Fürsten, die Deutschland geschändet und seine Macht untergraben haben, — was wußten sie? Sie wußten, daß Kaiser Karl der Große die Deutschen zusammengeschweißt, durch sein mächtiges Schwert zur Einheit gebracht hatte. Sie wußten, daß sie von Gottes und Rechts wegen des Kaisers Beamte, Vasallen und Diener waren, zur Treue, zum Gehorsam verpflichtet durch historisches Recht und heiligen Eidschwur. Sie wußten, daß die Zeiten der Zersplitterung Zeiten des Elends und des Jammers von jeher gewesen, daß Ungarn und

Normannen und slavische Völker Deutschland verwüstet hatten, so lange die Macht seiner Kaiser geschwächt war. Sie wußten, daß es groß und herrlich, unbesiegt und weltgebietend dagestanden, sobald es Eins geworden war unter einem mächtigen Kaiser, daß sie Feinde, Verderber des deutschen Vaterlandes wurden, sobald sie als Feinde, als Verräther am deutschen Kaiser handelten. Das wußten sie. Wir aber wissen, daß Zersplitterung und in der Zersplitterung Schmach und Schande der Fluch ist, der durch Deutschlands Fürsten über Deutschland gekommen, sein heiliges Recht dagegen, seine Bestimmung und das Ziel seines Strebens — Einheit und in der Einheit Macht und Größe! — Man wird weiter sagen, den Kaisern selbst sei die größte Schuld beizumessen. Ihr unaufhörlicher Kampf um den Besitz Italiens trage die Schuld ihres sinkenden Ansehens und des Zerfallens der kaiserlichen Macht. Allerdings hat der Erwerb des großen Otto, hat die Vereinigung der italienischen Königskrone mit der deutschen dem Vaterlande keinen Segen gebracht. Allerdings hat eben die Herrschaft über Italien den Haß der Päpste auf die deutschen Kaiser gelenkt und dem herrlichen Bau der deutschen Größe das Fundament untergraben. Aber wer trug die Schuld? Wer machte das schöne Italien zum Fluch für Deutschland? Allein, ganz allein Deutschlands Fürsten! Deutschlands Fürsten gaben dem Bannstrahl die zerschmetternde Kraft. Deutschlands Fürsten ließen auf italischen Schlachtfeldern Deutschlands Macht zerbrechen. Hätten sie, wie es treuen Unterthanen und Vasallen geziemte, wie es die Pflicht gegen das heilige *Vaterland*, die Sorge für seine Macht und Größe ge-

bieterisch forderte, — hätten sie sich um ihren Kaiser geschaart und ihrer von Gott verordneten Obrigkeit Gehorsam geleistet, wahrlich, weder der fluchende Statthalter Gottes, noch die lombardischen Städte, noch irgend eine Macht der Welt hätte den Thron Heinrichs III. unterwühlt! Wer trug die Schuld, daß Heinrich IV. dem Papst unterlag? Nicht der Kaiser. Er sühnte die Sünden seiner Jugend und vollbrachte Großes. Die Fürsten trugen sie, die den Kaiser verriethen. Wer trug die Schuld, daß Friedrich der Rothbart in der Entscheidungsschlacht bei Legnano dem Papst und den Städten Italiens den Sieg überlassen mußte? Nicht der heldenmüthige Kaiser! Ihm lag die Noth, die Gefahr des Vaterlandes am Herzen. Knieend, fußfällig flehte er seinen Vasallen, Heinrich den Löwen, um den Beistand an, zu dem der Verräther verpflichtet war. Dieser Heinrich, dieser deutsche Fürst, der in der entscheidenden Stunde treulos seinen Herrn und Kaiser verließ, trug allein die Schuld! Wer trug die Schuld, daß alle Größe, aller Heldenmuth, alle Begeisterung eines Friedrich II. dem Vaterlande keinen Segen brachte? Wer trug die Schuld, daß unter Deutschlands herrlichstem Kaiser Deutschlands Macht entscheidend gebrochen wurde? Nicht der große, edle, heldenmüthige Kaiser. An den Wunden, die des herrschsüchtigen Priesters Bosheit ihm beibrachte, mußte wohl das edle, kräftige Leben sich langsam verbluten. Deutschlands Fürsten trugen die Schuld! Deutschlands Fürsten und immer Deutschlands Fürsten, wo Deutschland geschändet wird! Das ist der edlen Germania fürchterliches Loos! — Man wird uns außerdem eine sehr gelehrte Frage entgegenwerfen. Wie?

die fünf, die zehn, die zwanzig oder sechszig Fürsten hätten Deutschland zerrissen? Sie, die wenigen Menschen, hätten Das vermocht, wenn Deutschlands Völker fest zum Kaiser gehalten? Sie sollten jetzt die Sündenböcke sein, während es doch die Pflicht der Völker gewesen wäre, den verrätherischen Fürsten das freche Handwerk zu legen? Tragen nicht die Völker den größten Theil der Schuld? Ist nicht ihre Feigheit, ihre hündische Demuth vor den Fürsten der allergrößte Fluch, das allergrößte Unglück Deutschlands geworden? Das ist ganz recht! Allein — wie es so geht in der Welt. Als in unseren Tagen die Frankfurter Herren das sogenannte einige Deutschland endlich fertig hatten, als sie es den harrenden Deutschen in der Gestalt der Reichsverfassung feierlichst darboten: da jubelten die deutschen Völker in Süd und Nord. Sie streckten alle zehn Finger nach der lieben Reichsverfassung aus, schwuren Treue, sprachen von Gut und Blut u. s. w. Man sah es, Deutschlands Völker wollten mit aller Gewalt einig sein. Ja, sie wollten, was man so im täglichen Leben Wollen nennt. Aber da standen den jubelnden und schwörenden Völkern vier Männer gegenüber, die Herren Könige von Preußen, Hannover, Sachsen und Bayern. Die wollten auch. Und wahrlich, sie verstanden zu wollen. Sie wollten das liebe Deutschland so erhalten, wie sie es von den Herren Vätern ererbt hatten. Sie wollten dem lieben Deutschland die Ehre, das seltene Glück nicht rauben, eine Versorgungsanstalt für einige dreißig fürstliche Familien zu sein. Sie wollten es in der christlichen Demuth erhalten wissen und ihm die Aussicht auf gelegentliche Knutenhiebe zur Züchtigung in der Buße nicht rauben. Aus

allen diesen Gründen wollten die vier genannten Herren die Reichsverfassung nicht! Aus purer christlicher Liebe und erprobter staatsmännischer Weisheit setzten sie dem jubelnden, millionenstimmigen Ja der deutschen Völker ein donnerndes, vierstimmiges Nein entgegen, und — das Nein galt! Die jubelnden Völker krochen zu Kreuze. Sie waren treu wie Hunde und klug wie Schafe, die vor den Hunden Reißaus nehmen. Wer wollte nun die Niedertracht der Völker den Fürsten aufbürden! Wer wollte heute den Fürsten die Schuld beimessen, daß Deutschland nicht einig geworden! Die Fürsten handelten, wie sie klug waren, und ihre Entschlossenheit, ihren kühnen Muth muß auch der erbitterte Gegner anerkennen. War es damals, war es vor sechshundert Jahren nicht ähnlich? Muß der Billige nicht auch für jene Zeit die Völker verdammen und die Fürsten freisprechen? Lieber Leser, — was ist es, das wir behaupten? Die Fürsten sind der Fluch Deutschlands gewesen! Die Fürsten tragen die Schuld seiner Zerbröckelung! Nun, — sind die heutigen vierunddreißig Fürsten Deutschlands Segen? Haben die vier genannten Majestäten Deutschlands Einheit zu Stande vereinbart? Sodann — damals! Wie stand es damals mit Deutschlands Völkern? Deutschlands Völker, d. h. die Massen, waren von einer Stufe der Unfreiheit zur andern hinabgesunken. Von den Tagen Karls des Großen an hatten die Fürsten und Herren unablässig darauf hingearbeitet, die Gemeinfreien um ihre Freiheit und ihre Rechte zu betrügen. Die Drangsale unaufhörlicher Kriege, die sie selbst angeschürt hatten, waren ihnen zu Hilfe gekommen. Freiwillig hatten sich die kleinern Besitzer den Rittern, Klöstern und

Fürsten zu eigen ergeben, um nur Schutz vor mordgierigen Feinden zu haben. Der zahlreiche Adel, die Grafen, Ritter und Herren waren verhältnißmäßig frei, auch wenn sie Vasallen und Diener der Fürsten geworden. Auch in den Städten fand die Freiheit ein Asyl. Die Massen der Völker dagegen, die Landbewohner zumal, waren dem scheußlichen Loose leibeigener Sclaven verfallen. Der leibeigene Sclav denkt nicht und hat kein Vaterland und weiß nichts von Begeisterung für des Vaterlandes Größe. Er liebt die Scholle, auf der er geboren, ist wie der Hund dem Herrn treu, der ihn füttert und mit Fußtritten bedenkt. Sollten diese Massen leibeigener Knechte, sollte die verhältnißmäßig geringe Anzahl freier Bürger, sollten die Grafen und Herren das Vaterland retten vor der Anmaßung der Fürsten? Die Städtebewohner, ja, sie haben treu zum Kaiser, treu zur gerechten Sache gestanden. Bei ihnen fanden die gemißhandelten Kaiser treue Herzen und starke Fäuste. Sie haben mehr als einmal dem Kaiser den Sieg verschafft und verdanken ihr herrliches Aufblühen zum großen Theil der wohlverdienten kaiserlichen Gunst. Der Adel dagegen war an das Interesse der Fürsten geknüpft, und wo er den Herzögen trotzte, wie diese dem Kaiser, wo er sich zur Reichsunmittelbarkeit emporschwang und seine Besitzungen aus den Trümmern der welfischen und hohenstaufischen Macht vergrößerte, da trat er theils in die Reihe der rebellischen Fürsten dem Kaiser gegenüber, theils war er zu schwach zur Schutzwehr des Kaisers gegen die mächtigen Fürsten. Die leibeigenen Massen folgten blind und gedankenlos ihren fürstlichen und adligen Treibern. Ob sie das Herz des *Bruders durchbohrten*, ob sie Verräthern dienten, das Va-

terland zerrissen, ihre eigene Schande, ihr eigenes Unglück verewigten, Tod und Untergang den Errettern des geschändeten Vaterlandes brachten, — das Alles war gleich. Sie dachten nicht und prüften nicht. Sie waren Maschinen, fürchterliche Maschinen in der Fürsten Hand. Wer sollte das Vaterland retten vor den habgierigen Fürsten? Wo sind die Völker, denen der Vernünftige die Schuld des untergegangenen Vaterlandes aufbürden könnte? Die Fürsten hatten die Freiheit der Gemeinen zu Schanden gemacht, hatten die Völker in den langen, langen Zeiten fürchterlicher Noth und grauenhaften Elends zu willenlosen Sclavenbanden entwürdigt, — dann trotzten sie immer frecher ihrem Oberherrn, dem Kaiser, und zerbrachen mit ihren Sclavenhorden des Kaisers Macht! Wahrlich, Deutschlands Fürsten sind Deutschlands fürchterlicher Fluch! — Sollen wir noch auf einen Einwand zur Rechtfertigung der Fürsten antworten? Wie, die Zerstückelung Deutschlands habe auch ihren Segen gebracht? Sie sei der Bildung der Völker, der Entwickelung ihrer eigenthümlichen Anlagen und Vorzüge günstig gewesen? Die vielen Hofhaltungen und Residenzen hätten an allen Ecken und Enden Deutschlands ein großartiges Leben hervorgerufen u. s. w.? Lieber Leser, meinst Du wirklich, ohne die zahlreichen Fürsten würde der Geist der Deutschen seine Großthaten nicht vollbracht, seinen Reichthum und seine Mannigfaltigkeit nicht offenbart haben? Ohne die zahlreichen Fürsten sollte der Gegensatz von Süd und Nord, von Bergland und Ebene, von Alpenseite und Meeresseite sich nicht geltend gemacht, sollte im südlichen Gebirgsland nicht die Phantasie, im nördlichen Tiefland nicht das Denken vorgeherrscht haben? Laß gut sein. Auch ohne

die Fürsten würde der Sachsen Neigung zur ernsten Wissenschaft, der Schwaben poetisches Talent, der Franken rasche Auffassungsgabe, der Bayern practische Brauchbarkeit an das Licht getreten sein, würde der Süden seine Dichter, der Norden seine Philosophen gezeugt haben. Dieser Einwand ist ein Erzeugniß ächt preußischgeheimräthlicher Albernheit!

VI.

Deutschlands Fürsten.

(Fortsetzung.)

Richard von Cornwallis, der deutsche Kaiser in England, starb 1272. Die deutschen Fürsten hätten ihm ein ewiges Leben gewünscht. Der Herr im fernen England incommodirte sie nicht und störte sie nicht im heitern Genuß ihrer Selbstherrlichkeit. Achtzehn Monate ließen sie den Thron unbesetzt. Die kleinern Fürsten wünschten zwar einen Kaiser, weil sie des kaiserlichen Schutzes gegen ihre mächtigen Herren Collegen bedurften. Allein auf sie hörte man nicht. Das Recht der Kaiserwahl war im Laufe der Zeit auf die sieben Kurfürsten, die drei geistlichen von Trier, Köln und Mainz, und die vier weltlichen von der Pfalz, von Sachsen, Böhmen und Brandenburg übergegangen. Die mächtigeren Fürsten hatten kein Verlangen, Kaiser zu sein. Was sollte ihnen die Kaiserkrone? Was sollte ihnen die verhängnißvolle Krone, die all' den großen Heldengeschlechtern, die sie getragen, Verderben und Untergang gebracht hatte? Die Kaiserkrone mit ihren *Kämpfen und* Gefahren, mit ihrem erloschenen Glanze

wollten sie nicht; ohne dieselbe wollten sie selbständige Herrscher sein. Das Reich konnte in Gottes Namen verderben und verkommen, — der Glanz ihres Hauses tröstete sie über des Vaterlandes Schmach und Elend! Sie wollten nicht Kaiser sein, aber auch keinen Kaiser haben. Konnten sie des kaiserlichen Rechts vergessen? vergessen, daß sie dem Rechte nach Diener, Unterthanen, Beamte des Kaisers waren? Erinnerte sie nicht der kaiserliche Name an ihre Unterthanenpflicht? So zögerten sie achtzehn Monat, und schon damals drohte gänzliche Aufhebung der Nationalität. Allein — der Papst verlangte die Wahl des Kaisers. Der Papst hatte in der Person des Kaisers das ganze Reich sich unterworfen. Er scheute denselben Kampf zu beginnen mit den einzelnen Fürsten. Deshalb gebot er die Kaiserwahl, und die Fürsten mußten endlich sich fügen. Aber wen sollte man wählen? Einen mächtigen Fürsten? Nimmermehr! Ein mächtiger Kaiser hätte wohl das Vaterland retten, aber auch — die Selbstherrlichkeit der Fürsten zu Schanden machen können. Mächtig durfte Deutschlands Kaiser nicht sein, das war und blieb der Fürsten Hauptsorge. Das blieb ihre Weisheit durch anderthalb Jahrhunderte. Sobald ein Kaiser gefahrdrohende Macht erworben, endete sein Tod die Kaiserwürde seines Hauses. Die Kurfürsten wählten einen Mann mit geringerer, ihnen nicht gefährlicher Macht. Gleichwohl sollte er kräftig, ehrfurchtgebietend, weise sein, ein Mann, den Stürmen und Verwirrungen der Zeit gewachsen, fähig, den fürchterlichen inneren Kämpfen, den unaufhörlichen Befehdungen, den Räubereien und Schandthaten der kleineren Herren von Gottes Gnaden ein Ziel zu setzen, stark genug, die zerrüttete Ordnung

im Vaterlande herzustellen und dem niedergetretenen Rechte Achtung zu verschaffen. Sie wählten Rudolph von Habsburg zum deutschen Kaiser. Leser, nenne mit Ehrfurcht diesen Namen! Einen herrlicheren Mann konnten die Fürsten nicht wählen. Hätten sie, belehrt durch die Erfahrungen der Vergangenheit, belehrt durch die Schmach, durch das namenlose Elend, welches seit zwei Jahrhunderten über Deutschland gekommen war, hätten sie jetzt allein an das Vaterland gedacht, um des Vaterlandes willen der wachsenden Macht des Kaisers sich gefreut und ihm gedient als treue Vasallen, wir wollten ihnen alle Frevel der früheren Jahrhunderte vergeben um Rudolphs willen! Rudolph von Habsburg hat Großes, Herrliches vollbracht. Zwar als die Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt wurde, war seine Macht gering, von fern nicht zu vergleichen mit der der mächtigeren deutschen Fürsten, deren Herr und Kaiser er geworden. Er schlug jedoch den richtigen Weg ein zur Erwerbung kaiserlicher Macht und zeigte diesen Weg seinen Nachfolgern. Er benutzte den Einfluß, den der kaiserliche Name noch immer gewährte, sich eine bedeutende Hausmacht zu erwerben. Früher hatten wohl die Kaiser, wenn sie den Kaiserthron bestiegen, die Herzogthümer, die sie vorher verwaltet hatten, andern Fürsten übertragen. Die Verwaltung eines Herzogthums schien ihnen der Kaiserwürde nicht angemessen, auch bedurften sie der herzoglichen Macht in jener Zeit nicht, in der alle Herzöge und alle Herzogthümer Deutschlands zu den Füßen des gewaltigen Kaisers lagen. Jetzt war der Kaiser fast ohne Einfluß in den Ländern, an deren Spitze Herzöge, Fürsten, Bischöfe u. s. w. standen. Er mußte seiner Familie,

seinem Hause Länder erwerben, in denen der Kaiser zugleich als Herzog, als unmittelbarer Fürst Gewalt hatte. Er mußte nach einer Hausmacht streben, um seinen fürstlichen Unterthanen ebenbürtig zu werden, und seinem kaiserlichen Wort Nachdruck geben zu können. Die Kaiserkrone galt nichts, wenn sie nicht Herzogs- und Fürstenhüte zur Grundlage hatte. Das sah Rudolph. Das bestimmte seine und seiner Nachfolger Politik. Sein Krieg mit König Ottokar von Böhmen, der die herrlichen Länder Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain dem deutschen Vaterlande geraubt und entfremdet hatte, gab ihm die Gelegenheit. Er überwältigte den rebellischen König, verlieh die herrlichen Länder seinen Söhnen und legte so den Grund zur Macht des österreichischen Habsburg. Mehr noch als durch seine glorreiche Kriegsthat und seinen Ländererwerb stärkte er das kaiserliche Ansehn durch die Kraft seines weisen, mäßigen, frommen Regiments. Der Adel seines Wesens erwarb ihm die Freundschaft der besseren deutschen Fürsten, seine Klugheit die Gunst der Kurfürsten, seine Thatkraft die Ehrfurcht Aller. „Frieden und Recht zu schirmen, unter allen die köstlichsten Gaben des Himmels," das, so erklärte er, sei seine Aufgabe. Und er schirmte Frieden und Recht. Wie ein segnender Genius waltete er über dem zerrüttetem Reich. Er fragte wenig nach Italien, wenig nach Burgund, — Deutschlands Wiederherstellung war seines Strebens Ziel. Sein ernstes, gewaltiges Wort hemmte die inneren Kriege. Er gebot einen allgemeinen Landfrieden und handhabte ihn mit Kraft und Strenge. Rastlos zog er umher im deutschen Land. Seine Schlösser,

seine Parks, seine Sanssoucis sahen ihn wenig. Wo es Noth that, da war er. Er schützte. Er strafte. Er schlichtete Feindschaften. Er zerstörte die Raubschlösser, sicherte die Landstraßen, erhob an der Stelle frecher Gewalt das Ansehn der Gerichte. Deutschland lebte auf. Zum Acker kehrte der Landmann zurück. Sicher zog der Kaufmann seine Straße. In den Städten blühte das Gewerbe und überall wurden die Grundsäulen bürgerlicher Ordnung neu befestigt. Es erquickt, von Rudolph zu reden. Wenige haben den heiligen Königsberuf erkannt wie Er. Fürsten, Fürsten, gleichet Ihm! Werdet wie Er! Jetzt fluchen Euch die Millionen, dann — würde die Welt euch segnen! — „Wiederhersteller des Vaterlandes" nannten Mitwelt und Nachwelt den großen Rudolph. Führt er mit Recht diesen Ehrennamen? Er hat gethan, was in der Macht eines Mannes stand. Er hat Deutschland gerettet aus einem Abgrunde, hat es zurückgeführt auf den Weg zur Macht und Größe. Daß seine große Arbeit nicht von dauerndem Segen für Deutschland war, daß die alten Zeiten schnell wiederkehrten, — dafür sorgten die Fürsten. Der Habsburger war ihnen zu mächtig geworden. Sie begannen zu zittern. Als Rudolph starb (1291), wählten sie seinen Sohn nicht. Nach jahrelangem Zwischenreich setzten sie, ohne Rücksicht auf des Reiches Wohl, allein ihren Privatinteressen und persönlichen Leidenschaften gehorchend, den machtlosen Adolph, Grafen von Nassau, auf den Kaiserthron, einen Mann, dessen Regierung zu den unglücklichsten und schmachvollsten gehört. Wohl entsetzten sie den Unwürdigen des Reichs und wählten dann Rudolph's kräftigen Sohn, Albrecht I. Aber als Albrecht



nach Recht und Pflicht von den Fürsten Gehorsam forderte, als er nach Recht und Pflicht den Fürsten am Rheinstrom entgegentrat, die den Strom mit Zöllen belastet, Handel und Verkehr der Nation gewaltthätig ihrer Habsucht dienstbar gemacht hatten, als er mit dem Ernst des Gebieters die Freiheit des Rheins erzwang und den Fürsten ihre Abhängigkeit vom Reich ins Gedächtniß rief, erledigte Reichslehen zu Händen des Reichs und des rechtmäßigen Kaisers einzog und mit Fug und Recht darauf ausging, seine Hausmacht zu vergrößern: da entbrannte der Fürsten Zorn. Die am meisten sich verletzt wähnten, standen auf wider ihren Herrn und Kaiser und düngten abermals das Vaterland mit dem Blut seiner Kinder. Wohl trieb der starke Kaiser die Rebellen zu Paaren. Allein als er 1308 der ruchlosen Hand eines Meuchelmörders erlegen war, da wußten sie die Macht der Habsburger unschädlich zu machen. Die Wahlfürsten verkauften die Krone für hohen Preis, für die Bestätigung angemaßter Rechte und Freiheiten, für Geld und Gut an Heinrich (VII.), Grafen von Luxemburg. — Doch wozu frommt es, im Einzelnen Alles aufzuzählen, was die Fürsten weiter gethan, das Vaterland zu verderben, im Innern immer mehr zu zerreißen und seine Macht nach Außen zu untergraben? Immer wiederholt sich dasselbe erschütternde Schauspiel. Jeder Kaiser, der durch eigne Kraft zu Macht und Ansehn gelangt, findet in Deutschlands Fürsten erbitterte Feinde. Bürgerkriege folgen den Bürgerkriegen. Auch der Kampf des Kaisers mit dem Papste erneuert sich unter Ludwig dem Bayer, und ob die Kurfürsten im Kurfürsten-Verein zu Rense (1338) feierlich geloben, das Reich und ihre fürstliche

Ehre schirmen und schützen zu wollen wider Jedermann, ob sie im Interesse des wackeren, vom Statthalter Gottes mit unversöhnlicher Wuth verfolgten Kaisers Ludwig feierlich erklären, daß die kaiserliche Würde unmittelbar von Gott sei und weder der Krönung und noch viel weniger einer Bestätigung durch den Papst bedürfe, — nach wenigen Jahren wählen sie doch auf Andringen des Papstes den Markgrafen Karl von Mähren zum Gegenkaiser des heldenmüthigen Ludwig. Deutschland fand keinen Frieden. Kaum waren 50 Jahre nach des edlen Rudolph Tode vergangen, und alle Folgen seines großen und edlen Lebens waren verwischt. Das Faustrecht hatte sich mit neuer Kraft erhoben. Gesetzlosigkeit, alle Schrecken frecher Gewalt lagen wieder auf dem geplagten Lande. Die Burgen der Raubritter erhoben sich von Neuem. Die Kriegsflammen loderten in Süd und Nord, und unter dem Gewühl des Krieges trug die Pest in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ihren fürchterlichen Todeskeim von Land zu Land. Diese Plage ging vorüber. Fürchterlicher als sie wüthete der Fürsten Zwietracht. Und diese Plage ging nicht vorüber! Nutzlos war des Landmanns Fleiß. Des Kaufmanns Emsigkeit scheiterte an der Wegelagerer Kühnheit. Da war kein Schutz im weiten Reich. Die Fürsten, welche Schutz gewähren sollten, waren durch ihre Zwietracht, ihre nichtswürdige Herrschsucht des Uebels Hauptquelle. Durch die fürchterliche Noth getrieben, entschlossen sich die Städtebewohner zur Selbsthilfe. Schon in der Zeit vor Rudolph hatte sich am Rhein ein Bund der Städte zur Selbstvertheidigung, und im Norden zu gleichem Zwecke die mächtigere Hansa gebildet. Jetzt



ward (1376 — 1381) der große schwäbische und der rheinische Städtebund gegründet, um Frieden und Recht zu erkämpfen durch Krieg wider die Willkühr der Fürsten und den Uebermuth der Herren vom Adel. Was thaten die Fürsten und die Herren vom Adel? Verderben und Untergang drohten sie den Städten. Sie schlossen auch ihrerseits Bündnisse, und größer als jemals wurde das Unheil. Verwüstender, grauenvoller ist kaum irgend ein Krieg gewesen, als der der verbündeten Städte gegen die Bündnisse der Fürsten. So zerfleischte sich Deutschland. So immer von Neuem findet das Wort seine Bestätigung: Deutschlands größter Fluch sind Deutschlands Fürsten! Und der Kaiser? War kein Rudolph da, den Landfrieden zu handhaben und den Fuß zu setzen auf den Nacken der ländersüchtigen Fürsten wie der raubgierigen Ritter? Ein Rudolph war nicht da! Ueberhaupt bekümmerten sich die Kaiser, besonders jene aus dem Hause Luxemburg (Karl IV., Wenzel, Sigismund; — 1349—1438) wenig um das heilige Reich. Sie hatten nichts von ihm, als das eitele Schaugepränge der kaiserlichen Krone, keine Macht, keinen Einfluß, keine Einkünfte. Sie sorgten deshalb für das Wohl der Staaten, die im erblichen Besitz ihrer Familie waren, und sahen ruhig zu, wenn das Reich, zerschlagen von blinder Fürsten Hand, verblutend in immer tieferes Elend sank. Sigismund freilich gewann einigen Einfluß auf deutsche Fürsten, aber der Erfolg dieses Einflusses war grauenerregend. Die Böhmen, die Hussiten standen auf wider Sigismund, den Mörder des edlen Huß, als er vier Jahre nach Hussens Verbrennung 1419 durch Erb-

recht ihr König werden sollte. Mit Hilfe der Deutschen dachte er die Böhmen zu zwingen und die furchtbaren Hussiten zu bewältigen. Aber die Hussiten kämpften begeistert für ihr Menschenrecht und ihren Glauben. Zur fürchterlichen Wiedervergeltung drangen sie ein ins deutsche Land. Brandstätten und Leichenhügel bezeichneten ihren Weg. Sachsen, Franken, Bayern fühlten das Racheschwert der wuthentbrannten Glaubenskämpfer, und Berlin, Naumburg, Magdeburg, Hameln, Regensburg sahen entsetzt die Fahnen der Unüberwindlichen. Tausend Städte und vierzehnhundert Dörfer sanken in Schutt und Asche. Ganz Deutschland war begraben in Entsetzen und Jammer. Die ganze Heerschaar seiner Fürsten vermochte nicht es zu retten vor der grimmigen Feinde Heer. Wohl standen deutsche Fürsten zum deutschen Kaiser, als das Messer den hochfürstlichen Kehlen drohte. Mehr als hunderttausend Streiter versammelten sich unter Friedrichs von Brandenburg Anführung. Aber nur im Zerstören des schönen, großen Vaterlandes waren die Deutschen groß. Wo es die Errettung von wuthentbrannten Feinden galt, da sank ihr Schwert zu Boden. Auseinander rannten die deutschen Schaaren, Fürsten und Knechte, als das Siegsgeschrei der begeisterten Böhmen in ihre Ohren drang, und auf schimpflicher Flucht wurden ihrer elf Tausend erschlagen. Das war Deutschland!

Unter den Fürstenhäusern, deren Herrschgier, Eifersucht und Neid vor Allen im vierzehnten und im beginnenden fünfzehnten Jahrhundert Deutschland zerrüttet hatte, standen an Macht und Größe oben an die Häuser Bayern, Luxemburg und Oesterreich,

jenes Oesterreich, welches Rudolph von Habsburg gegründet hatte. Nach dem Tode Sigismunds, des letzten luxemburgischen Kaisers (1438), hatte Oesterreich, vom Glücke begünstigt, unter Allen die größte Macht. Ihm gehorchten außer den herrlichen Ländern des südöstlichen Deutschland die erblichen Königreiche Böhmen und Ungarn. Aus diesem mächtigsten Hause wählten jetzt die Kurfürsten den deutschen Kaiser, und von 1438 bis zum völligen Entschlafen des deutschen Reichs (1806) haben mit Ausnahme des einzigen Karl VII. nur Nachkommen Rudolphs auf dem deutschen Kaiserthron gesessen. Die Fürsten hatten ihren früheren Grundsatz der Wahl ohnmächtiger Kaiser aufgegeben. Sie fürchteten auch mächtige Kaiser, d. h. Kaiser mit großer Hausmacht, nicht mehr. Ihre Herrschaft war gesichert, ihr angemaßtes Recht befestigt, zum Theil selbst reichsgesetzlich sanctionirt durch die „goldene Bulle" Kaiser Karls IV. (1356). Sie hatten die Regierungsgewalt in ihren Bezirken. Alle Reichsgüter, alle Reichsrechte hatten sie den Kaisern abgetrotzt, abgedrungen, abgelistet. Weder Gewalt noch Einkünfte blieben den Kaisern in den herzoglichen und fürstlichen Ländern, und auch sein Einfluß auf die freien Reichsstädte war gering. Dem Recht nach war er oberster Lehensherr aller deutschen Lande. In der That besaß der Vasall, der Diener und Unterthan des Kaisers, alle nutzbringenden und gewaltgebenden Eigenthumsrechte. Dem Rechte nach mußten die Vasallen mit ihrem Heerbanne folgen, wenn des Kaisers Machtgebot zum Dienst des Reichs sie rief. In der That folgten die Fürsten dem Ruf der Pflicht

— wenn sie Lust hatten, d. h. selten, zögernd, ohne Uebereinstimmung. Dem Rechte nach hatte der Kaiser die oberste Gerichtsbarkeit über das ganze Land. In der That ward der Ausspruch des kaiserlichen „Hofgerichtes" nicht weiter geachtet, als des Kaisers Schwert reichte. Dem Recht nach waren und blieben die Fürsten Beamte des Kaisers. Reichsgebiet waren die Länder, die ihre Macht begründeten, von Reichswegen ihnen übergeben zur Verwaltung in des Kaisers Namen. In der That waren sie Herren und Meister geworden, die den Kaiser höchstens als den Ersten unter Gleichberechtigten ansahen. Reichsgesetze konnte nur die Versammlung der Stände geben, und ob dem Kaiser der Vorschlag oder die Bestätigung gebührte, er war doch in der Regel nichts weiter, als Diener des Willens seiner fürstlichen und reichsständischen Unterthanen. Ihm war nichts geblieben, als die Erinnerung an die alte Hoheit seines Thrones, als der Nimbus, der aus vergangenen Jahrhunderten die kaiserliche Majestät umstrahlte. Die Fürsten fürchteten den Mann nicht mehr, der, war er nichts als deutscher Kaiser, leicht hätte Hungers sterben können. Deshalb gaben sie der Nothwendigkeit nach, einen durch seine Hausmacht starken Kaiser zu wählen. Nur ein solcher konnte wenigstens äußerlich die Würde der Krone behaupten. Nur ein solcher konnte der Schirm des Reichs gegen völlige Auflösung wie gegen Angriffe von Außen sein. Schon war das Reichsgebiet bedeutend geschmälert. Die meisten arelatischen Länder waren an Frankreich gefallen. Die Schweiz hatte sich losgerissen und behauptete ihre Freiheit als Preis glorreicher Kämpfe und wunderherrlicher Siege. Die Kai-

serrechte über Italien waren aufgehoben oder der Vergessenheit verfallen, und von der Ehrfurcht, welche einst das Ausland vor dem Namen des großen Deutschland gehabt hatte, waren kaum noch Spuren vorhanden. Trug nicht ein mächtiger Mann die deutsche Krone, so war der Fürsten eigene Sicherheit gefährdet. Solche Erwägungen und ein Rest von Liebe zum großen Vaterlande setzten die Kaiserkrone auf Oesterreichs Haupt und ließ sie bei Oesterreich, bis Napoleon das deutsche Reich mit leichter Mühe zertrat. Und Oesterreich ist groß geworden unter der Last der Kaiserkrone. Das kaiserliche Oesterreich zählte bald zu den Großmächten Europa's. Nicht durch Kraft, nicht durch Weisheit, nicht durch die Tüchtigkeit seiner besseren Fürsten, sondern durch Zufall, durch blindes Glück stieg Oesterreich von Stufe zu Stufe. Der Zufall konnte so große Dinge thun in einer Zeit, in welcher die Völker gleich Heerden für gemeines Erbstück galten und als Aussteuer heirathsfähiger Töchter wie Acker und Vieh, Haus und Hof ins Glücksloos Einzelner geworfen wurden. Durch Heirathen machte Oesterreich sein Glück. Eine Heirath (Maximilians I.) verschaffte ihm das reiche Erbe Burgund, eine andere (Maximilians I. Sohn) die Herrschaft über die spanischen Reiche und die unermeßlichen Länder des neuentdeckten Amerika. So blühte Oesterreich. Aber Deutschland? unser Deutschland? Wir kennen sein, trauriges Schicksal, und immer tragen seine Fürsten die ungeheure Schuld.

Wir müssen jetzt das Verhalten der Fürsten aus einem andern Gesichtspunkte betrachten. Die Billigkeit fordert es. Allerdings waren sie dem Recht, dem historischen Rechte nach Beamte, Diener, Un-

terthanen des Kaisers. Allein sie hatten selbsteigene Herrlichkeit, den Herrschertitel und die Herrscherwürde von den Vätern ererbt, hatten die Bestätigung angemaßter Rechte, die Bestätigung ihrer Landeshoheit und der Erblichkeit ihrer Würde durch mehr als einen Kaiser — ob auch oft genug in Folge schändlichen Vaterlandsverraths — erhalten, hatten in der goldenen Bulle ein Reichsgesetz, welches namentlich die Vorrechte der Kurfürsten sanctionirte, und konnten zum Theil die Zeit ihrer Herrschaft bald nach Jahrhunderten berechnen. Können wir es ihnen verdenken, wenn sie die Herrschergewalt als ihr heiliges Recht betrachteten? Können wir ihnen unbedingte Unterwerfung unter den Kaiser zumuthen, dem sie als Ihresgleichen nach freier Wahl wohl einen klingenden Titel und eine schimmernde Würde gegeben, aber jedes Herrscherrecht in ihren Ländern ausdrücklich abgesprochen hatten? Wir können es nicht. Wir können es um so weniger, da sie Fürsten sind, d. h. Menschen, denen Selbstsucht, Dünkel, Ehrgeiz, Herrschsucht angeboren und anerzogen ist. Aber Das können wir von ihnen fordern, daß sie die feierlich übernommene und beschworene, bei den Lehensträgern des Reichs sich ganz von selbst verstehende Pflicht treu erfüllten. Das Reich zu schützen und zu schirmen wider Jedermann, wider den Reichsfeind treu zum Kaiser zu stehen mit ihrer ganzen Macht, das war ihre heilige Pflicht. Daß sie diese nicht erfüllten, daß alle furchtbaren Greuel der Vergangenheit, das namenlose Elend des so oft und so schmählich gemißhandelten Vaterlandes sie nicht zur Erfüllung trieb, daß sie durch schändliche Vernachlässigung derselben wieder und wie-

der zu Vaterlandsverräthern wurden, das ist ihr ungeheurer Frevel, das ist die Sünde, die uns fort und fort die Behauptung abzwingt: Deutschlands Fürsten sind Deutschlands Fluch!

Seit Jahrhunderten, — wir haben es gesehen, — waren die Befehdungen der Fürsten, Ritter und Städte, war das Faustrecht Deutschlands Verderben gewesen. Mehr als irgend ein anderes Land hatte Deutschland gelitten durch solch gräßliches Unwesen, und noch unter der langen Regierung des schwachen, trägen, nichtsnutzigen Kaisers Friedrich III. (1440—1493) hatte es gewüthet mit seltener Unterbrechung. Alle Welt seufzte und jammerte nach Frieden. Alle Welt fühlte die Nothwendigkeit der endlichen Erlösung von dem bluttriefenden Unsinn und forderte seit geraumer Zeit die Abschaffung des Faustrechts. Auch die Fürsten und Ritter sehnten sich nach ruhigerem Genuß, besonders als nach Erfindung des Schießpulvers die „Donnerbüchsen,“ die „unritterlichen Mordgewehre“ ihren Burgen drohten. Auch konnte die frevelhafte Gewalt nicht länger das Regiment führen. Unter dem Geklirr der Schwerter und dem Getöse der Schlachten hatte in der Stille der Klöster und der Studierstuben die Wissenschaft ihr Licht entzündet. Was der Geist schafft in seinen Tiefen, das dringt als heller Gedanke ins Leben hinein und ist gewaltiger als Herrschsucht und frecher Uebermuth. Bildung verbreitete sich. Die Civilisation schritt fort. Die Ideen des Rechts wurden mächtig, und das Gefühl seines Menschenrechts dämmerte selbst in dem gedankenlosen Sclaven. Das Faustrecht war fortan unmöglich geworden. Aber noch hatte sich kaum die Brandung gelegt und der geringste

Sturm der rohen Leidenschaft konnte ihre Wuth erneuern. Wer sollte Ordnung in das Chaos der verworrenen Verhältnisse, wer eine feste Regel in das Dunkel der widerstreitenden Interessen bringen? Wo war die Weisheit und die Kraft, die treue Gesinnung und der beharrliche Eifer zu dem großen Friedenswerk? Einer der edelsten Männer, die je auf einem Thron gesessen, hatte die Weisheit und die Kraft, die treue Gesinnung und den beharrlichen Eifer, Maximilian I., von 1491—1519 Deutschlands Kaiser. Auf seinem ersten Reichstage (zu Worms 1495) gebot er den ewigen Landfrieden mit völliger Zustimmung, ja auf Verlangen aller Fürsten und Stände. Ein ständiges Reichskammergericht wurde neben dem kaiserlichen Hofgerichte zur friedlichen Pflege des Rechts und zur Ausgleichung allen Streits zwischen Fürsten wie zwischen Unterthanen eingesetzt. Wahrlich, dem edlen, treuen, unermüdlichen Maximilian gebührt der Platz vor allen Kriegshelden und Eroberern. Und die Fürsten? Sie hatten das Friedenswerk gewollt und anfänglich gefördert. Als aber die neuen Einrichtungen nicht unbedeutende Geldopfer forderten, als die Herren Fürsten die nöthige Beisteuer zahlen sollten, da verkümmerte ihr Geiz die Früchte des schönen Friedenswerkes. Nicht weniger beschränkte ihr Stolz seine Wirksamkeit. Die Selbstherren fanden ihre Würde verletzt durch die Unterwerfung unter das Gericht des Reichs. Sie wußten zunächst ihre Person, und als das gelungen war, ihre Länder durch das Privilegium de non appellando der Gerichtsbarkeit des Reichsgerichts zu entziehen. Und wo diese anerkannt wurde, da fehlte die Macht, den gerichtlichen Ausspruch zur Gel-

tung zu bringen. Schnell sank das Reichskammergericht herab — zu einem kläglichsten Zeugniß von der inneren Fäulniß des heiligen Reichs. Konnten so die heilsamsten Gesetze, konnte so die Aufstellung eines Reichsregiments oder die Eintheilung des Reichs in sechs und später in zehn Kreise den gehofften Segen bringen? Das Reichskammergericht mag in den kleineren deutschen Ländern, in den Gebieten der freien Städte zumal manchen Streit geschlichtet und Manches beseitigt haben, was früher zum Blutvergießen führte, — doch bleibt die Geschichte der schönen Schöpfung des edlen Maximilian vor Allem eine Geschichte des trotzigen Uebermuthes der deutschen Großen und — der kläglichen Ohnmacht des Reichs. Mehr als einmal ist von den Fürsten der Landfriede gebrochen.

Wir können jetzt über Jahrhunderte mit flüchtigem Blick hineilen. Wesentliches ändert sich nicht mehr. Der Kaiser steht völlig in der Fürsten Hand. Seit Karl V., dem Nachfolger Maximilians, muß jeder Kaiser vor der Wahl eine Wahlcapitulation unterzeichnen, in der ihm die Bedingungen sorgfältig vorgeschrieben werden, unter denen die Herren Fürsten ihn zum Kaiser machen. So konnten diese ohne Frage und Zweifel erhalten, was ihnen an Rechten und Privilegien etwa noch wünschenswerth schien, Alles von Reichs- und Rechtswegen. Ob ihnen auch die Hoheit und Macht Oesterreichs äußerliche Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät abgewannen, — von Herrscherrechten durfte die kaiserliche Majestät sich nichts merken lassen. Auch die Reformation, so herrlich sie ist, so stolz sie von der Macht des Geistes über die brutale Gewalt zeugt, hat auf die politische Gestalt Deutschlands nur verderblichen

Einfluß gehabt. Wohl gab sie Kaiser Karl V. Gelegenheit, die Reichsfürsten an die längstvergessene Machtvollkommenheit des Kaisers, an ihr Unterthanen-Verhältniß gegenüber von Kaiser und Reich zu erinnern. Aber wendet sich nicht das Interesse und der Wunsch des Sieges ab von dem Kaiser, der mit der protestantischen Kirche den erwachten Geist der Freiheit niederdrücken will, und den Fürsten zu, die zwar nicht die Freiheit, aber doch die protestantische Kirche wollen? Kaiser Karl V. war ein mächtiger Herr. Außer der deutschen Krone trug er die der spanischen Reiche. Wie in seinen europäischen Reichen galt seine Herrschaft in den weiten Ländern Amerika's, also daß die Sonne nicht unterging in seinem Reich. Da noch einmal staunte die Welt die Majestät des deutschen Kaisers an, und Karl meinte, die deutschen Fürsten sollten sie auch anstaunen. Er zog aus zum Kriege gegen die protestantischen Fürsten, besiegte ihre Heereshaufen (1547) und nahm den Mächtigsten, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, gefangen. Ein Kriegsgericht verurtheilte den Kurfürsten als Empörer wider die Majestät des Kaisers zum Tode, und auch die übrigen Fürsten mußten sich beugen vor seiner schwellenden Macht. Noch einmal sah das deutsche Reich seinen Kaiser im vollen Glanz der Majestät. Aber der Kaiser mißbrauchte seine Macht. Er wollte Herr auch auf dem Gebiete des Glaubens sein, wollte befehlen, „wie es der Religion halber im deutschen Reich gehalten werden solle." Die Entrüstung über diese Anmaßung, mehr noch der scheußliche Verrath, den der Kurfürst Moritz von Sachsen an dem vertrauenden Kaiser verübte, stürzte diesen von der Höhe seiner Macht

herab, und von Neuem fest begründet für alle Zeiten stand die Herrlichkeit der deutschen Fürsten da! Das Interesse hat sich den Fürsten zugewendet. Protestanten jubeln über Moritzen's Sieg und des Kaisers Fall. Wir können uns jenes Sieges des schlauen Verräthers nicht freuen. Allerdings würde der siegreiche Kaiser für einige Zeit die protestantische Kirche unterdrückt haben. Aber konnte er den protestantischen Geist unterdrücken, wenn er aus Gott war? Konnte er die protestantische Freiheit schmählicher unterdrücken, als sie nach kurzer Frist die protestantischen Fürsten, als sie noch in unseren Tagen Friedrich Wilhelm IV. unterdrückt hat? Die orthodoxe, fürstlich geknebelte protestantische Kirche ist uns verächtlicher, als irgend eine Kirche der Welt, — theurer aber als Alles ist uns das Vaterland! Und das Vaterland, des heiligen Vaterlandes Einheit war gerettet, wenn der Kaiser siegte und den Fuß immer fester auf den Nacken der Fürsten setzte. Er siegte nicht und Deutschlands Schicksal war abermals entschieden! Nur noch mehr zerklüftet war es durch die Reformation, noch größer war die Verwirrung in seinem Inneren, noch unheilvoller die Feindschaft seiner Glieder geworden. Zu den vielen Zündstoffen, die es in seinem Schooße barg, zu dem Neide, der Eifersucht, der Scheelsucht zwischen Kaiser und Fürsten, wie zwischen den einzelnen Ständen, war der Fluch des religiösen Fanatismus, des kirchlichen Hasses gekommen. Lutheraner, Katholiken, Reformirte verfolgten sich wie Todfeinde, und nur mühsam gelang es den besseren Kaisern, den Frieden des zerrissenen Reiches zu handhaben. Nach Außen versank Deutschland immer mehr in Ohnmacht und Schwäche. Wo es auch galt,

seine Ehre zu retten, überall machte sich der Fürsten schmähliche Selbstsucht geltend. Von ihnen verlassen, wurden auch wackere Kaiser, wie jener Maximilian I., wie Ferdinand I. und der zweite Maximilian, dem Auslande gegenüber verächtlich und lächerlich. Auf allen Reichstagen, die des Vaterlandes gemeinsame Interessen verhandelten, wiederholte sich das schmähliche Schauspiel, daß die Kaiser um die Hilfe der Fürsten bettelten und der Herren Fürsten Patriotismus anriefen, die Fürsten dagegen um die pflichtschuldige Beisteuer feilschten und markten, kärgliche Versprechungen gaben, um auch diese — Angesichts der Noth des gesunkenen Vaterlandes — hinterher nicht zu halten. Der Türken wachsende Macht drohte dem Reich. Jahrhunderte lang waren die Türken der Schrecken der Deutschen. Aber die Kaiser vermochten es nicht, mit Nachdruck wider den fürchterlichen Reichsfeind zu streiten. Wie sie baten, ermahnten, flehten, — keine Macht der Welt konnte den Patriotismus der Fürsten wecken. Ferdinand I. (1558 – 1564) hatte auf seinem ersten Reichstage den Fürsten eine kleine Geldhilfe abgedrungen, wie er selbst später laut klagte, kaum hinreichend, 1500 Reiter und ein Regiment Fußknechte ein paar Monate lang zu unterhalten. Auch diese erbärmliche Geldhilfe zahlten sie nicht, und Ferdinand mußte dem Helden Solyman zeitlichen Waffenstillstand durch einen jährlichen Tribut von 30,000 Dukaten abkaufen! Eine Flotte Spaniens und der italischen Staaten vernichtete (1571) unter der Anführung des Helden Don Juan d'Austria in der Schlacht bei Lepanto die türkische Seemacht. Aber auch als so die Macht der Türken geschwächt war, als in Kon-

stantinopel verächtliche Schlemmer auf dem Throne Solyman's saßen, machten nur Niederlagen der Oesterreicher ungarische Felder berühmt! An den anderweiten Hauptbegebenheiten dieser Zeit nahm Deutschland keinen Theil. In Spanien, in Frankreich, in England, in den nordischen Reichen arbeiteten erschütternde Ereignisse an der Umgestaltung Europa's, — Deutschland, das einst so gefürchtete, weltgebietende Deutschland hatte keinen Einfluß. Theologische Zänkereien waren seine Heldenthaten. Europa nahm von Deutschland keine Notiz, bis es sich dasselbe zum bequemen Sündenbock aller möglichen politischen Frevel der Welt ausersah. So war Deutschland. Und die Schuld seiner Erbärmlichkeit, die Schuld seiner Schmach und Schande trug allein die Herrschsucht, die Treulosigkeit, der Vaterlandsverrath seiner Fürsten! Sie wollten genießen, wollten herrlich und in Freuden leben, wollten die Götter sein, denen die Millionen in Demuth alle Herrlichkeit der Welt zum Opfer bringen, — des Vaterlandes Größe und Herrlichkeit war ihre geringste Sorge. Verweist uns nicht zur Entschuldigung der Fürsten auf die wenigen schwachen Kaiser. Kein Land der Welt hat so viele treffliche Könige gehabt wie Deutschland. Aber auch in keinem Lande der Welt hat die hohe Aristokratie so beharrlich, so consequent, mit solcher Treulosigkeit und mit solchem Glücke an des Vaterlandes Untergang gearbeitet wie in Deutschland. Das ist des Pudels Kern. Das ist der Fluch, der auf Deutschland lastet. Verweist uns nicht auf den krassen Katholicismus, den Protestantenhaß der Kaiser aus dem Hause Oesterreich. Ferdinand I. und Maximilian II.

achteten den Religionsfrieden und handhabten ihn. Hätten die Fürsten um diese Männer sich geschaart, hätten sie mit Muth, mit Ausdauer und Begeisterung zu ihnen gehalten, wahrlich, die Türken wären zerschmettert und Deutschland hätte die Achtung der Welt gerettet. Die Fürsten haben Deutschland geschändet, und — — haben nebenbei allen vernünftigen Menschen aller vernünftigen Jahrhunderte den unwiderleglichen Beweis geführt, daß ein einiges Vaterland mit einer Schaar von selbstherrlichen Königen und Fürsten ein Unsinn ist. Haben die Fürsten ihre Frevel wider Kaiser und Reich gut gemacht durch treue Verwaltung der ihnen anvertrauten Länder? Haben diese geblüht durch ihre treue Fürsorge! Müssige Frage! Ist unter den Schrecken des Faustrechts an Blüthe und Wohlstand der Länder zu denken? Hat nicht erst die dämmernde Bildung des scheidenden fünfzehnten Jahrhunderts und Maximilians edler Eifer das Faustrecht beendet oder doch beschränkt? Und kennst Du die Bauernkriege nicht? Sie lehren uns, was für die Massen der Völker gethan war, wie wenig es die Fürsten verstanden hatten, eine vernünftige, menschliche Ordnung der Dinge herzustellen. In Franken, in Schwaben, in Bayern und Tyrol, in Lothringen und am Oberrhein, in Thüringen und Sachsen, also fast in allen Gegenden Deutschlands erhoben sich die Bauern zum Kampfe der Verzweiflung. Sie erlagen unter dem fürchterlichen Drucke der Frohnen, Zölle und Steuern. In fast völliger Leibeigenschaft schmachteten sie auf den Besitzungen der Fürsten und anderweiter Edelleute. Schlechter als die Lastthiere wurden sie gehalten. Ihre heiligsten Menschenrechte wurden mit Füßen getreten. Man staunt,

wenn man die Forderungen der empörten, wuthentbrannten Bauern liest. Sie sind mäßig und verständig. Sie begehren nur Abschaffung der übergroßen Lasten, nur die Möglichkeit eines einigermaßen menschlichen Lebens. Natürlich erlangten die Bauern nichts. Sie konnten nichts erlangen, weil sie durch Mord und Todtschlag, durch hirnlose Grausamkeit ihre gute Sache schändeten. Fürsten und Edle standen auf zum Kampf wider sie und bald erlagen ihre ungeschlachten Massen der Kriegskunst der Feinde. Die Städtebewohner erfreuten sich einer besseren Lage. Die Städte zumal, die von der Herrschaft der Fürsten sich frei zu erhalten gewußt hatten, die freien Reichsstädte blühten lange durch Handel und Gewerbe. Im Uebrigen wollen wir die Verdienste vieler einzelnen Fürsten um Kunst und Wissenschaft, um Gründung von Schulen und Universitäten mit Freuden anerkennen. Wir wollen auch ausdrücklich bemerken, daß es zu allen Zeiten einzelne Fürsten gegeben hat, die es treu meinten mit Kaiser und Reich, treu auf der Seite der kämpfenden Kaiser standen. Wir heben auch mit gutem Bedacht hervor, daß unter den zahllosen fürstlichen Rebellen wider Kaiser und Reich, unter denen, die sich vor dem denkenden Vaterlandsfreunde als treulose Verräther gebrandmarkt haben, tapfere, kluge, geistreiche Männer gewesen sind, Männer, die in ihren Privatverhältnissen achtungswerthe Eigenschaften an den Tag gelegt haben. Wir preisen verdientermaßen die edlen Fürsten, die als Beschützer der Reformation sich große und bleibende Verdienste um die Welt erworben haben. Nichts destoweniger weiß Jeder, der die Geschichte nur oberflächlich

kennt: Deutschlands Fürsten haben Deutschland zerstückelt und sind Deutschlands Fluch!

Dürfen wir auch die Greuel des dreißigjährigen Krieges auf das Sündenregister der Fürsten schreiben? Der Haß der Katholiken und Protestanten hatte die schwarzen Wetterwolken heraufbeschworen, aus denen die Donner dieses schrecklichen Krieges hervorbrachen. Dieser Haß wurzelte in dem Fanatismus der Völker. Wenn er in den Thaten der Fürsten uns besonders offenbar wird, dürfen wir die Schuld des durch ihn entstandenen Unglückes allein den Fürsten aufbürden? Wir dürfen es nicht! Wohl aber müssen wir es anerkennen, daß die protestantischen Fürsten im heiligsten Interesse ihrer Völker handelten, wenn sie gegen die Kaiser sich auflehnten, die ihre Macht schändlich mißbrauchten. Den Kaisern gefiel die protestantische Kirche nicht, und weil sie ihnen nicht gefiel, sollte das rollende Zeitenrad stille stehen, sollte das große Werk des schaffenden Geistes vernichtet, sollte das Heiligthum zerstört werden, in dem die erwachenden Völker ihr Kleinod erkannten und die künftige Stätte wahrer Freiheit ahnten. Weil sie Kriegsheere aufzurichten und auszurüsten die Macht hatten, sollte die Wissenschaft vor ihrem Dictat sich beugen und der Geist in ihren Machtgeboten die Grenze seines Schaffens finden. — Sollen wir die mächtigen protestantischen Fürsten, die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg u. A. verdammen, weil sie nicht mit vereinter Kraft sich erhoben, als Kaiser Ferdinand II. die unglücklichen Böhmen niederschmetterte und ihren König, den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, verjagte? Allerdings haben die Fürsten durch ihre Mißgunst

gegen Friedrich, durch ihre Theilnahmlosigkeit bei seiner Niederlage viel Unglück über Deutschland gebracht. Allein — Kurfürst Friedrich gehörte der reformirten Kirche an und die Lutherischen haßten die Reformirten fast mehr als die Katholiken. Lag das allein an den Fürsten? Dürfen wir es den lutherischen Fürsten verargen, wenn sie den Haß theilen, der ihre Völker beseelt und in diesem Hasse den reformirten Kurfürsten im Stich lassen? — Sind wir berechtigt, die lutherischen Fürsten anzuklagen, weil sie den ganzen Krieg so erbärmlich geführt, durch ihre Schwäche, ihre Rathlosigkeit, ihre großartige Erbärmlichkeit unsägliches Unheil über Deutschland gebracht haben? Leser, darfst Du es jemals einem Menschen als Verbrechen anrechnen, daß er kein tüchtiger Feldherr, kein großer Staatsmann, überhaupt keine reich begabte Natur ist? daß er in einer Zeit als schwach erscheint, die eiserne Arme fordert und nur dem großen Manne, dem großen Helden und Staatenlenker es möglich macht, Ordnung in die chaotische Verwirrung zu bringen und den aufbrausenden Kräften die Richtung nach gleichem Ziele zu geben? Allerdings ist es empörend, daß kein deutscher Mann es verstand, Gustav Adolph's Hilfe wider den fanatischen Kaiser zu benutzen, ohne dem Ausländer völlig dienstbar zu werden, daß Gustav Adolph mit seinen 15,000 Schweden stark genug war, sich zum gebietenden Herrn des heiligen Römischen Reichs zu machen. Allerdings ist es schmachvoll, daß die mächtigsten protestantischen Fürsten im Frieden zu Prag (1635) von der gemeinsamen Sache der Protestanten feig sich lossagen und ruhig zusehen, wie Franzosen und Schweden das Vaterland verwüsten

Allein — Deutschlands Fürsten haben über Deutschlands Unglück geklagt und gejammert und geseufzt und bittere Thränen vergossen. Sie hätten gern Frieden gehabt, hätten gern den Ausländer zum Lande hinausgejagt, gern mit ihrem Kaiser sich ausgesöhnt, gern die furchtbaren Leiden ihrer Unterthanen gemildert. Es war nicht, wie früher, ihr Verrath, ihre Treulosigkeit, ihre Verweigerung pflichtschuldigen Gehorsams gegen den Kaiser, was Deutschlands Unglück verschuldete. Es war das fürchterliche Verhängniß, daß seine Fürsten damals, wie so oft, schwache, ungeschickte Menschen waren, Menschen, die nicht höher, wohl aber tiefer standen, als Viele ihrer Zeitgenossen.

Dürfen wir wünschen, daß der Ausgang des Krieges ein anderer gewesen wäre? daß Kaiser Ferdinand obgesiegt hätte über die Schweden wie über die Fürsten des Reichs? Kaiser Ferdinand hatte es im Laufe des dreißigjährigen Krieges in seiner Macht, die alte Kaiserherrlichkeit zu erneuern. Damals, als die Macht der protestantischen Fürsten gebrochen war, als vor Gustav Adolph's Ankunft Wallenstein mit den siegreichen kaiserlichen Heeren ganz Deutschland überschwemmt hatte und jeden Feind des Kaisers mit leichter Mühe unterdrücken konnte (1626—1630): damals stand es in des Kaisers Hand, die deutschen Fürsten, protestantische wie katholische, „zum Range der spanischen Granden" herabzudrücken. Hätte er Wallensteins ungeheure Uebermacht benutzt, wie er es konnte und wie Wallenstein es beabsichtigte*), anstatt den gewaltigen Feldherrn auf das arglistige Drängen

*) cf. Gfrörrer in seinem Leben Gustav Adolph's.

Maximilians von Bayern seines Amtes zu entsetzen und seine Kriegsvölker zu entlassen; hätte der verdüsterte Pfaffenknecht, der fanatische Jesuitenzögling mehr an die Macht des deutschen Vaterlandes als an den päpstlichen Pantoffel gedacht; hätte er mehr auf die Stimme der Vernunft als auf das heuchlerische Gerede der Pfaffen und Jesuiten, mehr auf Wallenstein als auf Maximilian gehört; hätte er nur zu einiger Billigkeit gegen die Protestanten sich erheben können: wahrlich, der Glanz der kaiserlichen Majestät hätte ihn umstrahlt wie die Mächtigsten seiner Vorfahren! Wollte Gott, daß er mehr Kaiser als Pfaffe gewesen, daß er für ewige Zeiten, gründlich und nachhaltig, mit Wallensteins Schwert der Fürsten Selbstherrlichkeit gebrochen hätte! Allerdings würde mit ihm das böse Princip, das der Knechtschaft, gesiegt haben. Allein haben die selbstherrlichen deutschen Fürsten ein anderes zur Geltung gebracht? Allerdings würde sein Sieg die protestantische Kirche gefährdet haben. Allein haben die protestantischen Fürsten das heilige Recht der Protestanten geachtet? Hat uns nicht noch die Zeit Friedrich Wilhelms IV. den Scandal des Eichhornschen Unsinns gezeigt? Stirbt der lebendige Geist, wenn Fürsten grollen? Ist die Kirche der lutherischen Pfaffen besser, als die der katholischen? Nur die protestantische Kirche, durchweht, belebt, und getragen vom freien protestantischen Geiste, ist ein Gottessegen. Dieser Geist aber weicht, ist seine Zeit gekommen, vor Ferdinand II. so wenig wie vor Friedrich Wilhelm IV. Der Sieg Ferdinands konnte die Einheit Deutschlands retten, konnte Deutschland vor der Schmach, vor dem namenlosen Elende bewahren, wel-

ches wir oben geschildert haben. Jetzt ist Deutschland nach Innen wie nach Außen geschändet, und der Westphälische Friede hat seine Schande besiegelt und reichsgesetzlich bestätigt.

Zwar verordnete der Westphälische Friede, daß die Oberhoheit des Kaisers als Band der Vereinigung für alle Bruchtheile des weiland großen deutschen Reichs fortbestehen und von allen seinen Fürsten und Ständen gebührend respectirt werden soll. Aber derselbe Westphälische Friede verordnet zugleich durch ein Reichsgesetz, daß diese Oberhoheit des Kaisers ein leerer Titel, ein Scheinwesen ohne Fleisch und Bein, ein phantastisches Gebilde ohne Wirklichkeit sein soll. Durch ein Reichsgesetz spricht er den deutschen Ständen das volle, uneingeschränkte Recht der Landeshoheit zu. Einzelne Redensarten und leere Floskeln sollen die kaiserliche Oberhoheit schützen, — aber haben je Redensarten Macht gehabt gegen Schwerter und Kanonen? Reichsgesetzlich zerfällt das Reich in Trümmer. Was der beharrlich und consequent durchgeführte Vaterlandsverrath, was eine durch Jahrhunderte bewährte, beispiellose Herrschgier wider Gesetz und Recht gegründet und gebaut hat, das steht jetzt in stolzer Sicherheit da auf dem festen Grunde eines Reichsgesetzes. Franzosen und Schweden hatten den Kaiser überwunden. Schwedens Heeresmassen hausten in des Kaisers Erblanden. Der Kaiser mußte sich fügen. Die Fürsten triumphirten und mit ihnen — Deutschlands erbittertste Feinde. Als das Vaterland nach dreißigjährigem Kriegselend im Blute schwamm und von Brandtrümmern erfüllt war, da sorgten die Herren Fürsten

mit beharrlichem Eifer für — die Fortdauer des namenlos scheußlichen Zustandes!

So hat sich Deutschlands fürchterliches Geschick vollendet. So, auf diesem Wege, durch diese Mittel haben Deutschlands Fürsten den Thron ihrer Herrlichkeit gebaut. Leser, noch bieten sich zwei Jahrhunderte unserer Betrachtung dar. Sollen wir die Thaten der selbstherrlichen deutschen Fürsten aus diesen zwei Jahrhunderten verzeichnen? Sollen wir die Fürsten schildern? Sollen wir erzählen, wie deutsche Fürsten ihre Macht mißbraucht, sich und die Länder ihrer Herrschaft geschändet haben? Wir haben es nicht nöthig. Wir wollen es nicht. Redet die Geschichte Deutschlands doch laut genug! Ist die Geschichte seiner Schmach, seines Elends, seines immer tieferen und gräulicheren Verfalls doch zugleich die Geschichte und die Schilderung seiner Fürsten! Wir haben die Schmach geschildert, die seit den Tagen des dreißigjährigen Krieges auf Deutschland gelegen. Seht Ihr in dieser Schilderung nicht deutlich die Gestalt der Fürsten? Zeigt uns nicht Ludwig XIV., nicht Napoleon der deutschen Fürsten ganze, unermeßliche Erbärmlichkeit? Wären ihre Thaten, wären Ludwigs Räuberzüge, der Mordbrenner gräßliche Arbeit, des Vaterlandes unermeßlicher Jammer, wären Napoleons glänzende Siegeszüge, des Helden schnelle, immer erneute Triumphe über das große Deutschland möglich, wären sie denkbar gewesen, wenn Männer, kluge, starke, für das Vaterland begeisterte Männer an der Spitze der deutschen Völker standen? — Leser, wir könnten mit leichter Mühe eine sehr specielle Schilderung der deutschen Fürsten geben. Wir brauchten uns

nicht sonderlich zu bemühen. Wir dürften nur abschreiben. Ein vornehmer Mann, ein scharfblickender Geschichtsschreiber, der Geheimerath und Professor F. C. Schlosser in Heidelberg, hat eine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs geschrieben. Er hat in diesem Werke die deutschen Fürsten ruhig, besonnen, wahrheitsgetreu geschildert. Er ehrt einen Friedrich II., eine Maria Theresia, einen Joseph II., wie sich's gebührt. Er sucht alles Gute hervor, was man möglicher Weise deutschen Fürsten nachsagen kann. Er ist durch und durch gerecht. Leser, lies seine Schilderungen, und die Haare steigen Dir zu Berge vor Entsetzen. Leser, welches sind die Thaten, die Bestrebungen der deutschen Fürsten gewesen!? Ihre Stände um das letzte ihrer Rechte zu betrügen, wie sie die Kaiser um ihr Kaiserrecht betrogen hatten; ihre Unterthanen zu völlig recht- und willenlosen Sclavenbanden herabzudrücken; unumschränkte Herrscher und Gebieter auch über die Geldbeutel ihrer „Lieben und Getreuen" zu werden; ihre Völker auszusaugen wie Vampyre; Gold zu gewinnen auf jegliche Weise; wie Herrgötter dahinzufahren über seufzende, hungernde Völker: das, Leser, das sind die Thaten der deutschen Fürsten gewesen in ihrer übergroßen Mehrzahl. Die Geschichte, die beglaubigte und bewährte Geschichte tritt auf als ihr furchtbarer Ankläger! Leser, Du kennst das Kriegselend der letzten Jahrhunderte. Die Zwischenzeiten des Friedens benutzten die Fürsten. Unter den schändlichsten Titeln, zum Theil auf eine Weise, die jedes Menschengefühl empört, mit Verleugnung jeder Billigkeit und jeder Schonung entpreßten sie ihren Völ-

kern ungeheuere Summen. In äußerer Pracht und Herrlichkeit zu leben, Schlösser zu bauen, Kammerherren und Maitressen zu halten, straflos zu schwelgen, sich zu baden im Schlamme der Lüste, das, o Leser, das betrachteten die Meisten als das wesentlichste der fürstlichen Vorrechte und Privilegien. Den Königen Frankreichs es gleich zu thun in wüster Verschwendung, das war das Ziel ihres Ehrgeizes.

Leser, meinst Du, der bessere und edlere Geist der neueren Zeit habe dem gerügten fürstlichen Unwesen ein Ziel gesteckt? Leser, getrauest Du Dir dieser Meinung Geltung zu verschaffen? Zählst Du die Zeit der Franzosenherrschaft der neueren Zeit an? Nun, willst Du leugnen, daß in dieser Zeit die deutschen Fürsten sich theils feig und erbärmlich, theils dumm und einfältig, theils verrätherisch und niederträchtig gezeigt haben, so willst Du die Wahrheit nicht sehen. Und als die treuen Völker ihre Fürsten aus der napoleonischen Gefangenschaft befreit, durch freudige Dahingebung, durch ungeheuere Opfer und unerhörte Anstrengungen die Befreiung des Vaterlandes erkämpft hatten, als die Fürsten nach menschlicher Berechnung den Völkern unbezahlbaren Dank schuldeten und überfließen mußten von Gefühlen des Dankes gegen ihre Befreier, — was thaten die Fürsten da? Du weißt es, Leser. Sie betrogen die Völker. Sie brachen ihr Wort. Sie schmiedeten neue, schmachvollere Fesseln. Sie lebten in Herrlichkeit und Freuden, blähten sich in verächtlichem Stolze und gebährdeten sich, als wären sie Götter. Die Völker klagten, seufzten, hungerten.

So ist's gewesen im lieben Vaterlande!!

VII.

Deutschlands Einheit.

Der Sturm brauste. Erstickende, giftige Nebel hatten alles fröhliche Leben gehemmt und den gemißhandelten Völkern selbst das Athmen erschwert. Sie verflogen in einem erschütternden Augenblick. Alles athmete frei auf. Der langen finstern Nacht folgte ein heller Tag, und — dem Sonnenlicht jauchzte die Welt entgegen. Todte wurden lebendig. Michel schüttelte den Schlaf von seinen Riesengliedern, führte kräftige Streiche und — war Sieger zu seinem eigenen Erstaunen! Befreite Völker jubelten, frohlockten in stolzer Hoffnung einer schönern Zukunft entgegen. Die Gewaltherren zitterten auf ihren wankenden Thronen. Sie zitterten und bebten. Sie fürchteten den Zorn der Völker, denn sie wußten, daß sie den Zorn der Völker verdient hatten. Mit Bleigewicht lag das Bewußtsein ihrer Sünden, der Sünden und Frevel langer, langer Jahre auf ihnen. Aber die Völker waren glücklich. Sie dachten nicht an Rache, nicht an Strafe. Sie vertrauten und hofften. Sie stützten die wankenden Throne. Sie ehrten die Fürsten in ihrer Niederlage. Sie waren edel! Der Edle will, wenn der Retter gekommen, — Versöhnung!

Die Revolution war dem besonnenen Deutschen ein heiliger Erlöser aus fürchterlicher Noth, ein Erretter aus tiefem, greulichem Elend. Schmachvoll war die Lage, in der sich dem Deutschen die Welt hin-

geschleppt hatte seit Jahrhunderten. Schmachvoll über
jeden Ausdruck war sie geworden in den letzten Jahr-
zehnten. Es sei nicht so schlimm gewesen? Es sei
Uebertreibung, es sei Verleumdung in diesen Worten?
Es spreche sich in ihnen ein milzsüchtiges Verkennen
vieler guten, erfreulichen Erscheinungen aus? Meinst
Du, Leser? Ja, ich höre solche Worte. Ich kenne
sie. Ich kenne die Gedanken der Selbstsüchtigen, die
die Welt im freundlichsten Lichte sehen, wenn es ihnen
wohl geht, wenn ihr Acker lohnt, ihr Geschäft blüht,
ihr Tisch besetzt ist, ihr Ehrgeiz durch Orden und Ti-
tel reichliche Nahrung findet. Ich kenne sie. Ich kenne
die fürchterliche Macht, welche die Selbstsucht über die
Menschen übt. Ich kenne auch die Gedanken verblen-
deter Pietisten, die Bestrebungen ehrgeiziger Priester
und Pfaffen, die keine Ahnung haben von der herrli-
chen Bestimmung des Menschen, und theils aus schnö-
der Selbstsucht, theils aus Bornirtheit eifrige Helfers-
helfer treuloser Gewaltherren werden. Sie wissen,
daß das nebelhafte Reich ihres Unsinns nur un-
ter der schützenden Obhut allergnädigster Absolut-
monarchen gesichert ist. Sie wissen, daß die Son-
nenstrahlen der Freiheit die Nebel zertheilen und
mit unwiderstehlicher Macht Licht auch in die verdüster-
ten Geister ihrer Pfleglinge tragen. Darum rühmen
sie die Vergangenheit. Aber ich frage Dich, ernster,
prüfender, besonnener Mann, war diese Vergangenheit
nicht schmachvoll über jeden Ausdruck? War Deutsch-
land nicht ein Spott des Auslandes, ein Gegenstand
des Mitleids und der Verachtung? War es nicht dem
Uebermuthe seiner Nachbaren schutzlos preisgegeben?
Unterlag es nicht dem kleinen Holland wie in unse

Tagen dem winzigen Dänemark? Lag nicht die Absolutmonarchie mit ihrem fürchterlichen Unsegen auf Deutschlands Völkern? Entwürdigte, schändete sie nicht sonst edle Völker? Erstickte sie nicht die Menschenwürde, das stolze Selbstbewußtsein, den kühnen Mannesmuth? Erzog sie nicht ein elendes, kriechendes, schleichendes Geschlecht von Knechten? Waren nicht Deutschlands Völker rechtlos, völlig rechtlos ihren Gewaltherren gegenüber? Wurde nicht mit feierlichen Versprechungen ein schändliches Spiel getrieben? Wurde nicht systematisch an der Entsittlichung, an der geistigen Niederdrückung der Völker gearbeitet? Und wie, — mußten wir uns nicht schämen vor dem freien und in seiner Freiheit stolzen Ausländer? Wir mußten uns von Polizeispionen gängeln, von Geheimeräthen und Präsidenten wie Knaben behandeln lassen! Wir flehten, jammerten, bettelten um einiges Recht, und man verhöhnte uns. Wir zogen uns zurück auf das Gebiet der Kirche, wollten wenigstens frei denken, forschen, singen und beten, — und man griff mit ruchloser Hand selbst die protestantische Freiheit an. Wir flehten, — so feig, so erbärmlich, so niederträchtig waren wir geworden, — wir flehten um Schonung und Geduld bei diesem greulichen Attentat, — und man versagte uns die Schonung. Unsere Denker hatten mit großen Erfolgen das Feld der Wissenschaft bebaut; wir standen in mehr als einer Hinsicht da als die Lehrer der Welt, und — mußten es erleben, daß bornirte Minister den Männern der Wissenschaft Lehren zu geben wagten über die Gränze der Wissenschaft. Das Alles haben wir erlebt, und wie, unser Zustand wäre nicht ein schmachvoller gewesen? Und kannst Du es leugnen, daß kein

Reichthum des heimathlichen Bodens, kein überreicher Erndtesegen, kein Fleiß, keine Sparsamkeit bei den wahnsinnigen Anforderungen der absolutmonarchischen Regierungen dem hereinbrechenden Elende Schranken setzen konnte? daß dem besseren Menschen das Herz bluten mußte, wenn sein Auge auf die Millionen und aber Millionen verwahrloster, verkommender, jammernder Menschen fiel? — wenn er hören mußte, wie die sentimentale Albernheit vieler Großen, ihre scheußliche Frömmigkeit und nichtswürdige Andacht diese Hungerleider wie zum Hohne „Brüder in Christo" nannte? Kannst Du es leugnen, daß viele Fürsten wie Wahnsinnige im Schweiße ihrer Unterthanen sich badeten? daß sie in Zeiten fürchterlicher, allgemeiner Noth, in Zeiten, da Tausende jener „Brüder in Christo" vor Hunger umkamen, herrlich und in Freuden lebten, als wäre Alles gut und schön, wenn sie befriedigt sind? Kannst Du es leugnen, daß man in den größten und meisten Ländern Deutschlands den Unsinn so weit getrieben hatte, das schwarze, trockene Brodt des Hungerleiders zu besteuern? daß man hochbesoldete Staatsämter in Unmasse gründete, um die Söhne der Adeligen und anderer begnadigten Kreaturen auf Kosten des Volkes und mit dem Schweiße des Volkes standesmäßig zu versorgen? daß man an Minister, Präsidenten, Geheimeräthe Hunderttausende vergeudete, während die Bitten der „kleinen Leute" aus „Mangel an Fonds" in Gnaden abgeschlagen wurden? daß man schmachvoll mit dem Gute des Volkes gewirthschaftet? daß man gegen Vorstellungen, Bitten, Beschwerden die Ohren verschlossen, und in tausend Fällen es geradezu unmöglich gemacht hatte, gege

Höhergestellte, gegen Behörden zumal sein sonnenklares Recht zu erhalten? Doch wo sollten wir aufhören, wollten wir die Vergangenheit in ihrer ganzen Scheußlichkeit schildern! Uebrigens wissen wir sehr wohl, daß wir Aehnliches schon öfter gesagt haben. Wir denken es auch heute nicht zum letztenmal zu sagen. Kommt nur her mit Eurem: es war nicht so schlimm! Immer von Neuem will ich Euch entgegendonnern, was kein Mensch, der nicht blind und taub ist, leugnen kann, was Jeder in der Stille seines Herzens zugestehen muß, ob er auch in schlauer und weltkluger Berechnung öffentlich sich anders erklärt. Immer von Neuem will ich ans Licht ziehen, was von Manchen so gern der Vergessenheit übergeben wird. Immer von Neuem, — bis — — der Sieg errungen!!

Die Revolution mußte als Erretter und Heiland, mußte ihrer Opfer ungeachtet als ein unermeßliches Glück, als ein Gottessegen begrüßt werden. Sie war die Morgensonne nach schwarzer, unheilbrütender Nacht, der reinigende Sturm, der dem Frühling vorangeht. So mußte sie Jedem erscheinen, den nicht der Teufel der allernichtswürdigsten Selbstsucht geblendet hatte. Jeder mußte sie mit Freuden begrüßen, der nicht zu bornirt, zu dumm war, um den Menschen und seine Bestimmung zu erkennen. Die Vergangenheit konnte keinem edlen, gebildeten Menschen gefallen. Selbst die Besseren und Verständigeren unter den Bevorzugten mußten sich unbehaglich fühlen. Selbst den Fürsten, selbst den hohen regierenden Häuptern mußte es unheimlich werden in einer Welt, die die heiligsten Gesetze der Humanität, die Grundgesetze des Evangeliums ohne Ausnahme mit Füßen trat. Die Besseren unter ihnen mußten sich

ekeln vor den Schmarotzern und Speichelleckern, von denen sie umgeben waren, vor den Geheimeräthen und Kammerherren, denen der Stempel der Erbärmlichkeit auf die Stirn gedrückt war. Sie mußten fühlen, daß der Boden unter ihren Füßen wanke. Kein denkender Mensch konnte sich behaglich fühlen. Alle, die Kopf und Herz hatten, mußten der Revolution entgegen jubeln. Und was hofften die erlösten Völker? Was suchten sie im Wogendrange der stürmenden Zeit? Deutschlands Völker suchten ihr Vaterland, ihr großes, herrliches, gottgesegnetes Vaterland; das verlorene, verrathene, verkaufte Deutschland suchten sie. Deutschland, das einige Deutschland, das starke, große, unüberwindliche Deutschland, — das war der große, stolze Gedanke, der die Brust schwellte und das Herz erhob, in Süd und Nord in Allen flammte, die ein Herz für die edle Germania hatten, und nicht das bessere Selbst, den edlen Stolz, den Mannesmuth unter dem Fluche der Absolutmonarchie und in der Angst ihrer erbärmlichen Krämerbestrebungen eingebüßt hatten. Deutschland eine Macht, ein Reich, ein großes, fest- und engverbundenes Ganze; Deutschland in seiner alten Glorie, seiner alten Macht; die Kraft seiner Söhne, den Reichthum seines Bodens, die Fülle seiner Hilfsmittel, seine günstige Lage benutzend zum Aufbau seiner Größe; Deutschland erlöst von seiner Heerschaar selbstherrlicher Fürsten, befreit von dem Fluche, unter dem es geseufzt und gejammert seit Jahrhunderten, nicht mehr die elende Versorgungsanstalt für Prinzen und Prinzessinnen, nicht mehr das Land der Fürsten, der Edelleute, der Geheimeräthe, Pfaffen, Soldaten und Bettler, nicht mehr der klassische Sitz der Fürstenver-

götterung, der Heuchelei und Lüge, der Schmeichelei und Kriecherei, nicht mehr der Spott des Auslandes, der Hohn des moskowitischen Czaaren, die Verachtung des übermüthigen England, nein, das alte Deutschland, das Deutschland der Ottone und der Heinriche in neuer, verjüngter Gestalt, das Deutschland, welches sich selbst kennt, seine Macht, seine Größe zur Geltung zu bringen fest entschlossen ist, den flammenden Muth seiner begeisterten, kampfgeschickten Söhne zu benutzen weiß und stolz im Gefühl seiner gewaltigen Kraft sich erhebt, — wahrlich, ein solches Deutschland, — welch' ein großer, mächtiger, stolzer Gedanke!

Wer bist Du, Leser? Hast Du ein Herz, das großen Gedanken Raum gewährt, für das Vaterland, für die Erlösung der Menschheit glüht? Kennst Du Deutschland? Kennst Du das herrliche, gottgesegnete Land und sein fürchterliches Geschick? Leser, so kannst Du nicht gleichgiltig bleiben bei dem großen Gedanken: Deutschland Eins! eine Macht, ein Reich, ein fest- und engverbundenes Ganze! Du kannst nicht gleichgiltig bleiben. Du mußt einsehen, — es ist ein großartiger, überfließender Gewinn auch für Dich, das einige Deutschland! Wie, bist Du ein trauriger, engherziger Philister? Erhebt Dich der Gedanke an die Erhebung des Vaterlandes nicht? Schlägt Dein Herz wirklich nicht rascher, wenn das Vaterland in neuer Herrlichkeit, ein freies Land freier Bürger, die freie Heimath edler, starker Männer, würdiger Söhne der alten, markigen, freiheitstolzen, unbezwungenen Germanen vor Deinem durch die Macht der Hoffnung verklärten Auge steht? Ja so, — Du hast nur Sinn für das, was Dir Vortheil bringt, Deiner Selbstsucht dient und Deine

Habe mehrt? Nun, ich will zu Dir hinabsteigen. Ich will mich hinablassen auf Deinen gemeinen, niedrigen Standpunkt. Du sollst und mußt erkennen, daß des Vaterlandes Einheit Dir unermeßlichen äußeren Vortheil bringt, Deinen Geiz befriedigt, die Opfer des Kampfes mit Wucherzinsen zurückgiebt, in tausendfacher Hinsicht den engherzigsten Interessen des großen Kaufherrn wie des geringsten Arbeiters entgegenkommt. Der Handel muß blühender, großartiger, mächtiger werden, wenn alle Grenzsperren gefallen sind und das ganze Deutschland als ein freies, großes Handelsgebiet dem betriebsamen Kaufherrn sich darbietet. Es kann nicht ohne fördernden Einfluß bleiben, wenn alle kleinliche Bedrückungen engherziger, geldgieriger Regierungen fortfallen, die Ströme frei werden, die Landstraßen in allen Gegenden die Pflege einer mächtigen, über ungeheure Mittel gebietenden Regierung erfahren, die Eisenbahnen von einem Mittelpunkt aus nach einem Plane erbaut und geleitet werden und so als ein zweckmäßig zusammenhängendes, großartiges Netz eine Verbindung herstellen, wie sie für das ganze Vaterland am heilsamsten und dienlichsten ist. Es kann nicht ohne Einfluß bleiben, wenn Deutschland in imponirender Hoheit dem Auslande gegenüber steht, den Dänen Sitte lehrt, des Holländers Uebermuth durch das Runzeln seiner Stirn bricht, dem Engländer als ebenbürtig entgegentritt, und dem Russen sein unanständiges Prahlen durch einen Griff an's mächtige Schwert verleidet. Es kann nicht ohne Einfluß bleiben, wenn das einige, von allen seinen Schmarotzerpflanzen, von seinen Blutsaugern, von seinen Friedensheeren im Kriegerschmucke erlöste Deutsch-

land ohne Umstände, ohne drückende Opfer der Einzelnen Milliarden auf den Bau von Kriegsschiffen und von Häfen verwenden kann. Es kann das Alles nicht ohne den mächtigsten Einfluß bleiben. Der Handel muß einen ungeheuren, nie geahnten Aufschwung nehmen. Deutschland mit seinen betriebsamen, geschickten, kraftvollen Bewohnern, mit seinem Reichthum an geistiger und materieller Kraft, mit seiner Wissenschaft, seinem Kunstsinn, seiner Gewerbthätigkeit, seinem Bodenreichthum, — Deutschland muß ein Marktplatz des gewinnreichsten Handelsverkehrs werden. Und gewinnt dadurch bloß der Kaufmann? Geht der Handwerker, geht der Arbeiter, der Landmann, der Privatmann leer aus? Nein, es geht Keiner leer aus! Blicke hin nach den Ländern des blühenden Handels! Frage Holland zur Zeit seiner Größe, frage die Hansa, die süddeutschen Städte des Mittelalters, die italischen Republiken, — hatte sich nicht der Wohlstand bis in die untersten Schichten der Gesellschaft verbreitet? Hatte sich nicht ein Handwerkerstand gebildet, der an Reichthum und Bildung mit allen Ständen wetteiferte? Sichert nicht ein großartiger Handelsverkehr Millionen von Arbeitern ausreichenden Verdienst? Es ist kein Stand, auf den sich der Segen des blühenden Handels nicht erstreckte, kein Stand, der arm bleiben könnte, wenn die freien Ströme von Schiffen und die Landstraßen von Lastwagen wimmeln, wenn die Eisenbahnen die Entfernungen aufheben, Städte an Städte, Länder an Länder rücken, und der Schiffer mit dem Bewußtsein den Ocean durcheilt, daß eine mächtige Kriegsflotte der Flagge Ehrfurcht verschafft. Verweiset uns nicht auf England, das Land der Millionaire und der Hungerleider. In England

hat eine geldgierige Aristokratie Jahrhunderte lang Gesetze in Geltung erhalten, welche im Interesse der Reichen den unteren Ständen die Bedürfnisse des Lebens ins Unerschwingliche vertheuerten und dadurch einen Nothstand erzeugten, wie ihn der Handel unter anderen Umständen nicht duldet. England hatte eine constitutionelle Monarchie, eine freie Aristokratie, aber keine Freiheit des Volks, keine Gleichberechtigung Aller, — drei Fünftel der Bewohner Englands waren Knechte. Erbaut das einige Deutschland auf der Grundlage wahrer Volksfreiheit, auf dem Fundament jener Demokratie, die wir im ersten Hefte geschildert haben, und Ihr sollt erleben, wie geschickt, wie sicher der Handel Wohlstand, Behaglichkeit, Lebensgenuß auch in die Hütten der Armuth zu bringen weiß! Und hat das einige Deutschland jene Störungen des Handels und Verkehrs, hat es die Kriege zu fürchten, die seit langen Jahrhunderten mit seltener Unterbrechung das zerstückelte Deutschland geschändet und elend gemacht haben? Leser, ist Deutschland ein Reich, liegt die Kriegsmacht in einer starken Hand: nie wird die Schmach, die Schande, das grauenhafte Elend der vergangenen Jahrhunderte wiederkehren; nie mehr wird Deutschland ein Spielball seiner Nachbaren, die Beute ihres Ehrgeizes, das Opfer ihrer Eroberungssucht, nie mehr wird es von höhnenden Feinden zertreten, verwüstet, beraubt und geschändet werden; nie mehr werden Deutsche sich der Siege rühmen, die sie über Deutsche errungen. Ist Deutschland Eins, liegt die eine Kriegsmacht in einer starken Hand, dann blickt es in ruhiger Hoheit nach Osten und bietet Hand oder Schwert dem befreiten Slaven oder dem geknuteten Russen; dann flößt es Hochachtung dem

befreundeten Westen ein, und keinem Ludwig, keinem Napoleon fällt es ein, sich in Deutschlands Eichenwäldern Lorbeeren zu pflücken. Ja, erhebt sich Deutschland einst wie Ein Mann, nicht für „allerhöchste“ Häupter und „allergnädigste“ Landesväter, sondern für sich, für seine Ehre, seine Macht, dann kommt jener Rothbart aus seinem Kiffhäuser hervor, und sein Geist legt sich wie Feuerflammen auf die Spitze der Schwerter, und die Schwerter — werden Friedensboten! Leser, wird Deutschland Eins und frei, dann kann der schöne Traum des ewigen Friedens zur schönen Wirklichkeit werden! Leser, der Boden des einigen, freien Deutschland hat gerade die rechten Bestandtheile, die Palme des Friedens zu tragen und dasjenige Holz zu liefern, aus dem man Schlagbäume gegen Uebermuth, Eroberungssucht und alle Teufelskünste der Diplomaten baut! Deutschland wird groß und gefürchtet sein, ohne seine besten Kräfte zur Unterhaltung einer Unmasse von Soldaten vergeuden zu müssen. Wie es jetzt im lieben Deutschland ist, weiß jedes Kind. In den langen Friedensjahren gab es kaum eine ansehnliche Stadt, in der nicht zierliche Lieutenants und geschniegelte Soldaten in Menge und in allen Straßen umherliefen. Wohin man sah und hörte, überall im tiefsten Frieden Trommelgewirbel, militairisches Schaugepränge aller Art. Preußen und Oesterreich zählten zu den sogenannten Großmächten. Aber weder Preußen noch Oesterreich waren den wirklichen Großmächten, Frankreich, England und Rußland, irgendwie gewachsen. Durch Erschöpfung ihrer besten Kräfte mußten sie, um einigermaßen in der Reihe der Großmächte als ebenbürtig zu erscheinen, eine

unverhältnißmäßige Militairmacht unterhalten. Das kostete Geld, verschlang ungeheure Summen, und die Summen kamen aus dem Seckel des Bürgers und des Bauern. Wie ganz anders, wenn sich Deutschland mit dem Auslande zu messen hat! Leser, das einige, das freie Deutschland wird es Narren und Verrückten überlassen, ihre besten Kräfte im Soldatenspiel zu vergeuden. Es wird der Welt das wunderbare Schauspiel eines Staates ohne Friedensheere zeigen und den Beweis für die Wahrheit führen, daß der am besten vertheidigt wird, der sich selbst vertheidigt. Jetzt hat jedes Land und jedes Ländchen Deutschlands seine Minister. Jedes Land und jedes Ländchen hat seine kostspielige Regierungsmaschine. Wird das einige Deutschland diese Unmasse von Ministern und Präsidenten, diese Welt von Regierungsbeamten haben müssen, die jetzt aus der Tasche des Bürgers und des Bauern gar vergnüglich und behaglich lebt? Jetzt halten Preußen, Oesterreich, Sachsen, Bayern u. s. w. u. s. w. ihre zahlreichen und kostspieligen Gesandtschaften an den verschiedenen Höfen Europa's und in Amerika. Diese entziehen jedem einzelnen Lande ungeheure Summen und sind zum größten Theile völlig überflüssig. Millionen über Millionen werden Jahr aus Jahr ein erspart werden, sobald Deutschland die nothwendige Bedingung seiner Wiedergeburt erfüllt haben wird. Leser, wenn diese Millionen in der Tasche des Bürgers und des Bauern bleiben, oder wenn sie zur Hebung des Handels und des Ackerbaues, für Landstraßen, Eisenbahnen, Bildungsanstalten u. s. w. verwendet werden, wird nicht jeder Einzelne am reichen Gewinne seinen Antheil haben? wird nicht Deutschland, wird nicht das Leben

in Deutschland ein ganz anderes werden? Kein Mensch mit gesundem Menschenverstande, auch der engherzigste, beschränkteste Philister nicht, kann den großartigen Gewinn, kann die zahllosen Vortheile, den ungeheuren Segen verkennen, den der Einheitsstaat uns Deutschen bringen muß und bringen wird! Leser, ist Deutschland Eins, so kannst Du ungehindert von Süd nach Nord und von Nord nach Süd reisen, ungehindert die Erzeugnisse Deines Fleißes aus einer Gegend in die andere senden, von Land zu Land Deine Waaren vertreiben, wie Du willst, wie es Dein Vortheil fordert. Wohin Du gehst, wo es Dir wohlgefällt, überall findest Du Dein Vaterland, Deine Heimath, überall hast Du das Heimathsrecht im großen Deutschland. Von dem Schinden und Plagen, von dem Geldzahlen auf den Gränzen, die Deutschland von Deutschland trennen, von dem Visitiren und Inspiciren, dem Durchsuchen und Durchwühlen der Kisten und Kasten, dem Schmuggeln und Contrebandiren mitten im Herzen des deutschen Vaterlandes, von dem Verjagen deutscher Männer aus deutschen Städten und Staaten, von dem Unsinn der verschiedenen Maaße, Münzen und Gewichte, der wunderlich verschiedenen Gerechtigkeiten hier und dort, von Alledem ist dann keine Spur mehr vorhanden! Väter erzählen dann wohl von Alledem ihren staunenden Kindern, und die Kinder begreifen's und fassen's nicht. Sie forschen, wie es doch möglich gewesen, daß die Altvordern so fürchterlichen Unsinn so lange Jahrhunderte geduldet, so lange Jahrhunderte hindurch die Mißhandlung des großen Vaterlandes getragen haben. Sie fassen es nicht und schütteln die Köpfe und fragen, ob denn früher die deutschen Männer keine Köpfe und

keine Herzen und keine Fäuste, ob sie keine Liebe zu ihrem Vaterlande und keinen Grimm gegen seine Unterdrücker gehabt hätten. Ja, wahrlich, Leser, Tausenderlei ist wie gemacht zum Kinderspott! Haben sich nicht deutsche Länder angefeindet, verlästert, chikanirt, als wären sie Todfeinde, als müßte das eine Land sein Heil in dem Verderben des anderen suchen? Haben sich nicht Norddeutschland und Süddeutschland gebährdet, als sei es absolut unmöglich, ihre verschiedenen Interessen des Freihandels und der Schutzzölle auszugleichen? Hat nicht Oesterreich gehandelt, als wäre unerbittlicher Kampf gegen die geistige Entwickelung, gegen die ersehnte staatliche Umgestaltung, gegen den Wohlstand des übrigen Deutschland die Grundbedingung seines Bestehens und Wohlergehens? Hat nicht Hannover d. h. die hannöversche hochadlige Regierung gehandelt, als wäre ihr das Interesse Englands mehr ans Herz gewachsen, als das Deutschlands? Haben sich nicht Hannoveraner und Braunschweiger, die nächsten Nachbaren, vor wenigen Jahren an der Gränze geschunden und chikanirt, als wäre der Bürger Ruin der Regierungen Wunsch und Wille? Ist's nicht mitunter so toll, so nichtswürdig gewesen, als hätten Lotterbuben die Zügel der Regierung in ihrer Hand gehabt? — Du gehst auf Reisen. Du hast etwa Dein gutes preußisches Geld in der Tasche. Du kommst nach Oesterreich, Bayern u. s. w. Hilf Himmel, da gilt Dein Geld nicht! Verkäufer sehen es an, drehen es um und — nehmen es nicht, als wäre es vom Monde! Endlich wirst Du es los, aber — mit bedeutendem Verluste. Mit dem dortigen Gelde weißt Du nicht Bescheid und — wirst betrogen an allen Ecken und Enden. Und doch bist Du und bleibst

Du im lieben deutschen Vaterlande! Dein Sohn geht auf die Wanderschaft. Er kommt nach Sachsen oder Oesterreich. Da gefällt es ihm unter den gemüthlichen Menschen, in den lieblichen Gegenden. Er findet Arbeit, einen wackern Meister, Freunde und Bekannte, Mittel zu seiner tüchtigen Fortbildung. Er möchte gern bleiben. Aber — er hat seiner Militairpflicht nicht genügt. Er ist zwar ein Deutscher und im deutschen Vaterlande. Das hilft ihm nichts! Nach Preußen muß er zurück, in Preußen muß er den Soldatenrock anziehen, preußischen Behörden muß er sich stellen, will er nicht endlich als Verbrecher behandelt sein. Oder er kommt nach der Soldatenzeit ins Ausland, d. h. ins deutsche Ausland. Die Verhältnisse lassen sich günstig an. Er könnte sein Brod, sein gutes Brod finden. Er hat Kraft und Geschick zu tüchtiger Arbeit. Es zeigt sich ihm die Gelegenheit, den eigenen Heerd zu gründen. Er lernt ein Mädchen kennen, welches ihm die Hand reichen will, die Eltern sind einverstanden, an Kundschaft fehlt es nicht, — ein freundliches Geschick lacht ihm entgegen. Aber — er ist ein Ausländer, mitten im Herzen des deutschen Vaterlandes ein Ausländer. Er hat das Heimathsrecht nicht, auch keinen anderen Reichthum, als den seiner gediegenen Kraft, seiner Geschicklichkeit, seines frommen deutschen Herzens. Dieser Reichthum hilft ihm nichts vor den Augen vertrockneter, herzloser Actenmenschen, denen der Buchstabe heilloser, verschrobener Gesetze die höchste Regel ihres Handelns und Entscheidens ist. Er ist Ausländer. Er muß fort, und sein ganzes Glück fällt in Trümmer! Oder Du ziehst mit Weib und Kind in ein deutsches Land, welches nicht Deine Heimath ist.

Du ernährst Dich redlich, gewinnst Unterhalt und Freunde. Da sprichst Du ein Wort, welches den Polizeispionen nicht gefällt, offenbarst frei und öffentlich Deine demokratischen Grundsätze, schreibst einen Aufsatz, bringst einen Trinkspruch aus, in dem die Polizeinase Aufruhr wittert, und — ein hohes Rescript Königlicher oder Herzoglicher Regierung genügt, Dich des Landes zu verweisen. Du bist in der größten Verlegenheit, siehst Armuth und Noth vor Augen, Weib und Kinder klagen und jammern. Das schadet nichts. Du mußt fort und ob das Herz Dir bräche. Du mußt fort, denn mitten im Herzen des deutschen Vaterlandes bist Du ein rechtloser Fremdling!

Leser, so *ist* es und — so *könnte* es sein! Leser, präge die Gestalt des einigen Deutschlands, die große, ehrfurchtgebietende, lebenverheißende Gestalt, präge sie tief Deinem Geiste ein. Sie gehört *nicht* dem Reiche leerer, haltloser Träume an. Von Tage zu Tage gewinnt sie mehr Leben in der Hoffnung, in der Zuversicht der Millionen. Vergiß es nicht, präge es Dir tief ein, — sie ist lebendig und wirklich, sie hat Dasein, Kraft und Leben, sobald der Wille, der *rechte* Wille fest und unerschütterlich in der Brust der Millionen steht, sobald die Brüder im Soldatenrocke, die Brüder, die das Bayonnet handhaben, zur Erkenntniß der großen Wahrheit kommen, daß Jeder ein Narr ist, der sich selbst zerfleischt!

„Das sind Redensarten! Du hast uns die hohe, schöne Gestalt gezeigt, zeige uns auch deutlich, wie wir ihr Leben geben können! Du hast uns das Paradies gezeigt, zeige uns auch den Weg, der zum Paradiese führt!“ Gemach, lieber Leser! Den Weg will ich

Dir zeigen, sobald es Zeit ist. Für jetzt wollen wir uns nach den Feinden umsehen, die uns zu jeder Zeit auf diesem Wege entgegentreten werden. Im Schlaf giebt uns der liebe Gott das einige Deutschland nimmer! In behaglicher Ruhe erringt sich das Große nicht! Es fordert Kampf, ernsten, schweren Kampf. Wohlan, laßt uns die Feinde ins Auge fassen, die uns im Kampfe gegenüberstehen!

1. Werden jemals die deutschen Fürsten eifrige Beförderer der deutschen Einheit sein? Viele derselben wollten die Reichsverfassung nicht, obgleich schwerlich jeder Deutsche in ihr die Garantie einer vollkommenen Einheit finden wird. Viele wollen die Verfassung des Sonderbundes nicht, obgleich in ihr nur sehr leise und unschuldige Anfänge eines einheitlichen Deutschlands bei sorgfältiger Betrachtung aufzufinden sein dürften. Preußen will ein möglichst großes, in Friedrich Wilhelm einiges Preußen; ein großes, einiges Deutschland zu wollen, dazu fehlte ihm seiner Zeit der genügende Muth und — der ausreichende Verstand. — Laßt uns billig sein! Wir können nicht erwarten, daß alle 34 deutsche Fürsten — wie wir denken. Was fordert das einige Deutschland von den Fürsten? Kann es überhaupt vier und dreißig Fürsten möglicher Weise in ihrer amtlichen Stellung belassen? Muß es nicht wenigstens drei und dreißig ihres Amtes entsetzen und sie energisch veranlassen, eine angemessene Pension im Auslande zu verzehren? Wir nehmen das Gegentheil an. Wir denken uns die vier und dreißig Fürsten im einigen Deutschland als möglich. Allein muß nicht die Kriegsmacht, Heer wie Flotte, ohne alle Frage ausschließlich in einer Hand stehen? Darf irgend ein

Theil der Kriegsmacht einem Anderen Treue und Gehorsam schwören, denn allein dem Oberhaupte? Muß nicht die Vertretung Deutschlands nach Außen, das Recht der Bündnisse, des Krieges und des Friedens, der Handels- und Schifffahrtsverträge ausschließlich ihm gebühren? Muß nicht die Gesetzgebung über das Gerichtswesen, namentlich soweit sie den Handel, die Presse und das politische Verbrechen betrifft, ebenso die Anordnungen über Kunststraßen und Eisenbahnen, Kanäle und Strombauten, die Bestimmungen über Flußschifffahrt, Münze, Maaß und Gewicht im einigen Reich von einem Centralpunkt ausgehen? Du meinst, das sei nicht Alles nöthig. Was ist nicht nöthig? Etwa, daß nur der Reichsgewalt Einfluß auf die Kriegsmacht gebühre und ihr allein der Eid der Treue geschworen werde? Aber wie, wenn die Fürsten rebellisch sein wollen? Wenn sie ihre Unterthanen gegen das Reich aufwiegeln, Verschwörungen unter sich und mit den Reichsfeinden anzetteln? Du Thor, hast Du vergessen, was die Geschichte lehrt? Traust Du den Narren, die mit ihren trostreichen Versicherungen: das werden die Fürsten nicht thun, das wird ihnen nicht gelingen u. s. w., jede Kluft auszufüllen und jedes Bedenken zu beseitigen wissen? Frage die Geschichte, denke an die Leidenschaften der Menschen, erwäge die Macht fürstlicher Vorspiegelungen und Versprechungen auf die Massen, besonders wenn das erste Feuer der Begeisterung erloschen ist, und Du mußt zugeben: auch keinen Lieutenant, keinen Unterofficier darf ein Anderer anstellen, als die Reichsgewalt. Oder soll etwa das Gerichtswesen den Einzelstaaten überlassen bleiben? Also willst Du die Ungebühr verewigt

wissen, daß in Hannover erlaubt ist, was Bremen verbietet, daß hier dieses, dort jenes Gesetz, hier dieses, dort jenes Recht gilt, hier das Schwurgericht, dort die heimliche Inquisition zu Recht besteht, hier der hochfürstliche Oberpräsident, dort das freie Volk die Geschwornen ernennt? Nun wahrlich, das giebt eine Einheit zum Gotteserbarmen! Oder willst Du den Einzelregierungen das Recht der Bündnisse und Verträge gesichert wissen, und dafür Sorge tragen, daß etwa die Wittelsbacher sich wieder, wie oft geschehen, mit dem Reichsfeinde verbinden dürfen, wenn ihnen die Reichsgewalt nicht behagt? Es geht nicht anders! Soll Deutschland Eins werden, so müssen wenigstens die oben angegebenen Rechte bei der Reichsgewalt sein! Du schüttelst den Kopf? Du meinst, das sei der Einheitsstaat, nicht der Bundesstaat! Mein Freund, nenne das Ding wie Du willst, — wir reden vom **einigen** Deutschland! von dem Deutschland, dem für die gemeinsamen Zwecke des Vaterlandes die ganze Kraft, die ganze Macht des Reiches zu Gebote steht; dem es möglich ist, die gleiche Ordnung, das gleiche Recht, das übereinstimmende Gesetz hier wie dort zu handhaben. Oder soll der Bewohner des Nordens nie im Süden die Heimath, der des Südens ewig im Norden die Fremde finden? Soll der Deutsche sich nie als Bürger des einen Deutschlands fühlen, ob er von Süd nach Nord oder von Nord nach Süd gegangen? Du willst doch, daß die schmähliche Vergangenheit nicht das treue Spiegelbild der Zukunft sein soll, willst doch Deutschland als ein Ganzes mit starker, einheitlicher Regierung, der das Inland wie das Ausland Ehrfurcht zollt? Nun wohlan [illegible]n einem

solchen Deutschland finden die Fürsten der einzelnen Länder keine andere Stellung, als die der Regierungspräsidenten, der hoch betitelten und besoldeten Beamten der Reichsgewalt zur Verwaltung der Provinzialangelegenheiten auf Grund der Reichsgesetze. Leser, werden die Fürsten jemals freudig mitwirken, sich die in jeder Hinsicht eigenthümliche Stellung erblicher Verwaltungsbeamten zu verschaffen? Leser, unsere Fürsten sind mit den Gedanken ihrer selbstherrlichen Machtvollkommenheit genährt und getränkt. Sie betrachten ihre Selbstherrlichkeit als ein heiliges, unantastbares Recht, und die abgöttischen, kriechenden Völker tragen selbst die Schuld, wenn es den Fürsten im Traum nicht einfällt, ihre Völker als den einzigen Zweck aller staatlichen Einrichtungen und das Volkswohl als den einzigen Rechtstitel ihrer fürstlichen Existenz zu betrachten. Meinst Du, der Rückblick in die nahe und ferne Vergangenheit, der unwiderlegliche Beweis ihrer Gemeinschädlichkeit müsse den Fürsten die Ehrenpflicht der Entsagung auferlegen? Vaterlandsliebe, Menschenliebe, Christensinn müsse sie zwingen, ihre persönlichen Vortheile dem Wohle des Vaterlandes zu opfern? Das läßt sich hören. Aber — wie schwer ist es doch dem Menschen, durch freie That Großes, Theures zu opfern; wie ungeheuer schwer, Dem zu entsagen, was den Begierden volles Genüge gewährt! Leser, die Fürsten sind verwöhnt von Kindesbeinen an. Von Kindesbeinen an haben sie ihre selbstherrliche Stellung als Bedingung ihres Lebens betrachtet. Darfst Du ihnen die Größe zumuthen, die ein solches Opfer fordert? Manche von ihnen haben Alles gewagt, haben ihren Völkern getrotzt, Blut in Strömen vergossen, an ihrem Manneswort

gedeutelt, haben gethan, was wir nicht thun möchten, haben die Ruhe ihres Gewissens, den Frieden ihres Herzens, die Ehre ihres Namens aufs Spiel gesetzt, allein um die gefährdete Selbstherrlichkeit zu retten. Kann ein Vernünftiger aus der Hand der Fürsten das einige Deutschland erwarten? Müssen wir nicht unter den Fürsten die gefährlichsten Gegner suchen? Der Eine, meinst Du, dem die Macht des Reichs in die Hand gegeben, des Reiches Krone auf das Haupt gesetzt werden soll, er könnte doch seine ganze Kraft und Macht dem einigen Vaterlande widmen! Ja, aber auch der Eine bedarf der Größe, des kühnen Muths, der ausdauernden Thatkraft, vor Allem der Liebe zum Volke und der Begeisterung für die „wahre" Freiheit! Leser, überlasse es dem Herrn von Gagern, die Hoffnung des einigen Deutschlands an die Thaten der Fürsten zu knüpfen. Wir wollen billig sein, wollen den Fürsten nicht zumuthen, wider sich selbst zu kämpfen!

2. Nicht minder entschlossene Feinde dieser Bestrebungen sind die Großmächte Europa's. Blähe Dich nicht auf, mein Lieber! Das einige Deutschland habe die Großmächte nicht zu fürchten? Ganz recht! Aber das einige Deutschland ist noch nicht fertig, und wir thun sehr wohl, bis es fertig ist, die Feinde scharf ins Auge zu fassen. England, Rußland, Frankreich sind unsere Gegner, sobald wir mit Entschlossenheit am einigen Deutschland bauen. Das einige, aus seinem Grabe erstandene Deutschland ist in Europa eine Anomalie, ist unmöglich, ohne eine europäische Revolution hervorzurufen, ohne Verhältnisse umzustoßen, die durch Jahrhunderte geheiligt sind.

Deutschland ist seit Jahrhunderten politisch todt. Schon lange vor dem Westphälischen Frieden, ja schon lange vor der Reformation hatte Deutschland als Deutschland auf die politischen Gestaltungen Europa's nur den Einfluß, den es vom Gebiete des Geistes aus zur Geltung zu bringen wußte. Oesterreich und Preußen haben Deutschland nicht vertreten. Oesterreich wie Preußen dachten an die Größe des eigenen Hauses und beide gaben mehr als einmal wetteifernd Deutschland Preis. Oesterreich wie Preußen waren zu geringfügige Mächte, waren zu engherzig, großentheils zu philisterhaft, als daß sie den Einfluß hätten behaupten können, der Deutschland im europäischen Staatensystem gebührt. In allen wichtigen Friedensschlüssen der letzten Jahrhunderte hat Deutschland lediglich zur Notiz genommen, was die europäischen Großmächte zu beschließen für gut befanden. Der Westphälische Friede handelt von Frankreich, Schweden, Oesterreich, Brandenburg u. s. w., — Deutschlands gedenkt er nur, um seine Zerstückelung zu besiegeln. Die Napoleonischen Friedensschlüsse zeigen uns Deutschland als widerstandlose Masse, bequeme Beute Allen darbietend, die zu kühnen Griffen den Muth, oder zum Kriechen und Schleichen die erforderliche Gemeinheit hatten. Die Wiener Abfindungen nach den Befreiungskriegen sorgen soweit möglich für alle Mächte Europa's; — für das gute Deutschland wird unter russischer, englischer, österreichischer und preußischer Inspiration der Bundestag, unseligen Andenkens, octroyirt! Deutschland existirt nicht bei den Verhandlungen europäischer Mächte. Deutschland hält keine Gesandte. Selbst im Jahre der Erhebung mußten deutsche Abgeordnete bei den Machtha-

dern des revolutionairen Frankreich um Anerkennung betteln, und — sie bettelten vergeblich! Auf den Meeren kennt man Deutschlands Flagge nicht. Die Anfänge einer deutschen Flotte müssen sich in der Wesermündung verkriechen, weil die schwarz-roth-goldene Flagge auf dem Meere kein Bürgerrecht hat, und das große Deutschland nicht einmal einem englischen Schooner Achtung einzuflößen vermag. Deutschland erobert sich in einem Kampfe, der wie ein Stern durch die Nacht der Schmach leuchtet, die Gefion, und — wie es mit der stolzen Siegesbeute werden solle, das wird von einer deutschthümelnden Regierung der Entscheidung des stolzen England anheimgegeben! Wahrlich, das zerfallene Deutschland führt ein Leben kläglicher, jammervoller Ohnmacht. Erhebt es sich einst, wird es seiner Kraft sich bewußt, gedenkt es seiner Größe, seines Reichthums, seiner gerechten Ansprüche, erkennt es die ungeheuren Kräfte, die es in seinem Schooße birgt, dann muß Deutschland zu einer Großmacht werden, welche die Geschicke Europa's trägt. Es muß zu weltgebietendem Einflusse gelangen. Den Jahrhunderten beispielloser Erniedrigung muß nach ewigen Gesetzen die Zeit der Größe folgen. Das sollten die jetzt herrschenden Mächte, Rußland, England und Frankreich nicht wissen? Sie sollten nicht wissen, daß das einige Deutschland die Verhältnisse der Welt umgestalten muß? Englands Staatsmänner sollten nicht wissen, daß das einige Deutschland Englands gewaltigster Rival im Welthandel sein würde? Wahrlich, Englands Staatsmänner sind scharfblickender, als die ehrlichen Deutschen. Sie glauben nicht, daß Deutschlands Ohnmacht zur See im unabänderlichen Rathe des Him-

mels beschlossen sei. Sie glauben nicht an das hohle Gerede von dem Mangel an Häfen und Kolonien, der Deutschland für immer von der Beherrschung der Meere ausschließe. Sie sprechen es laut und deutlich aus, daß Deutschlands Zerstückelung in ihrem Interesse liege. Sie haben Rußlands wachsenden Einfluß gestattet, haben geduldet, daß Rußland das siegreiche Ungarn zertrat, damit nicht das siegreiche Ungarn die deutsche Revolution stärke und den deutschen Einheitsbestrebungen neuen Schwung verleihe. Sie wissen recht gut, daß das einige Deutschland nicht den englischen Fabrikaten einen bequemen und vortheilhaften Markt bieten wird, so lange sie den Erzeugnissen des deutschen Fleißes die Thür verschließen. Sie wissen recht gut, daß neben dem großen und mächtigen, neben dem freien und glücklichen Deutschland weder Holland noch Dänemark für die Dauer als abgesonderte Staaten werden bestehen können, ja, daß Holland wie Dänemark durch das eigene Interesse genöthigt sein wird, sich eng mit Deutschland zu verbinden. Gewiß, — Holland und Dänemark werden ihre Rechnung finden als Stapelplätze des mächtigsten Reiches der Welt, als Hauptmärkte des großartigsten Welthandels, und im Bunde mit Holland und Dänemark wird Deutschland dem stolzen England die Spitze bieten! Die sicherste Bürgschaft der dauernden Herrschaft Englands ist Deutschlands Zerstückelung. Ist's nicht ähnlich mit Rußland? Muß nicht Rußland wie England den deutschen Riesen fürchten? Ist der deutsche Riese aus seinem Schlafe erwacht und zum Bewußtsein gekommen, hat er die Ketten zerbrochen, durch welche seine vierunddreißig väterlichen Wohlthäter ihn gebändigt haben, — dann herrscht Rußland in Polen

mehr und seine stolzen Hoffnungen auf die schönen Donauländer, auf die Donaumündung, auf das heißersehnte Stambul und die Herrschaft über das schwarze Meer zerfallen eine nach der andern. Neben dem freien Deutschland hat nur ein freies Polen Raum, und nach Osten Wissenschaft und Sitte zu tragen, das ist Deutschlands Aufgabe, nicht die des russischen Barbaren. Sein Thron steht fest gegründet in gebietender Hoheit auf — Deutschlands Ohnmacht. Und wir könnten zweifeln, daß er ein Freund und Beschützer Aller sein werde, die Deutschlands Zerstückelung verewigen möchten, wie des österreichischen Kaisers, so des preußischen Königs, wenn er — Buße thut und seinen preußisch-deutschen Träumereien entsagt? Und Frankreich? Frankreich hat in seiner Größe, in seinem Reichthum, in der Kraft und Begeisterung seiner Söhne einen festen und dauernden Grund seiner Macht, seines Einflusses auf die Weltgeschicke. Frankreich ist die einzige Macht Europa's, welche an Deutschlands Wiedergeburt für sich weder Furcht noch Hoffnung zu knüpfen genöthigt ist. Wird Frankreich in nachbarlicher Freundschaft Deutschland die Hand reichen, wenn es nach Freiheit und Einheit ringt? Ja, sobald der Zügel seiner Regierung in der Hand besonnener, verständiger Männer liegt, die sich frei zu halten wissen von der Engherzigkeit politischer Taschenspieler nach der Art des Herrn Thiers. Aber wie, wenn Männer der Thiers'schen Inspiration Frankreichs Geschicke leiten? Wie, wenn die alte Eifersucht der Bourbons gegen das Haus Habsburg unter anderm Namen sich geltend macht, wenn Frankreich für seinen Einfluß in Italien zittert und den Namen der großen Nation als sein

Erbstück betrachtet? Oder wie, wenn Frankreich gerade so regiert wird, wie es heute regiert wird und seit seiner Revolution regiert worden ist? wenn Bonaparte an der Spitze der Verwaltung steht oder auch — Herr General Cavaignac? Dann wird und muß das emporstrebende Deutschland auch in Frankreich seinen Gegner finden.

Zählen wir diese Gegner auf, um zu schrecken? Erinnern wir an die sichere Feindschaft Rußlands und Englands, an die wahrscheinliche Gegnerschaft Frankreichs, um den gesunkenen Muth noch mehr zu brechen? Gewiß nicht! Deutschland hat alle diese Feinde nur dann zu fürchten, wenn es in dem Proceß seiner Erhebung sich gebährdet wie im Sommer 1848, schwach, kleinlich, erbärmlich, ohne Kraft und großartigen Muth. Es hat nichts zu fürchten, wenn es groß und entschlossen dasteht, seines Ziels sich bewußt, fest und sicher die Mittel anwendend, die allein zum Ziele führen können. Für jetzt aber hat Deutschland seine Feinde ins Auge zu fassen, scharf und sicher.

3. Es hat sich selbst ins Auge zu fassen. In Deutschlands Völkern wohnen Deutschlands gefährlichste Feinde! Meinst Du, Leser, ich werde hier wieder meinen Unwillen über Präsidenten und Minister, über Geheimräthe und Generäle, über Junker und Pfaffen ausschütten, über Alle, die in ihrer Selbstsucht um die vier und dreißig Throne sich schaaren, weil sie wissen, daß mit diesen auch das Reich ihrer Herrlichkeit, ihrer Macht und ihres Einflusses zerfällt? Nein, mein Lieber! Ich wende mich an Dich, an Dich, Du Mann des Volks, an Euch, die Ihr am lautesten

marbasirt habt mit Eurem „Gut und Blut!" An Euch wende ich mich, denn ich finde in Euch gefährliche Feinde des einigen Vaterlandes. Ihr Bremer habt Euren behaglichen Wohlstand, Ihr Hannoveraner Euren Stader Zoll, Ihr Preußen Euren Ruhm aus Friedrichs Zeit, Ihr Sachsen die Erinnerung Eurer alten Größe, Ihr Oesterreicher Eure deutsch-kaiserlichen Reminiscenzen, Ihr Schwaben und Franken und Bayern Euren Preußenhaß, und Alle — — außerdem noch gar Mancherlei, was Euch ans Herz gewachsen. ist. Das wollt Ihr vor Allem festhalten? Wenn Deutschland sich wieder erhebt, wenn es darauf ankommt, daß Alles glühe für Deutschlands Einheit und Jeder Alles opfere um der Einheit willen, dann wollt Ihr an Das denken, was Euch in Bremen, in Hannover, in Sachsen, in Preußen u. s. w. gerade ans Herz gewachsen ist? Seht, — dann kann aus dem einigen Deutschland nichts werden, dann könnet Ihr den Gewinn nicht erjagen, den Euch und Euren Kindeskindern das einige Deutschland bringen muß. Männer, wenn das einige Deutschland die Verheißung ist, dann laßt fahren, was Euch oder Eurer Provinz und Euren Vaterländchen vortheilhaft scheint. Gebt es hin dem einigen Vaterlande, — Ihr empfangt es tausendfältig wieder! Schadet es Euch, Ihr Sachsen, wenn Ihr in der Freude über das einige Vaterland alle vergangene Größe der ganzen Welt verschmerzen könnt! Schadet es Euch, Ihr Oesterreicher, wenn Ihr Eure Huldigung nicht mehr einem österreichischen Kaiser, sondern vielleicht einem deutschen Kaiser, weß Namens er sei, — vielleicht Euch selbst darbringen könnt, weil Ihr freie Bürger des großen, freien Deutschland

seid? Schadet es Euch, Ihr Brandenburger, wenn Ihr in Friedrich nicht mehr den Helden ehrt, der Preußen groß gemacht, sondern den, der den Grund zu Deutschlands Größe gelegt hat? Und Ihr, Brüder im deutschen Süden! — könnte ich Euch doch überzeugen, wie so ganz thöricht Euer Preußenhaß ist! Haßt in Gottes Namen jenes Preußen Manteuffels und Brandenburgs, jenes Preußen der Badenschen Standrechte und des Schleswigschen Krieges, jenes Preußen der gegebenen Versprechungen und der gemordeten Freiheit, — aber haßt nicht das Preußen, welches durch seine glorreiche Arbeit auf dem Felde der Wissenschaft das Meiste gethan hat zur geistigen Erlösung des Vaterlandes, welches in seiner Größe der einzige feste Haltpunkt für das sich erhebende Deutschland, der lebenskräftige Kern ist, aus dem der Baum der deutschen Einheit hervorwachsen wird. Will es Sonderbünde gründen, die durch Namen wie Radowitz, Bodelschwingh, Canitz u. s. w. sattsam charakterisirt sind, will es auf Schleichwegen, dem Buschritter gleich, ein Stückchen Vergrößerung erlauern und nach den Thaten des Jahres 1849 von unbefleckter Ehre und uneigennützigem Eifer für Deutschland reden: dann lächelt und zuckt schweigend die Achseln. Will aber der Theil des deutschen Volks, der unter dem preußischen Namen Ruhm und Schande geerndtet hat, einst offen und ehrlich Deuschland und nur Deutschland, reicht es Euch einst treu und bieder die starke Hand zum gemeinsamen Werke, dann — macht Euch nicht selbst verächtlich, indem Ihr Preußen verachtet. Wo das Aas ist, versammeln sich die Adler, und wo die Kraft ist, da ist der Haltpunkt in der Stunde der Gefahr. Und

wie, — — Ihr guten Deutschen, treffe ich Euch wirklich noch auf Eurem alten Steckenpferde? Ihr haltet noch was auf Eure Fürsten, — Ihr habt so lange mit ihnen gelebt, habt Gutes und Böses mit ihnen getragen, habt sie lieb aus purer Gewohnheit — — —. Also Ihr liebt Eure Fürsten noch? Nun, liebt sie in Gottes Namen, aber mehr als sie müßt Ihr das Vaterland lieben. Weist einst das Vaterland Euren Fürsten eine andere Stellung an, als ihre jetzige, dann muß das Vaterland, dann müssen die Millionen Euch nach göttlichem und menschlichem Recht höher stehen, als die wenigen Menschen Eures Fürstenhauses. Ihr müßt stark genug sein, dem einigen Vaterlande jedes Opfer zu bringen. Du, Alter, liebst Deinen Großherzog, Deinen Herzog, oder wie er sonst betitelt sein mag. Nun, er ist vielleicht ein wackerer Herr. Aber siehe, das Deutschland, welches seit langen Jahrhunderten nichts weiter gewesen ist, als eine hochfürstliche Versorgungsanstalt, — es will einmal etwas Besseres sein! Das Deutschland, welches seit langen Jahrhunderten nur für seine Fürsten gearbeitet, gekämpft und geblutet hat, — es will einmal für sich selbst arbeiten, kämpfen und bluten. Das Deutschland, welches seit langen Jahrhunderten unter der Herrschaft seiner zahlreichen Fürsten Elend und Schande ohne alles Maaß geerndtet hat, es will einmal eine würdigere Rolle spielen auf dem Schauplatze der Welt. Ist das unrecht? Ist das unbillig? Kann dagegen irgend ein vernünftiger Mensch etwas sagen? Gewiß nicht! Ist's aber möglich, wenn Jeder für seinen Großherzog oder Herzog oder König sorgen und ihm die vollkommene Selbstherrlichkeit des Westphälischen

Friedens sichern will? Mein Lieber, — sollte einst die Stunde schlagen, in der das Vaterland Sich Selbst will, dann ist's Deine heilige Pflicht vor Gott und Menschen, für das eine Vaterland einzustehen und zu Dir selbst offen und ehrlich zu sagen, daß ein einiges Deutschland mit vier und dreißig selbstherrlichen Fürsten eine Absurdität ist. Und da wir Beide, Du und ich, die Zeit der Erhebung vielleicht nicht mehr sehen werden, so wollen wir unsern Geist auf unsere Söhne und Töchter vererben und ihnen vor Allem mit allem Eifer und heiligem Ernste einflößen — heiße, glühende Liebe zum deutschen Vaterlande und zur Freiheit!

Ihr, Bewohner der Residenzen, Ihr seht auf die fürstlichen Hofstaaten, die Eure Seckel füllen? Ihr wollt vom einigen Deutschland nichts wissen, weil es an Karossen und Schlössern und Delikatessen und Glacéhandschuhen weniger Arbeit und Verdienst geben könnte? Ihr fühlt Euch geschmeichelt durch der Hofschranzen gnädiges Lächeln? Schämt Euch, Ihr elenden Menschen! Habt Ihr Euch ganz und völlig dem Teufel der gemeinsten Selbstsucht hingegeben? Kann Euch nichts erheben aus Eurer Erbärmlichkeit?

Das einige Deutschland hat Feinde, und die Feinde sind stark und mächtig, aber stärker und mächtiger als Alles ist — heiße, glühende Liebe zum deutschen Vaterlande und zur Freiheit!

VIII.

Deutschlands Parlament.

Deutschlands Parlament, — ein stolzer Name! Fürwahr, für jene Versammlung, die in Frankfurt getagt hat, die durch Nichts ihr Dasein zu beurkunden vermocht hat, als durch Niederlagen auf Niederlagen, — für diese Versammlung ohne glühende Liebe zum Vaterlande, ohne Begeisterung, ohne schöpferische Kraft, ohne kühnen, erobernden Muth, für dieses treue Spiegelbild des sehr ehrenwerthen, gemüthlich-vertrauenden, redeseligen und langweiligen Herrn Michel ein viel zu schöner, viel zu stolzer Name. Wir begnügen uns mit dem bescheideneren des „Frankfurter Parlaments.“

Wie, gleich zu Anfang der Betrachtung ein so hartes, wegwerfendes Urtheil? Haben nicht in Frankfurt hochbegabte, gelehrte, ausgezeichnete Männer in großer Zahl gesessen, Männer, welche Deutschland mit Stolz zu seinen edelsten Söhnen zählte? Das mag sein. Allein eine Versammlung von Männern, die Deutschland um die schönste Frucht seiner großartigen Erhebung betrogen, die mit einer Blindheit sonder Gleichen alle Zeichen der Zeit übersehen, durch zahllose Verkehrtheiten für eine schwere, unausbleibliche Zukunft eine gräßliche Blutsaat gestreut hat, — eine solche Versammlung fordert selbst das wegwerfende Urtheil heraus und rechtfertigt den schärfsten, einschneidendsten Tadel bei All' und Jedem, der das schlichte, nackte Wort der

Wahrheit den Verdrehungen diplomatischer Arglist vorzieht.

Nie hat ein Parlament eine schönere Aufgabe gehabt, als das Frankfurter Parlament, und nie hat ein Parlament seine Aufgabe schlechter gelöst, als das Frankfurter.

Nie hat ein Parlament eine größere Macht besessen, und nie hat ein Parlament mit größerer Unklugheit seine Macht untergraben.

Nie hat ein Parlament ein schwereres Werk zu gründen übernommen, und nie hat ein Parlament größere Ungeschicklichkeit und Unfähigkeit an den Tag gelegt.

Nie ist ein Parlament mit größerem Jubel, mit größerem Vertrauen, mit größeren Hoffnungen begrüßt worden, und nie hat ein Parlament schneller, entschiedener, beharrlicher den Jubel in gerechte Anklage, das Vertrauen in gerechtes Mißtrauen, die Hoffnung in begründete Hoffnungslosigkeit verwandelt.

Wenn eine spätere Zeit über Deutschlands Erbärmlichkeit berichten wird, so wird sie als deutlichsten Ausdruck, als unwiderleglichsten Beweis derselben das Frankfurter Parlament anführen.

Sind wir ungerecht? Verkennen wir die großartigen Schwierigkeiten, die der Arbeit des Parlaments entgegentraten? Gewiß nicht! Schon damals, als der Ruf nach dem deutschen Parlament Deutschland electrisirte, standen sie in ihrer ganzen Großartigkeit vor unsern Augen. Wir wünschten das Parlament nicht. Wir konnten kein großes Vertrauen fassen. Unser Wunsch war, daß sich zunächst in jedem einzelnen deutschen Lande und Ländchen die Revolution vollende

und die „Errungenschaften" ein festes und sicheres Fundament verschaffen möchten. War überall die Volksherrschaft gesichert, dem Unwesen der Minister und Präsidenten aus der Zeit der absoluten Herrlichkeit ein Ende gemacht, die herrlichen Kriegsheere der absoluten Kriegsherren zu wahren Volkswehren unter volksfreundlichen Führern umgebildet, war die Macht der Volksfeinde überall gebrochen, die Reaction vollständig überwältigt, die Krone zur Würde einer Dienerinn des Volkswillens erhoben und mit der Ueberzeugung getränkt, daß das Volk der Herr sei, der Gehorsam gegen das Volksgesetz von dem Ersten wie von dem Letzten fordert, — war der Sieg der Freiheit im deutschen Vaterlande gesichert, dann war es Zeit, dann war es leichte Arbeit, die Einheit fest und dauernd zu gründen. Solche Stimmen konnten damals nicht durchdringen. Alle Welt schrie nach dem einigen Deutschland. Die Altliberalen des Vorparlaments waren fest überzeugt, daß ihre Weisheit dem großen Werke gewachsen sei. Ihr alter Traum von einer Volksvertretung beim Bundestage stand plötzlich wieder vor ihnen. In der Verwirklichung dieses Traumes sahen sie das höchste Ziel ihres Strebens und die Vollendung, die Sicherung des im Sturm des Augenblickes errungenen Siegs. Sie wollten das Parlament und natürlich im Parlamente sich mit ihrer ganzen Weisheit. Ihnen vertraute man. In ihnen glaubte man die Zauberer zu sehen, die aus der namenlosen Verworrenheit der Begriffe wie der Verhältnisse mit leichter Arbeit und schöpferischer Kraft das einige Deutschland in schönster Ordnung hervorzaubern würden. So ging der Ruf „das Parlament! das Parlament!" durch alle Gauen Deutschlands. Alle Welt redete und

sprach und träumte vom Parlament und vom einigen Deutschland. Aus allen Winkeln suchte man deutsche Größen hervor, um sie nach Frankfurt zu schicken und zu festen Säulen des einigen Deutschland zu ernennen. Wie das einige Deutschland möglicher Weise zu Stande zu bringen, wie es überall möglich und denkbar sei, nachdem man sämmtliche vierunddreißig Fürsten auf ihren Thronen gelassen, wie aus vierunddreißig mit selbstherrlichen Fürsten versehenen Staaten ein einiges Deutschland zurecht gezimmert werden könne, — darüber war sich kein Mensch klar. Eine unglaubliche Unklarheit, eine grenzenlose Begriffsverwirrung hatte die Herrschaft. Deutschland sollte einig werden, aber die Rechte der Herren Fürsten sollten ungekränkt bleiben! Derartigen Unsinn hörte man damals wie in unsern Tagen. Es war, als ob die Jahrhunderte nicht sprächen; als ob man keine Ohren hätte für das unwiderlegliche Zeugniß, daß eben diese Rechte der Herren Fürsten Deutschlands Unglück gewesen; als ob man nicht begreifen könne, daß die Beseitigung dieser gemeinschädlichen, aus dem klarsten Unrecht hervorgegangenen „Rechte" das erste Werk der Gründer des neuen Deutschlands sein müsse. Und doch zeigte der Dahlmannsche Entwurf deutlich die wunderliche Mißgestalt des einigen Deutschland mit einem Kaiser und vierunddreißig anderweiten Fürsten, die nicht bloß dem Titel nach, sondern in der That und Wahrheit, nach althergebrachten Begriffen, Fürsten bleiben sollten!

Es war unvermeidlich, daß tausendfach verschiedene Ansichten in Frankfurt auftauchten. Auch die red-lichsten und einsichtsvollsten Beförderer der Einheitsbestrebungen konnten und mußten [illegible]

fragen abweichend urtheilen. Bei Allen jedoch, welche den Menschen, den Deutschen besonders, die Geschichte und ihre Zeit kannten, standen einige Stücke unerschütterlich und unwiderleglich fest. Sie konnten im Sturm der Meinungen und Ansichten, der Wünsche und Vorschläge einen festen Haltpunkt gewähren. Hier sind sie:

1. Die revolutionaire Begeisterung, die revolutionaire Kraft, welche der Frankfurter Versammlung das Dasein gegeben, mußte benutzt, gefördert, auf alle Weise unterhalten und genährt werden. Man durfte nicht hören auf Die, welche Ruhe um jeden Preis schon damals forderten und in der großen Zeit der herrlichen Verheißung an Nichts dachten, als an ihren Tabacks-, Kaffee- und Rosinenhandel. Es schadete Nichts, wenn hier und dort eine Unordnung vorfiel. Es schadete Nichts, wenn hier und dort die Anarchie ihre Schrecken zeigte. Das Höchste und Herrlichste stand auf dem Spiel. Was dauernden Frieden und wahre Ordnung für Jahrhunderte gründen, was ein vernünftiges Recht schaffen, Millionen und aber Millionen die höchsten Güter des Lebens sichern, für das ganze Vaterland, für ganz Europa eine neue Zeit des Glückes, des Friedens, des heiteren Lebensgenusses herbeiführen konnte und sollte, Das wurde erstrebt, Das stand als Ziel vor uns. Es schadete Nichts, wenn beim Einsturz des Alten Geschrei und Gelärm an allen Ecken und Enden entstand! Es schadete Nichts! Deutschlands Völker hatten sich bewährt. Sie hatten Zeugniß abgelegt von dem veredelnden Eindruck, den die Begeisterung der großen Zeit auf sie gemacht hatte. Als alle Regierungen gelähmt waren, als kein Gensd'arm, kein Constabler, überhaupt kein Knecht der Gewalt Auctorität

hatte, und die Befehle der Fürsten den Seifenblasen glichen, da hatten die revolutionirenden Völker in sich selbst den Hüter der Ordnung und die Wächter des gelähmten Gesetzes gefunden. Sie hatten sich groß und edel bewiesen. Man konnte ihnen vertrauen. Es that nicht Noth, daß die Frankfurter als Ruheprediger auftraten.

Groß und schwer war das zu schaffende Werk. Mächtig und zahlreich, klug, gewandt und schlau waren die Feinde. Sie zeigten sich überall. Sie waren nicht bloß an den Höfen der zitternden Fürsten, nicht bloß auf den Schlössern und Rittergütern, nicht bloß in den Ministerien, Regierungen, Magistraten und Gemeindevorständen. Sie waren verbreitet durch alle Schichten der Gesellschaft. Sie hatten, das wußte man, in Frankfurt selbst in nicht geringer Anzahl Sitz und Stimme. Bei diesen Feinden war Klugheit, geistige Bildung, Entschlossenheit, Muth, Bosheit, Hinterlist, Treulosigkeit, Alles, was im Augenblicke des entscheidenden Kampfes den Gegner furchtbar machen kann. Von diesen Feinden umringt auf allen Seiten, bekämpft mit allen möglichen Waffen, belauert, getäuscht, gehemmt — sollte man in Frankfurt das ungeheure Werk vollenden. Die schwersten Opfer mußten gebracht, tausend Vorurtheile beseitigt, tausend versiegelte und verbriefte Rechte vernichtet werden. Was die Gewohnheit seit Jahrhunderten geheiligt hatte, sollte beseitigt, was wenige Monate vorher kaum irgend Jemand als möglich gedacht, sollte zur Wirklichkeit werden. Völker, in denen noch kaum das Bewußtsein der Angehörigkeit lebte, sollten ihren Haß, ihre Abneigung, ihre Mißgunst aufgeben, um Eins zu werden in dem

Streben nach einem Ziele. Gegen Fürsten und Edelleute, gegen die Gemeinheit selbstsüchtiger Menschen, gegen die Dummheit gedankenloser Schaaren, gegen Gewohnheit, gegen angestammtes Vorurtheil, ererbte Neigung, verjährtes Unrecht, unter Jammern und Klagen über die Noth des Augenblicks, unter Thränen und Seufzern über Verluste, über Gefahren und drohende Gespenster galt es einen Kampf zu kämpfen, wie er größer, gewaltiger nie von Menschen gekämpft, eine Aufgabe zu lösen, wie sie schwerer, verwickelter nie von Menschen gelöst worden ist. Ist das möglich in der Stimmung des ruhigen Alltagslebens? Ist das möglich, wenn das Herz wie gewöhnlich schlägt und das Blut träg durch die Adern rinnt? Kann man in behaglicher Ruhe, in sanfter Gemüthlichkeit das Große, Welterschütternde vollbringen? Macht die Bedenklichkeit des Philisters, die sorgliche Aengstlichkeit des Hausvaters stark genug, die Welt aus den Angeln zu heben? Seht den Einzelnen an und fragt, was er vermag in alltäglicher Ruhe und was in der Stunde der Begeisterung! Seht die Völker an und fragt, was sie gethan haben, wenn sie träg und ruhig und friedlich dahin lebten, und was, wenn ein großer Gedanke wie ein Blitzstrahl sie durchzuckte. Der Geist, der den Sturm erweckt, die Kraft, die die Throne erschüttert, die Begeisterung, welche die waffenlose Faust gegen Bayonnette und Kanonen erhoben hatte, das Verlangen, das Bedürfniß der Revolution, die Erbitterung gegen das Alte, das Mißtrauen gegen die Männer der gestürzten Gewalt, der Haß gegen die schändlichen Handlungen einer bodenlosen Tyrannei mußte genährt, unterhalten, befördert werden auf alle mögliche Weise. Nur so war es

möglich, das Ziel zu erreichen. Nur so konnte das Werk gelingen. Es ist nicht wahr, daß dadurch die Anarchie zur Herrschaft gekommen wäre und alles Gute und Edle erstickt und getödtet hätte. Allein, ganz allein der Verrath der Reactionsmänner, die kolossale Unklugheit der Camphausen, Hansemann und Gagern, der große Volksbetrug, der am hellen Tage lag, — das allein hat hier und dort die Wuth der Massen entfesselt. Wer mit offenen Augen die große Zeit durchlebt hat, wer kein Narr und kein Verräther ist, der weiß das.

2. Durch Thaten mußte Frankfurt das Vertrauen der harrenden Völker befestigen. Thaten, Thaten waren das unbedingt Nothwendige in einer Zeit, in der sich das Zeitenrad mit Sturmeseile drehte und an der Stunde, an der Minute die Geschicke der Welt hingen. Thaten waren erforderlich und möglich. Sofort, nicht erst nach vier, sechs Wochen, mußte eine Regierungs-Commission ernannt werden, welche den Willen und den Verstand hatte, die Gunst der Zeit in vollem Maaße zu benutzen. Sofort mußte eine Parlamentswehr gegründet werden, welche allein und unbedingt in der Hand der Reichsgewalt stand und sie mit den Schrecken der Gewalt umgab gegen alle Volksfeinde. Sofort mußte Hand gelegt werden an die Umbildung des Heerwesens im ganzen Reich. Im ganzen Reich mußte das Heer an Gehorsam gegen die Reichsgewalt gewöhnt, mußte das Kriegsmaterial aller einzelnen Länder für die Reichsgewalt in Anspruch genommen werden. Verordnungen, Befehle, Gesetze mußten ohne Unterbrechung in die Völker hineindringen — ohne Unterbrechung von dem Dasein, der Kraft

energischen Arbeit der Reichsgewalt Zeugniß geben. Sie mußten das ganze Deutschland in Bewegung setzen, Völker und Regierungen in ununterbrochener Spannung erhalten, durch den Ernst, mit dem sie auftraten, durch die Strenge, mit der sie gehandhabt wurden, selbst den Gedanken des Ungehorsams ersticken. Würdige, an die Größe der Zeit, an den ungeheuren Segen des gelingenden Werkes erinnernde Ansprachen, große, begeisternde, durchschlagende Worte der Mahnung, Warnung, Belehrung mußten fort und fort von Frankfurt nach allen Seiten des Vaterlandes hineilen, um einen lebendigen Verkehr zwischen dem Volk und seinem Parlament zu erhalten. Das Volk mußte in seinem Parlament den Retter aus fürchterlicher Noth, den Schöpfer einer neuen, großen Zeit erkennen, mußte immer festeres Vertrauen gewinnen, mit immer größerer Liebe und Begeisterung nach Frankfurt blicken. Das Parlament mußte Eins sein mit dem Volk. Das Parlament mußte die öffentliche Meinung für sich gewinnen. Das Parlament durfte die Volksstimmung nicht verachten. Es war Verrücktheit, das Werk, welches nur der Begeisterung gelingen konnte, mit einem unwilligen, zürnenden Volke vollbringen zu wollen. Schnell mußte eine Verfassung geschaffen sein. Mochte sie Fehler haben, mochte sie nicht alle Volksrechte gehörig verklausulirt aufs Papier bringen, mochte sie zahlloser Gesetze zu ihrer Vervollständigung bedürfen, — schnell, schnell mußte sie fertig sein, mußte sie sagen, wer Koch und wer Kellner sein sollte im deutschen Reich. Thaten, Thaten waren Noth, so lange die Schwingungen der Märztage durch alle Herzen *gingen*, die Völker sich als Sieger, die Fürsten sich

als Besiegte fühlten; so lange hier die Furcht, dort die kühne Begeisterung vorherrschte, und keine Hoffnung eines nahen Sieges die Reactionsmänner aus ihren Schlupfwinkeln hervorrief. Thaten mußten hier einschüchtern, dort begeistern, hier die Furcht erhöhen, dort die Zuversicht stärken. Thaten, entschlossene Thaten mußten in Fürsten und Ministern, in Junkern und Pfaffen jede Hoffnung der Wiederkehr des gestürzten Regiments vernichten. Wahrlich, der Thaten bedurfte es, der ellenlangen Reden nicht!

3. Als das Parlament sein Werk begann, war die Form der Republik, d. h. die Beseitigung der Fürsten, für Deutschland unmöglich. Kannst Du den Völkern die Republik aufzwingen, wenn sie sie nicht haben wollen? Kannst Du die Republik gründen, wenn sie neun Zehntheilen im Volk als Schreckgespenst und Vogelscheuche, als Symbol alles Schrecklichen und Entsetzlichen erscheint, und alle Welt in dem Titel eines Republikaners den schmählichsten Schimpfnamen von der Welt findet? Deutschlands Völker wollten die Republik nicht. Nirgend hatten sie in den Tagen des Revolutionssturmes an das Fortjagen der Fürsten gedacht. Nirgend war der Entschluß, kaum hier und dort der Gedanke der Republik aufgetaucht. In Berlin, in Wien, in München u. s. w. baute man Häuser auf die Verheißungen. Kaum war der Kanonendonner verhallt, mit dem die fürstliche Sorgfalt für das Wohl des Vaterlandes (d. h. der Fürsten) die Völker regalirt hatte, so schaarte man sich um die Fürsten und faselte so viel von den fürstlichen Rechten, wie man andererseits von der Freiheit der Völker sprach. Man hat es den Berlinern zum Vorwurf gemacht, daß

sie in der berühmten Märznacht den König nicht fortgejagt haben. Wahrlich, hätten die Berliner ihn fortgejagt, halb Preußen hätte am folgenden Tage sich aufgemacht, ihn wiederzuholen, und zwar unter dem Beifallgeklatsch des größeren Theils der anderen Hälfte. Hätten die Berliner den König mit allen Prinzen seines Hauses ermordet, die Preußen hätten im Nothfalle einen Klotz zum Könige gemacht. In Wien so oft Erneuerung des Revolutionsspectakels, auf dem Throne eine so überaus miserable Figur als Kaiser, dennoch nicht ein einziges Mal der Ruf nach Republik, kaum der Gedanke, daß die Republik im Bereich der denkbaren Dinge liege! Constitutionelle Monarchie, rief es hier wie dort! Constitutionelle Monarchie auf breitester, demokratischer Grundlage war das Nonplusultra aller Gedanken, Hoffnungen und Wünsche. Die Deutschen liebten ihre Fürsten. Sie liebten sie ungeachtet der maßlosen Unbilden, über die sie zu klagen hatten. Sie liebten sie ungeachtet des Aergers über ihre Willkührlichkeiten. Sie liebten sie aus Gewohnheit, aus Langerweile und Dummheit. Ihr Bewußtsein war ein durchaus monarchisches. Von Kindesbeinen an hatten sie einen König gehabt. Ihre Väter und Großväter hatten auch einen König gehabt. Alle Welt hatte einen König. Die Franzosen hatten es mit der Republik nicht weit gebracht. Die Engländer auch nicht. In der Schweiz war ewiger Zank und Streit. Amerika, ja, Amerika war eine ganz andere Welt. Hier war Europa, hier war Deutschland, und in Europa, in Deutschland mußte man Könige haben, wenigstens Herzöge und dergl. An Republiken knüpfte sich ohne Weiteres die Vorstellung von Zank und Streit,

Raub und Mord. Der Geist Robespierre's und die Geister aller Erschlagenen aus der Schreckenszeit standen neben dem Wort Republik. Mit den Königen verband sich der Begriff einer gewissen Ordnung, einer behaglichen Ruhe, sicheren Handels, schöner Titel, blinkender Orden u. s. w. So mußte man Könige haben um jeden Preis! – Du mochtest Völker beklagen, die Dir taub und blind schienen, wo es galt, ihre Feinde zu erkennen, Völker, denen es an politischer Bildung so gänzlich fehlte. Du mochtest Menschen beklagen, die da liebten, wo Dir nach der Sachlage Verachtung und Abneigung das allein Berechtigte schien. Aber kein Mensch konnte die Thatsache verkennen: die Völker wollten zu Neunzehntheilen ihre Könige. Zu neun Zehntheilen hatten sie entschiedene Abneigung gegen die Republik, d. h. gegen die Form und den Namen der Republik. Wahnsinn aber ist es, bei solchen Völkern an die sofortige Einführung der Republik zu denken. Man konnte einen Kaiser wählen und dem Kaiser nach allen Regeln der Demokratie gebührend die Gränze anweisen. Man konnte die übrigen Fürsten zum Range der Regierungspräsidenten herabdrücken und sie zum Gehorsam gegen die Reichsgewalt zwingen. Man konnte in der Zeit der Begeisterung eine Verfassung schaffen, welche die Regierung zur Vollziehungscommission des Volkswillens machte und dem Wesen nach durchaus republikanisch war. Das Alles war möglich. Die Beseitigung der Fürsten war unmöglich. Man mußte sie an Ort und Stelle belassen und ihnen für den Augenblick großartige Dotationen, klingende Titel und anderweiten [illegible] gönnen.

4. Unter keiner Bedingung durfte die Macht der Fürsten hergestellt werden. Wie, Ihr Herren von Frankfurt, Ihr wolltet erst den Fürsten das Schwert in die Hand geben und dann das einige Deutschland bauen? Wie dieser Wahnsinn möglich gewesen, — wer begreift es?! Was jedes Kind wissen konnte, wußten die Frankfurter nicht! Nur so lange die Fürsten, ihrer Macht beraubt, die unbedingte Nothwendigkeit erkannten, dem Verhängniß sich zu beugen und den Dictaten der Frankfurter sich zu fügen, nur so lange war an ein einiges Deutschland zu denken. Jedes Kind mußte das wissen, — nur Ihr, edle Herren von Frankfurt, Ihr wußtet es nicht! Und doch, — Ihr kanntet die Geschichte. Ihr kanntet das unablässige Bestreben der deutschen Fürsten seit Jahrhunderten. Ihr kanntet das Leben und die Thaten der gegenwärtigen Fürsten und ihrer Vorfahren. Ihr kanntet den Menschen. Ihr wußtet, daß sich Liebe für die Freiheit der Völker, Begeisterung für Deutschlands Einheit nicht im Umsehen erwecken läßt, daß man von engherzigen und selbstsüchtigen Menschen keine großartigen Thaten der Selbstentsagung, keine Thaten der Liebe und der Aufopferung erwarten darf! So mußtet Ihr Eure Macht auf jede Weise zu stärken suchen und in der Schwäche, in der Ohnmacht der Fürsten die einzig sichere Gewähr Eures Sieges, des endlichen Gelingens Eures Werkes erkennen. Ihr mußtet jeden Fürsten schonungslos als Rebellen behandeln, der sich Euch zu widersetzen wagte. War das Volk mit Euch, so war Euer Sieg entschieden. War es wider Euch, so lag nichts daran, wenn Ihr einige Monate früher, als jetzt geschehen, Euren Sitz in der Paulskirche verlassen

und Eure Sache verloren geben mußtet. Der Versuch mußte gewagt sein. Der Fürsten wiederkehrende Macht untergrub die Eurige. Zeigtet Ihr Muth, Thatkraft, unerschütterliche Festigkeit, so konntet Ihr das Größte vollbringen, was je von Menschen vollbracht ist. Eure Feigheit, Eure Schwachheit ist der Fluch des unglücklichen Vaterlands geworden.

5. Die Fürsten waren damals nicht zu beseitigen. So mußte Einer von ihnen als demokratischer Kaiser an Deutschlands Spitze treten. Wer sollte der Eine sein? Die Wahl konnte vielleicht schwanken. Man konnte vielleicht zweifeln, ob Oesterreich, ob Preußen. Man konnte zweifeln, — aber schnell, schnell mußte die Entscheidung kommen. So lange die Volkskraft ungeschwächt den Gründern Deutschlands zu Gebote stand, so lange man wußte, daß der Gewählte die dargebotene Krone im brausenden Volkssturm mit Dank und Freude ergreifen, daß er in dem entschiedenen Willen begeisterter Völker die Waffen gegen etwaige fürstliche Aufwiegler finden würde, — so lange, aber keinen Augenblick länger, hatte man Zeit zur Wahl. Und konnte die Wahl wirklich schwanken? Was sprach für Oesterreich? Etwa die kaiserlichen Reminiscenzen aus vier Jahrhunderten? Etwa die Herrschaft über Böhmen, Ungarn, Italien u. s. w.? Etwa die Liebe der Oesterreicher zu ihren Habsburgern oder die Verdienste der Habsburger um Deutschland? Wir leugnen nicht, daß in Alledem Beachtenswerthes liegt. Aber es war Thatsache, daß Oesterreichs Macht zertrümmert war, daß das Reich der Habsburger einem zerfallenden Körper glich. Es war Thatsache, daß Ungarn und Italien, im vollen Aufstande gegen die

wahnsinnige Herrschaft, ohne Liebe für das Erzhaus, den Habsburgern keine Waffe, wohl aber der deutschen Reichsgewalt eine mächtige Hilfe gegen Oesterreichs rebellischen Uebermuth boten. Es war ferner Thatsache, daß sich Oesterreich seit Jahrhunderten nicht um Deutschlands Größe bekümmert, daß es durch seinen wahnsinnigen Fanatismus namenloses Elend über Deutschland gebracht, mehr als einmal das Vaterland im Dienste Oesterreichs verrathen und geschändet und bis zu allerletzt mit beharrlichem Eifer und eiserner Consequenz gegen die heiligsten Rechte Deutschlands gekämpft hatte. Es war endlich Thatsache, daß Oesterreich für die geistige Erlösung der Völker so gut wie Nichts gethan, daß es sich gegen die Gedanken der Zeit, gegen die geistige Bewegung der letzten Jahrzehnte mit großem Vorbedacht und — großem Erfolge abgeschlossen hatte. Eine unglaubliche Beschränktheit, ein großartiger Mangel an geistiger Bildung, eine staunenswerthe Armuth an Früchten der Kunst und der Wissenschaft characterisirte Oesterreich. Kein Volk Deutschlands war in solchem Grade hinter seiner Zeit zurückgeblieben, als das österreichische. Für die Volksschule war wenig oder nichts gethan. Die Gymnasien waren geisttödtende Abrichtungsanstalten geblieben. Die Universitäten hatten Wissenschaft nach Metternichschem Zuschnitt und auf Metternichsches Dictat docirt. Die Metternichsche Gewaltsherrschaft hatte in edlen Volksstämmen das geistige Leben gemordet. Wahrlich, wir verkennen die Biederkeit, die Treue, den Heldenmuth der österreichischen Volksstämme nicht. Wir haben nicht vergessen, was sie in besseren Tagen Großes geleistet, wie oft sie der Hort deutscher Gesittigung gegen die

muselmännische Barbarei gewesen. Wir wissen sehr wohl, welche kostbare Perle Deutschlands die österreichischen Lande sind, wie Deutschlands Adler gelähmt ist, so lange ihm das schöne Oesterreich fehlt. Aber bot die zerfallende Macht des österreichischen Erzhauses dem in den Wehen seiner Wiedergeburt liegenden Deutschland den nöthigen Haltpunkt dar? War sie ausreichend, um den Preußenkönig zum Gehorsam gegen das Reichsgesetz zu zwingen? Konnte jenes Erzhaus auf den deutschen Kaiserthron gerufen werden, das seit Jahrhunderten mit einem Fanatismus ohne Gleichen gegen geistige wie gegen bürgerliche Freiheit angekämpft und die Bedeutungslosigkeit seiner Völker auf dem Gebiete des geistigen Lebens als Ziel seines Strebens betrachtet hatte? So hohe Verdienste Oesterreichs Völker sich um den Sieg der Revolution erworben hatten, — das österreichische Erzhaus konnte die Kaiserkrone nicht tragen! — Wie war es mit Preußen und den preußischen Hohenzollern? An den Hohenzollern liegt uns nichts, liegt Deutschland nichts. Die letzten Sprossen des hohenzollernschen Hauses waren schwache Männer, und die Regierung Preußens war seit Jahren so schlecht, so verächtlich gewesen wie die österreichische. Aber Preußen hatte früher weise, erleuchtete Regenten gehabt und ganz verdunkelt ist die Idee „des Staates der Intelligenz" in Preußen nie. Preußen hatte eine ungeheure Menge geistiger und materieller Kräfte gesammelt. Preußen hatte einen freien, selbstbewußten Bauernstand geschaffen und durch seine Städteordnung zu den Anfängen politischer Bildung den Grund gelegt. Preußen hatte für die Volksschule Bedeutendes geleistet und durch dieselbe der Revolution den Weg gebahnt. In

Preußen hatte die Wissenschaft ihren großen Läuterungs- und Befreiungsproceß vollendet und das Hereinbrechen einer neuen Zeit zur unbedingten Nothwendigkeit gemacht. In Preußen war mit den Waffen der Kritik der Kampf gegen den geistlosen Regierungsmechanismus, gegen das engherzige Bevormundungssystem, gegen die alberne Beamtenweisheit, gegen die „christliche" Zwangsglaubensanstalt wissenschaftlich zum siegreichen Ende geführt. Preußen stand da als der Lehrer Deutschlands, als Gegenstand seiner Bewunderung und seines Neides. Preußen hatte ungeachtet der wahnsinnigen Verschwendung der letzten Jahre im Gegensatz zur österreichischen Schuldenlast ein geordnetes Finanzwesen und eine mit einer gewissen Energie geregelte Verwaltung. Es hatte eine großartige, trefflich disciplinirte und organisirte Militairmacht, die, befreit von den albernsten und frechsten seiner junkerlichen Officiere, unter volksthümlicher Oberleitung auf das große Ziel gerichtet, eine starke Stütze des einigen Deutschland werden konnte. Preußen hielt zusammen, war Eins, ungeachtet der Revolution eine compacte, geschlossene und geordnete Masse von fünfzehn Millionen. Wahrlich, es konnte nicht verkannt werden, daß auf Preußen die Hoffnung Deutschlands beruhte. Zwar trug Preußen schwer am wohlverdienten Hasse Süddeutschlands. Aber wem galt der Haß? Nicht dem preußischen Volke, nicht seiner Wissenschaft, seiner Größe, seiner Kraft. Er galt seinem heillosen Regierungssystem, den geistlosen Staatsauctoritäten, die mit gränzenloser Blindheit die eigenste Aufgabe des preußischen Staates verkannten. Er galt jenem absolutistisch-patriarchalischen Königthum, welches ohne eigene Kraft und Einsicht im Solde Metternichs

stand, bald mit den ernsten Anforderungen einer durch die Wissenschaft getragenen Zeit, bald mit dem alten, mittelalterlichen Despotismus liebäugelte, jedoch zu ungeschickt und zu feig für das Eine wie für das Andere war. Er galt jenen gottverlassenen Geheimeräthen, die seit Jahren die geistige Kraft des Landes mit tödtlichem Hasse verfolgt und mit einer Vornirtheit sonder Gleichen unter preußischer Auctorität gegen Preußens Größe gewüthet hatten. Dem Allen galt der Haß Süddeutschlands. Aber hatte dieser Haß nicht zum großen Theile seit der Revolution seinen Gegenstand verloren? War nicht jenes Königthum, jenes Beamtenthum untergraben, gestürzt? Zwar die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. schreckte den Süddeutschen noch. Aber Deutschland bedurfte zu seiner Wiedergeburt der Macht, welche Preußen darbot. Konnte es nicht um den Preis dieser Macht eine nicht zusagende Persönlichkeit mit in den Kauf nehmen, so lange diese Persönlichkeit durch den heilsamen Schrecken vor der Volkskraft genügend gedemüthigt war? Reichte des Süddeutschen Patriotismus nicht so weit, der Wiedergeburt des Vaterlandes die Abneigung gegen Friedrich Wilhelm IV. zum Opfer zu bringen? Gewiß! Hätten die Frankfurter Parlamentshelden schnell ihren Plan gemacht, hätten sie ihre Auctorität schnell und kräftig benutzt, Süddeutschland für das Kaiserthum der Hohenzollern zu gewinnen, — sie würden Preußen für Deutschland erobert und ihre Aufgabe gelöst haben. Aber schnell, so schnell als möglich mußte die Entscheidung kommen. Die Kaiserkrone mußte nicht dem reichen, mit Stolz auf sein „herrliches stützenden Friedrich Wilhelm

dem Gebeugten, Gedemüthigten, durch Volkskraft von seiner Höhe Heruntergestürzten geboten werden. Dieser hätte begierig zugegriffen. Das Geschick, sein begeistertes Volk hätte ihn auf die Bahn der kühnen Gestaltung und der Eroberung getrieben. Das Geschick hätte den geistreichen zum verständigen Manne machen und das Edle wecken können, was auch in Friedrich Wilhelm IV. schlummern mag.

Sollen wir noch eine Nr. 6 hinzufügen? Jeder Besonnene mußte sich selbst sagen, daß eine durchaus friedliche Lösung aller obschwebenden Fragen, eine Wiederherstellung Deutschlands ohne Krieg und Schlachten kaum im Bereich der Möglichkeit lag. Kennst Du die Geschichte? Wo ist eine so große, so kühne Gestaltung, wie die des einigen Deutschland, in heiterer Ruhe ins Leben gerufen worden? Wo ist die Umgestaltung der eingreifendsten Verhältnisse eines ganzen Welttheils bei gemüthlichem Geplauder vollbracht worden? Wo hat man die schroffsten Gegensätze, die sich denken lassen, Gegensätze, die hier wie dort mit der vollkommensten Ueberzeugung ihrer Berechtigung ins Leben treten, ohne Gewalt, mit sanften Worten und freundlichen Redensarten auszugleichen und zu beseitigen vermocht? Nicht das Christenthum, nicht die Reformation ist ohne Blutvergießen erstarkt. Jedes Neue, welches eine neue Welt schaffen will, fordert nach dem Zeugnisse der Geschichte seine Bluttaufe. Und beim Aufbau des einigen Deutschland sollte Alles fein ruhig und friedlich abgehen? Könige sollten ihrer Selbstherrlichkeit beraubt, die einflußreichsten Stände um ihren Einfluß gebracht, die Geschicke der Welt in ganz neuen, bis dahin kaum der Beachtung gewürdigten Kreisen bestimmt und ge-

ordnet werden; was seit Jahrhunderten Ständen und Völkern als Grundpfeiler aller gesellschaftlichen Ordnung erschienen, das wollte man antasten, erschüttern, umstürzen, — und die ganze Welt sollte dazu in die Hände klatschen? Die kriegserfahrene, mit Waffen und Kriegsgeräth überschwemmte Welt sollte sich in christlicher Demuth und Geduld den sanften Bitten der Neuerer fügen? Man erwartete die Geburt eines Riesen, und — die Geburt sollte ohne fürchterliche Wehen, ohne krampfhafte Erschütterung des ganzen Körpers vor sich gehen? Wo war vor Geschichtskundigen irgend ein vernünftiger Grund, irgend eine Berechtigung zu diesem Wahne von kolossaler Albernheit?! Wahrlich, die Männer, welche sich für Frankfurt hatten wählen lassen, mußten doch eine Ahnung von der ungeheuren Größe ihrer Aufgabe, eine Vorstellung von dem ungeheuren Einflusse ihres Werkes auf die Gestaltung aller Weltverhältnisse haben. Sie m u ß t e n die Geschichte und den Menschen kennen. So mußten sie der Voraussetzung des Krieges, des fürchterlichsten von allen, des Bürgerkrieges, ihr durch die Erfahrung der Jahrtausende verbürgtes Recht zugestehen. Sie konnten, so weit es ohne Gefährdung des begonnenen Werkes möglich war, für Aufrechthaltung des Friedens wirken. Aber sie mußten als verständige Männer das Verlangen des Friedens um jeden Preis den Weibern und den sentimentalen Redehelden überlassen. Sie mußten von Anbeginn auf den Krieg sich rüsten, um zur rechten Zeit dem Blutvergießen durch Blutvergießen Einhalt thun zu können. Oder war es besser, in der großen Stunde der allerletzten Entscheidung die Welt durch — Gagernsche Sentimentaliät zu [illegible]

Was wir unter 1 — 6 gesagt haben, haben nicht **wir** gesagt. Es ist der Ausdruck dessen, was jeder urtheilsfähige Mensch von Anbeginn sich selber sagen mußte.

Was thaten die Herren vom deutschen Reichsparlament?

Sie thaten von Allem, was erwartet werden mußte, das Gegentheil. Die Majorität, die sich an die Person des Herrn Heinrich von Gagern lehnte, setzte Alles durch, was sie beabsichtigte. Sie, diese Majorität, war es, die von Allem, was vernünftiger Weise erwartet werden mußte, das Gegentheil that.

Was that sie?

Ihr allererstes und eifrigstes Bestreben war, die Revolution zu beseitigen. Sie wollte nicht die Revolution beherrschen, nicht den Kräften der Revolution die gemeinsame Richtung nach dem **einen** Ziele geben. Sie wollte die Revolution **vernichten**. Der riesenstarken Mutter, die ihr das Dasein gegeben, deren Riesenkraft **allein** die Möglichkeit der Neubelebung des geschändeten Vaterlandes verbürgte, brachte sie schlau und listig einen Schlaftrunk nach dem andern bei. So schnell als möglich lenkte sie auf den sogenannten **gesetzlichen** Weg ein, auf **den** Weg, dessen Schlechtigkeit, dessen Unbrauchbarkeit Jedem einleuchtete, der Augen hatte. Sie duldete neben sich den Bundestag! Vom Bundestage ließ sie sich ihre Aufgabe vorschreiben! Der Bundestag mußte sie legalisiren! Wie **Camphausen** in Berlin den vereinigten Landtag aus seinem Grabe hervorcitirte, um ihn als Waffe gegen die Revolution zu benutzen, so benutzte der Club **Gagern** in Frankfurt den Bundestag! Der Bundestag war vom

Tage seines Entstehens an ein Scandal für Deutschland, ein laut in alle Welt hineinschreiendes Zeugniß für die Indolenz, die Trost-, Rath-, Kraft- und Muthlosigkeit des sehr ehrenwerthen Herrn Michel gewesen. Er war so schlecht, daß bis heute selbst seine früheren Gönner nichts zu seiner Entschuldigung zu sagen gewagt haben. Selbst die vollkommen siegreiche Reaction wagt noch heute kaum, seinen Namen auszusprechen. Dieser Bundestag, Geschöpf und Stütze der Fürstenwillkühr, hatte durch die Revolution seine rechtliche Basis verloren. Er mußte ohne Umstände beseitigt werden. Hatten die Vorläufer der Herren Frankfurter, das Vorparlament und der Fünfziger-Ausschuß, das versäumt, so mußten sie es um so schneller thun. Von dem Bundestage der Revolution das Gesetz geben zu lassen, war Unsinn. Und wie lautete das Gesetz? „Ihr habt zwischen den deutschen Fürsten und Völkern die Verfassung zu Stande zu bringen!" So lautete das Gesetz, und — die Herren Frankfurter waren bescheidene, demüthige Leute. Sie wollten „zu Stande bringen." Der Ausdruck war klar und verständlich genug für ehrliche, offene Menschen, die einsehen und zugeben wollten, daß er unter den gegebenen Verhältnissen überall nur eine Bedeutung haben konnte. Aber wußte man nicht, daß man es mit Fürsten zu thun hatte? daß der Ausdruck den Fürsten zum Drehen und Deuteln bequeme Gelegenheit gab? Konnte man einen Augenblick zweifeln, daß die Fürsten so bald als möglich von dieser Gelegenheit den ausgedehntesten Gebrauch machen, daß sie den Ausdruck interpretiren würden: Ihr sollt zu Stande bringen, aber nur durch Verständigung, durch Vereinbarung mit uns!

d. h. Ihr sollt zu Stande bringen auf einem Wege, der das Zustandebringen zur Unmöglichkeit macht? Konnte man einen Augenblick an dem feindlichen Willen der Fürsten zweifeln? Wahrlich, die Frankfurter hatten sofort die dringendste Veranlassung zu einer That, die Deutschland mit Jubel erfüllt hätte. Sie mußten den Auftrag des Bundestages scharf ins Auge fassen, mußten ihn aus eigener Kraft erweitern, der Volkssouverainetät ihr volles Recht verschaffen, sich mit Nachdruck laut und eindringlich als die höchste gesetzgebende Auctorität Deutschlands geltend machen und Jeden als Rebellen brandmarken, der sich gegen ihr Dictat, gegen die von ihnen zu beschließende Verfassung aufzulehnen wagen würde. Das mußte das erste Gesetz sein, welches sie gaben. Sie mußten alle Einzelregierungen Deutschlands zwingen, dieses Gesetz ausdrücklich und feierlich anzuerkennen, und durch die Volkskraft die Widerspenstigen zum Zittern bringen. Sie mußten Alles an Alles setzen, um Alles zu gewinnen. So wurden sie eine Macht, vor der die Fürsten sich beugten, eine Macht, auf die Deutschlands Völker mit Vertrauen blickten. Die bescheidenen Herren wollten indessen „zu Stande bringen." Was thaten sie, um „zu Stande zu bringen?" Sie hielten Reden, ellenlange Reden, und wieder und immer wieder Reden. Um das deutsche Volk bekümmerten sie sich nicht. Vom deutschen Volke nahmen sie keine Notiz. Kein Wort sprachen sie zum deutschen Volke. Das deutsche Volk sah und hörte nichts von ihnen, als ihre Reden über die Grundrechte. Es war, als ob sie Grundrechte für die Mondbewohner feststellen wollten. Es war, als hätten sie keine Ahnung von der ungeheuren Bedeutung der Tage und Stunden,

die sie vergeudeten. Kühne Thaten forderte die Zeit, die Welterschütterndes, Niedagewesenes gebären sollte. Die Frankfurter waren unerschütterlich in ihrer Ruhe. Jeder kühne, kräftige Gedanke erschreckte sie. Jede Aufforderung zu dem, was die große Zeit forderte, wiesen sie als Versuchung zum Uebermuth in christlicher Bescheidenheit von sich. Sie glichen einer ungeschickten Masse, die zu Nichts zu gebrauchen war, als zum Damm gegen den brausenden Strom der Revolution. Arnold Ruge wirkte für die ungesäumte Bildung einer Regierungs-Commission aus der Mitte des Parlaments. Venedey hatte schon früher die Aufrichtung einer Parlamentswehr verlangt. Beides sprach für sich selbst. Beides schloß den Widerspruch aus. Der Club Gagern wollte Beides nicht. Er wies Alles zurück, was einen kräftigen Entschluß forderte. Er scheute den Schein der Anmaßung, wollte kein Mißtrauen zeigen, wollte jede Aufregung vermeiden, wollte alles Mögliche, nur — Nichts von Allem, was den Sieg verbürgte. Die vereinzelten Aufstände entsetzten die gelehrten Herren. Das Gespenst der Anarchie trat vor ihre zagenden Seelen. Sie wußten nicht, daß jene Aufstände das nothwendige Erzeugniß ihrer Rath- und Thatlosigkeit waren, und so halfen sie den Einzelregierungen kräftig, den Volksgeist zu bannen, den Geist, der Deutschland gründen sollte!

Endlich, endlich ermannte sich die Reichsversammlung zu einer That! Nachdem sie fünf Wochen, fünf kostbare Wochen lang Reden gehalten hatte, verordnete sie eine Reichs-Centralgewalt, wählte zum Reichsverweser den alten Erzherzog Johann von Oesterreich, und that mit diesem kühnen Gagernschen Griff

das Allerverkehrteste, das Allerungeschickteste, was sie in der Welt Gottes möglicher Weise hätte thun können.

Der König von Preußen mußte endlich an die Spitze Deutschlands treten. War es möglich, ihn sofort zum Reichsverweser zu bestellen? Die allgemeine Mißachtung, in welcher dieser Fürst im südlichen und in den meisten Kreisen des nördlichen Deutschland stand, war ein leider schwer zu beseitigendes Hinderniß. Hätte indeß die Reichsversammlung Vertrauen zu ihrer Thatkraft, zu ihrem schöpferischen Genius zu erwecken, hätte sie Deutschland für den Gedanken der Freiheit zu begeistern gewußt: auch der Süden würde sich ihr unterworfen und in die Wahl Friedrich Wilhelms IV. gefügt haben. Konnte oder wollte man den Berliner Herrn damals nicht wählen, — einen österreichischen Prinzen, einen Prinzen des auseinandergefallenen Oesterreich durfte man unter keiner Bedingung zum Reichsverweser bestellen. Der Krieg mit den Habsburgern, mochte er durch Gesetze oder durch's Schwert zu Ende geführt werden, war unvermeidlich. Oesterreich oder Preußen, Habsburg oder Hohenzollern, das konnte allein der Wahlspruch sein. Für Habsburg konnte man sich nicht entscheiden. Hohenzollern allein bot in seiner Hausmacht dem auflebenden Deutschland den festen Haltpunkt dar. So war es Unsinn, einen österreichischen Prinzen an die Spitze Deutschlands zu stellen. Die Habsburger mußten entweder aus Deutschland vertrieben oder zur Anerkennung der Hohenzollernschen Oberhoheit, zum Gehorsam gegen das Reichsgesetz gezwungen werden. Konnte man dazu von einem österreichischen Prinzen energische Mitwirkung erwarten? War es vernünftig,

durch die Wahl in Oesterreich unbegründete Hoffnung und in Preußen kleinliche Eifersucht zu wecken? Und ferner, — war es vernünftig, einen alten, abgelebten Mann an die Spitze der Bewegung zu stellen, einen Mann, der einer längst vergangenen Zeit angehörte und seit langen Jahren unbekümmert um die Welt in seinen steierischen Bergen gelebt hatte? Konnte man bei ihm den frischen Muth, die hohe Kraft, die warme Begeisterung für die großen und schönen Gedanken der neuen Zeit voraussetzen, die vielleicht auch den Habsburger im Dienste des heiligen Vaterlandes zum Kampfe gegen Habsburg entflammt hätte? Ja, war es überhaupt vernünftig, einen Fürsten zum Reichsverweser zu ernennen? Es brannte der Kampf gegen die absolute Fürstenherrlichkeit. Die gemeinschädlichen absolutistischen Rechte der Fürsten sollten vernichtet werden. Auch der künftige deutsche Kaiser sollte eben nur ein demokratischer Kaiser sein. War es überall vernünftig, vor der Feststellung der Verfassung einem Fürsten die höchste Würde anzuvertrauen? Mußte man nicht von Anfang den Widerstand der Fürsten voraussetzen? Bedurfte man nicht einer Reichsgewalt, die dem fürstlichen Uebermuthe mit scharfen Waffen entgegentrat? Hätte Frankfurt Kraft und Energie gezeigt vom ersten Augenblicke an, hätte es den gebeugten Preußenkönig in den Tagen des heilsamen Schreckens gerufen, hätte es ihn fort und fort durch eine großartige, kühne Haltung an die Majestät der Volksmacht erinnert: vielleicht hätte man ohne Gefahr den Preußenkönig sofort zum Reichsverweser ernennen können. Besser war es, schnell, in Sturmeseile, in sechs, acht Wochen

beenden, und, bis sie beendet war, eine Commission des Parlaments mit der Reichsregierung zu beauftragen. Für den Augenblick hätte sich Deutschland diese republikanische Spitze gefallen lassen, weil ihre Nothwendigkeit auf der Hand lag. Den Erzherzog Johann, einen Greis, hoch an Jahren, einen Fürsten, einen österreichischen Prinzen, einen Mann ohne Macht und Einfluß zu wählen, war eine drei-, eine vierfache Verkehrtheit. Es war das Verkehrteste, was möglicher Weise geschehen konnte. Die Krone setzte die Reichsversammlung ihren Verkehrtheiten durch den feierlichen Beschluß auf: die Reichsgewalt sei nicht verpflichtet, die Beschlüsse der souverainen Versammlung auszuführen! Man traute den eigenen Ohren nicht! Man hielt solche Thorheiten für absolut unmöglich! Von einem alten, hochbetagten Fürsten hing es ab, ob etwa nöthig werdende kräftige Beschlüsse gegen rebellische Fürsten schnell und energisch vollzogen werden sollten oder nicht! Dazu ließ die souveraine Versammlung von dem alten, abgelebten Bundestage dem Reichsverweser die Macht übertragen, und dankbarlichst nahm sie die feierliche Anerkennung ihrer Wahl durch die Einzelregierungen entgegen! In der That, eine merkwürdige Souverainetät, die der souverainen Versammlung! Als eine andere Majorität es für angemessen fand, den Erzherzog seines Verweseramtes zu entsetzen, — konnte er da nicht mit Recht antworten: ich habe von Euch wohl das Amt, aber die Macht habe ich von den Fürsten!?

Der Erzherzog war indessen wohlbestallter deutscher Reichsverweser geworden. Er machte den Herrn von Schmerling zum Präsidenten des Reichsministe-

riums, und zwar zur großen Zufriedenheit der Herren Frankfurter. Wer war dieser Herr von Schmerling? Schmerling war Präsident des Bundestags gewesen, war ein Oesterreicher, war ein alter Bureaukrat, ein alter Diplomat aus der Metternich'schen Schule, ein Mann jener alten staatskünstlerischen Weisheit, die seit Jahrhunderten Deutschlands Verderben gewesen war. Der Schmerling dieser Weisheit, dieser Schule wurde Präsident des Reichsministeriums, — und das Parlament war sehr zufrieden! Ehrliches Parlament!

Von jetzt an verliert die Betrachtung der Thaten des Parlaments das Interesse. Das Parlament hat seine Ungeschicktheit, seine Unfähigkeit bewiesen. Seine Majorität ist nicht durchdrungen von den schönen Ideen, welche die Zeit bewegen. Die Gedanken der deutschen Einheit und Freiheit haben nicht ihr Innerstes ergriffen, sind nicht das Idol, vor dem sie sich niederwirft im Fluge der Begeisterung, dem sie Alles, dem sie sich selbst zum Opfer zu bringen im Stande ist. Seine Majorität besteht aus sehr gelehrten, sehr besonnenen, sehr geschäftskundigen, sehr achtungswerthen, klug berechnenden — — Philistern, die in Zeiten des Schlafrockes und der Pantoffel viel Heilsames zu wirken vermögen, in Zeiten der Erhebung aber eben nur — den Club Gagern bilden können. Ein glücklicher Erfolg der deutschen Einheitsbestrebungen liegt kaum noch im Bereich der Möglichkeit.

Zwar — die Fürsten sind noch nicht wieder im Besitz der Macht. Wohl ist die Intrigue in vollem Gange in Berlin wie in Wien. Wohl arbeiten die Camerillen und die entschlossenen Reactionsmänner mit großer Umsicht und überraschenden Erfolgen. Wohl

ist der erste panische Schrecken vorüber und die Hoffnung sendet helle Strahlen in die Herzen der Fürsten. Aber noch zittern sie. Noch sehen sie die Bayonnete nur in der Ferne. Die Macht haben sie noch nicht wieder. Wird das Parlament sich ermannen? Wird es wenigstens einsehen, daß die fürstlichen Bayonnete unter keiner Bedingung zur Herrschaft kommen dürfen? Wird es den großen Einfluß benutzen, den es noch immer hat, den es mit leichter Mühe verdreifachen, verzehnfachen kann? Wird es die Minister zum energischen Auftreten oder zum schleunigen Abtreten zwingen? Wir werden sehen.

Für den sechsten August hatte der Reichskriegsminister verordnet, daß alle deutschen Heere dem neugewählten Oberhaupte ihre Huldigung darbringen sollen. Die Verordnung war bestimmt und klar. Sie war der erste, über das ganze Land sich erstreckende obrigkeitliche Act der neuen Reichsregierung. Sie war der Prüfstein des Gehorsams auf der einen, der Auctorität auf der andern Seite. Sie war aus diesem Grunde von entscheidender Wichtigkeit. Gehorchten die Einzelregierungen? Die kleineren Regierungen gehorchten. Preußen und Oesterreich gehorchten n i c h t! Unter dem Vorwande erbärmlicher Gründe gehorchten sie n i c h t! Und die Reichsregierung? Sie duldete den Ungehorsam! Und die Reichsversammlung? Sie duldete es, daß die Reichsregierung den Ungehorsam duldete! Das entschied. Die Regierungen hatten getrotzt. Sie wußten, daß sie trotzen durften. Sie wußten, daß sie muthiger waren, als die Herren in Frankfurt, daß diese ihnen keine Gefahr mehr drohten, sobald nur daheim das Spiel gewonnen war. Die Frankfurter mußten Alles daran

setzen, dem ersten Befehl Gehorsam zu verschaffen, Alles, selbst den Frieden des Vaterlandes. Was konnten sie ausrichten, wenn die Fürsten ihnen trotzten? Wie konnten sie Gehorsam gegen ein endliches, nothwendig mißliebiges Gesetz über die Reichsverfassung erwarten, wenn die Fürsten zum Ungehorsam die Macht hatten? Sie mußten Alles daran setzen, denn noch war Alles zu gewinnen! Doch das Geschick der Reichsversammlung sollte sich erfüllen. Deutschland führte Krieg wider Dänemark, großentheils mit preußischen Truppen im Dienste des Reichs. Der bekannte Malmöer Waffenstillstand beendete den ruhmlosen Krieg. Und wer schloß den Waffenstillstand mit Dänemark? Der König von Preußen schloß ihn. In wessen Namen? In seinem Namen und in dem des deutschen Bundes. Deutschland hatte den Krieg geführt und im Waffenstillstandsbeschluß wird — der deutschen Reichsregierung mit keiner Sylbe gedacht! Die deutsche Reichsregierung wird völlig ignorirt! Dänemark habe die Reichsregierung nicht anerkannt, so sagte man, und dieses dumme Gerede täuschte wirklich Manchen über die offenbare Verhöhnung der Reichsgewalt. Und die Herren in Frankfurt? Straften sie die Anmaßung des Preußenkönigs? Verwarfen sie den Waffenstillstand, um ihn, wie sich's gebührte, im Namen der Reichsgewalt zu schließen? Nicht also! Sie traten ihm bei — und — sanctionirten die Verhöhnung der Regierung Deutschlands! Leser, jetzt war der Stab gebrochen über die Reichsversammlung. Jetzt konnte nur noch die Frage sein, nicht ob, sondern wie sie ihrem Untergange entgegeneilen würde.

Zwar das Schicksal ist unerschöpflich in seiner

Gunst für die Herren Frankfurter. Immer von Neuem wird ihnen die Gelegenheit geboten, ihre groben Fehler wieder gut zu machen. Allein — sie gleichen den bis zum Wahnsinn Verblendeten. Sie können nichts, als Deutschland verderben!

In Wien war der Octobersturm losgebrochen. Die Volksmacht hatte ihren letzten Sieg über Ministerverrath und Adelsintriguen errungen. Der wankende Thron der Habsburger war dem Zusammensturz nah. Noch ein kräftiger Stoß und er lag in Trümmern! Wien war entschlossen zum Aeußersten, war begeistert zum Kampf bis auf den letzten Mann. Voll Sehnsucht, in krampfhafter Spannung sah es sich um nach Rettung gegen die drohenden Feinde unter Habsburgs Fahnen. Brachte Deutschland diese Hilfe, rettete Deutschland das edle Wien vor den slavischen Horden, so war Oesterreich für Deutschland gewonnen und von Habsburg war nicht mehr die Zersplitterung der deutschen Kraft zu fürchten. Und konnte Deutschland zögern mit der Hilfe? Mußten nicht die Frankfurter die Verhältnisse überschauen und die Leichtigkeit des Sieges wie die Großartigkeit seiner ungeheuren Folgen erkennen? Wahrlich, kein Vernünftiger konnte zweifelhaft sein! Habsburg konnte und durfte nicht mächtig, nicht selbstherrlich bleiben neben den Hohenzollern im einigen Deutschland. Man konnte und durfte den nichtswürdigen, hochverrätherischen Gedanken nicht fassen, das schöne Oesterreich dem deutschen Vaterlande zu entfremden und die sieben Millionen österreichischer Deutschen an die dreißig Millionen Slaven zu verkaufen. Deutschland mußte in Habsburgs Feinden seine Freunde, seine Bundesgenossen

sehen. Es mußte mit Wien, mit den Ungarn, mit dem Sardenkönige sich verbinden. Ihr Sieg über Habsburg war Deutschlands Sieg über seine Feinde! Wie, das wäre Verrath? Es wäre Verrath, dem großen Vaterlande, dem lange und furchtbar gemißhandelten, dem endlich, endlich sich erhebenden Vaterlande die Herrlichkeit einer Familie zu opfern, eines Regentenhauses, welches furchtbares Unheil über Deutschland gebracht hatte und jetzt in der Stunde der Vergeltung von seinen niedergedrückten, zertretenen Völkern verlassen war? Es wäre Verrath, den Ungarn und Italienern den Sieg über Oesterreich zu wünschen, weil dieser Sieg die Herrschaft der Deutschen über Ungarn und Italien beenden mußte? Es wäre Verrath, die Macht Habsburgs zu zersplittern, weil Oesterreich in seinem gegenwärtigen Bestande ein deutsches, ein europäisches Bedürfniß sei? Herr von Gagern hat das behauptet. Arnold Ruge's richtige Behauptung, Deutschland müsse die Niederlage des österreichischen Feldherrn Radetzky und den Sieg Karl Alberts wünschen, nannte er — einen halben (?) Vaterlandsverrath und gab dadurch von seiner Kurzsichtigkeit einen ganzen, völlig ausreichenden Beweis. Ob das in seinem Innern sich umgestaltende Deutschland verpflichtet sei, seine früheren Eroberungen herauszugeben, ob es neben seiner Freiheit die Knechtschaft seiner Nachbarn wollen dürfe, das kann hier völlig unerörtert bleiben. Deutschland kämpfte für seine Freiheit. Deutschland kämpfte gegen den alten Fluch der Fürstenwillkühr. Deutschland kämpfte für seine Einheit und sah in den Habsburgern das größte Hinderniß seiner Erstarkung. Der Kampf war schwer.

Mächtige Feinde standen ihm gegenüber. Ungeheuer groß war die Gefahr der endlichen Niederlage. Es bedurfte für den Augenblick — Dank der Unbehilflichkeit und Trägheit der Frankfurter — der Bundesgenossen. Ungarn und Italien kämpften wie Deutschland für die Freiheit, gegen die Fürstenwillkühr und — gegen Habsburg. Somit waren Ungarn und Italien Deutschlands natürliche Bundesgenossen und Radetzky's Sieg war eine Niederlage für das nach Einheit strebende Deutschland! Und das gegenwärtige Oesterreich soll nach Gagernscher Weisheit ein deutsches, ein europäisches Bedürfniß sein? Etwa weil es den Beruf hat, nach Osten deutsche Bildung zu tragen? im Osten die Wacht zu halten gegen Rußlands Uebermacht? die Donauländer und die Donaumündung dem Interesse Deutschlands dienstbar zu machen? Leser, wenn das große, mächtige Deutschland auferstanden ist, und mit seinen Riesenarmen Oesterreich und Preußen und Alles, was deutsch ist, umschlingt, wenn das große, mächtige Deutschland der Schirm und Hort „wahrer" Freiheit geworden ist und durch die glorreichen Waffen seiner freien Wissenschaft nach Ost und West, nach Süd und Nord edle Bildung trägt, dann hat Deutschland die Aufgabe, die Herr von Gagern Oesterreich zugedacht, und wahrlich, Deutschland löst die Aufgabe, Oesterreich nimmer! — Für Deutschlands Einheitsbestrebungen, für den Frieden in Deutschland konnte nichts erwünschter sein, als der siegreiche Octoberaufstand der edlen Wiener. Freiwillig, das wußte jeder Denkende, unterwarf sich Habsburg einem deutschen Kaiser nicht. Am wenigsten beugte es sich vor einem Hohenzollern. Schon in den ersten Tagen

der siegreichen deutschen Revolution war seine Eifersucht gegen Preußen schroff hervorgetreten. Es konnte später möglicher Weise bei seinen Völkern kräftigen Beistand finden. Dann war der Kampf schwer, des Kampfes Ausgang zweifelhaft, die Gefahr der Einmischung auswärtiger Mächte groß. Dann wurde Deutschland wieder im Bruderkampfe mit Blut gedüngt, und wahrlich, es bedurfte des Blutdüngers nicht mehr! Jetzt war der Kampf entschieden, noch ehe er begonnen. Ungarn, Italien im Kampf gegen Habsburg! Wien siegreich gegen die Habsburger! Der Kaiser flüchtig! Die Heeresmassen zerstreut! Ein schneller, großer, kühner Entschluß von Frankfurt und — Alles war gerettet, Alles gewonnen, Deutschlands Einheit, Deutschlands Freiheit gesichert, ganz Deutschland zu den Füßen seiner Erretter. Aber — an der Stunde hing die Entscheidung. Die Stunde trug das Geschick der Welt. Kein Zögern, um Gottes Willen kein Zagen und Zweifeln! Schnelle Schritte, kräftige Entschlüsse, kühne Thaten! Der Erzherzog und Schmerling mußten beseitigt, ganz Deutschland mußte zum entscheidenden Kampfe aufgerufen werden für Wien, gegen Windischgrätz. Wollten die „Kriegsherren" ihre Truppen nicht stellen, so mußte der Volksgeist heraufbeschworen, mußten Freischaaren gebildet, alle Waffenfähige gerufen, Alle begeistert und — die „Kriegsherren" wider ihren Willen fortgerissen werden von dem brausenden Strome der Volkserhebung. Es war eine große, entscheidungsschwere Stunde! Noch war Preußens Kriegsmacht zu gewinnen. Noch war der König voll Angst und Sorge, die Reaction ihres Sieges nicht gewiß, die Militairdespotie nicht gegründet, in der

Nationalversammlung ein kräftigerer Geist im Anzuge, in Berlin, in ganz Preußen furchtbare Spannung. Alles sah, Alles fühlte das Gewicht der Stunde. Alles sah und fühlte, daß Wiens Untergang der Untergang Deutschlands war. Wien, des heldenmüthigen Wiens Befreiung war die Loosung. Den König konnte man gewinnen durch das Versprechen der Kaiserkrone, durch die sofortige Ernennung zum Reichsoberhaupt. Die Leichtigkeit des Sieges mußte auch ihm einleuchten. Und zögerte er, konnte in dem Manne kein großer Gedanke, kein starker Entschluß erweckt werden, so mußte die Volksbrandung über ihn dahinstürmen, und dann, dann war selbst die Republik möglich! In Frankfurt, in der Partei Gagern, unter den Bassermann's, Welcker's, Matthy's, Dahlmann's, Gervinus' u. s. w. u. s. w. nur einige Kraft, nur etwas Größe, nur etwas Scharfblick, etwas Begeisterung, — in der Stunde der Entscheidung ein fester Anschluß an die besonnene und starke Linke und — der Sieg war unvermeidlich! Freilich — wären solche Thaten des welterobernden Muthes in Frankfurt überhaupt möglich gewesen, — es wäre von Anfang Alles anders gekommen. Wir haben nur nachweisen wollen, daß das Schicksal nicht müde geworden ist, der Frankfurter Majorität das Beharren in ihrer Unklugheit und Feigheit zu erschweren. Was thaten die Herren Frankfurter? Sie schickten zwei „Reichs-Commissäre" auf weiten Umwegen nach Olmütz. Sie nöthigten zwei im Uebrigen achtungswerthe Männer, sich vor der ganzen Welt lächerlich zu machen und ihre Namen mit einer der dummsten Thaten der Weltgeschichte in Verbindung zu setzen. Sie stellten geflissentlich das ganze, von ihnen reprä-

sentirte Deutschland an den Pranger und verkündeten der ganzen Welt ihre unermeßliche Erbärmlichkeit. Sie triumphirten, als die Habsburger gesiegt hatten und in Oesterreich die allergründlichste Militairdespotie festgegründet war. Die edlen Herren! — in kindlichem Vertrauen hofften sie von den Gewaltherren ein freundliches Entgegenkommen für ihre bescheidenen, deutsch-einheitlichen Wünsche!! Doch es war ihnen nicht genug, daß in Wien die Bayonnete regierten, die Bayonnete mußten auch in Berlin regieren. Um Berlin waren die nöthigen Truppen aufgehäuft. Wiens Fall hatte den Muth, die Siegeszuversicht der Reaction gestärkt. Alles war vorbereitet zum entscheidenden Schritt. Nicht lange ließ die Entscheidung auf sich warten. Die Nationalversammlung wurde vertagt, Brandenburg, Manteuffel waren Minister und — Preußen lag zu den Füßen Seiner Majestät von Gottes Gnaden! Die Reichsversammlung hätte retten können. Sie mußte sich fest und entschlossen auf die Seite des Rechts, der Willkühr gegenüber stellen. Sie mußte für die Nationalversammlung auftreten, den Beschluß der Steuerverweigerer sanctioniren, ganz Preußen zum Kampf gegen die Willkühr aufrufen und dem Militair im Namen des Reichs den Gehorsam gegen die rechtverachtende Regierung verbieten. Sie mußte das. Sie hatte oft genug entschiedenen Kampf gegen die Anarchie von Oben wie von Unten gelobt. In Preußen saß die Anarchie auf dem Throne. Gesetz und Recht und constitutioneller Gebrauch wurden verhöhnt. Ganz Preußen schwamm in einem Meere von Rechtlosigkeit. Die Reichsversammlung mußte dagegen auftreten. Sie mußte einsehen, daß der Sieg der Reaction ein Sieg über die Freiheit, ein Sieg

über Deutschlands Einheitsbestrebungen war, daß der Sieg der Reaction mit der Herstellung der Absolutmonarchie, mit der gänzlichen Niederlage der Revolution, mit der Vernichtung aller Hoffnungen völlig identisch war. Die Reichsversammlung trat auf die Seite des Königs von Preußen. Die Reichsversammlung annullirte den Beschluß der Steuerverweigerung. Die Reichsversammlung bestärkte die preußische Regierung in ihrer Rechtsverachtung. Die Reichsversammlung sprach der Revolution das Todesurtheil. Das ist ein Frevel, ein Verbrechen gegen Deutschland, welches ihr nie vergeben werden kann. Das ist eine Dummheit, größer, als ein denkender Mensch sie zu begreifen und zu fassen vermag.

Mit der völligen Besiegung der Revolution, mit der Herstellung der Absolutmonarchien in Wien und Berlin endet die Geschichte des „deutschen Reichsparlaments." Kann der Leichnam eines Selbstmörders eine Geschichte haben? Was in Frankfurt sich weiter zutrug, war — eine lächerliche Komödie. —

Hätten jetzt, hätten nach Berlin's Fall nicht die Männer der Linken Frankfurt verlassen sollen? Noch war die Brandung groß. Ihr Austritt in Masse konnte möglicher Weise einen neuen Sturm heraufbeschwören, der die Welt von der Gagern'schen Stickluft befreite. Oder hofften sie noch? Ahnten sie, daß das Schicksal sich noch einmal der Majorität erbarmen, ihr noch einmal seine Gunst schenken werde? Erwarteten sie, daß die nächsten Wochen das alberne Gagern'sche Vertrauen erschüttern, daß die letzte, höchste Noth, die Gewißheit des fürstlichen Hochverraths Feuerflammen in dem sanft- und demüthigen Club Gagern entzünden, — den modernden Leichnam von den Todten auferwecken

werde? — — Deutschland hoffte nicht mehr, und Deutschland hatte Recht! Es läßt jetzt dem Scharfsinn Arnold Ruge's Gerechtigkeit widerfahren, der es zur rechten Zeit einsah, daß etwaige Hoffnungen nicht an Frankfurt, sondern an Berlin zu knüpfen seien.

IX.

Kleindeutschland.

War wirklich Alles verloren? War keine Hoffnung mehr, aus dem fürchterlichen Schiffbruch Etwas zu retten?

Aus dem Schiffbruch ward Manches, ward Vieles gerettet. Der Geist hatte nicht geschlafen und — die Völker schliefen nicht mehr. Aber Frankfurt konnte Nichts retten, Nichts! — Der Leichnam fiel aus einander und den Staub verweheten die Winde.

Zwar hatte Deutschland den Herrn von Gagern noch. Aber — der Herr von Gagern hatte Deutschland nicht!

Heinrich von Gagern hat der Zorn des Himmels nach Frankfurt geführt. Zur Züchtigung Deutschlands hat er ihm die stattliche, imponirende Gestalt, das edle, markige, zutrauenerweckende Wesen gegeben. Daß man Gagern Vertrauen schenkte, war Deutschlands Unglück; daß man fest, unerschütterlich festhielt an diesem Vertrauen, Deutschlands Schande. Gagern ist ein edler, redlicher Mann, ein Mann, der das Gute will, der in kleineren Verhältnissen, in ruhigen Zeiten, in beschränkteren Sphären viel Treffliches geleistet haben würde. Daß ihm jeder politische Scharfblick, jede schöpferische Kraft, jede Innigkeit und Idealität des Gemüthes abging, daß er weder das Volk noch die Fürsten kannte, von jeder glatten Außenseite sich bestechen, durch jede rauhe sich schrecken ließ, daß er das Maß seiner Kraft nicht kannte und sich durch gränzenlose

Lobhudeleien in eine Selbstüberschätzung hineinreden ließ, die durch Nichts gerechtfertigt war, daß er blind und kurzsichtig genug war, Menschen wie Schmerling, Bassermann u. s. w. Vertrauen zu schenken und sich bald von Fürsten, bald von ihren Creaturen düpiren zu lassen: — das Alles wurde Deutschlands Unglück. Gagern's Schicksal ist hart. Er hat in Frankfurt seinen Ruhm, in Gotha seine Ehre gelassen. Er trägt die Ueberzeugung mit sich herum, daß sein Wirken zum Verderben, zum Fluch des Vaterlandes geworden ist! Gagern's Schicksal ist hart. Härter als das seiner flüchtigen, darbenden, durch Pulver und Blei begnadigten Gegner. Aber — es ist gerecht!

Gagern wurde Präsident des Reichsministeriums. Am 18. December legte er der Reichsversammlung sein Programm vor. In demselben bezeichnete er Kleindeutschland als das Ziel seines Strebens, als das einzige Mittel, unter den greulichen Wirrnissen der Gegenwart ein lebensfähiges, einiges und freies Deutschland ans Licht der Welt zu bringen. Oesterreich sollte sich mit allen ihm zugehörigen Ländern unabhängig als Großmacht neu consolidiren; neben Oesterreich das übrige, nicht österreichische Deutschland zu einem „engeren deutschen Bundesstaate" sich gestalten, und beide in brüderlicher Einigkeit, in sanftmüthigem Geiste als gute, getreue Nachbarn und verständige Freunde neben einander leben und sich gegenseitig in aller geistigen und leiblichen Nothdurft fördern und berathen. Der engere Bundesstaat sollte preußisch werden und der König von Preußen den klingenden Titel eines deutschen Kaisers führen. Es schien ihm *eine* Art Compagniegeschäft unter der Firma Ho-

henzollern und Habsburg vorzuschweben. Dieser Gedanke war nicht neu. Er war bereits von der österreichischen Regierung angedeutet, und Herr von Schmerling hatte ihn schon im November ausgesprochen. Das Wunderbarste an diesem Gedanken war, daß Herr Gagern im vollen Ernste an die Möglichkeit seiner Realisirung glaubte. Er scherzte nicht. Auch war sein Vorschlag kein Ergebniß der Verzweiflung an Deutschlands Möglichkeit. Er ließ sich in vollem Ernst und gutem Glauben von der Reichsversammlung die Vollmacht geben, „auf dem Wege der gesandtschaftlichen Verhandlung das Unionsverhältniß Oesterreichs zu Deutschland einzuleiten und herbeizuführen.“ Die Majorität stimmte ihm bei, überglücklich, irgend einen Ausweg gefunden zu haben.

Leser, soll ich Dir alle die Lamentationen wiederholen, die man über das zerstückelte Deutschland angestellt hat? Die Linke in Frankfurt hat das Unselige des Gagern'schen Planes ins hellste Licht gestellt, und der Unbefangene muß ihr Recht geben in allen Hauptpunkten. Eben hat man durch eine Trägheit und Feigheit ohne Beispiel die Gelegenheit aus den Händen gegeben, ganz Deutschland zu erobern. Ist es nicht schamlos, jetzt mit diesem Plane der Zerstückelung vor das Vaterland, vor die Welt zu treten? Und sieben Millionen Deutsche auf einen Wurf! Sieben Millionen Deutsche sollten den Slaven preisgegeben werden, jenen Slaven, die ihres Hasses gegen das Germanenthum kein Hehl hatten und es offen aussprachen, daß Wien die Hauptstadt und der Centralpunkt eines slavischen Oesterreich werden müsse. Als die Slaven unter Windischgrätz nach Wien zogen, als

Jellachichs Horden in Schönbrunn die deutsche Fahne mit Füßen traten, als Prager Studenten die Kanonen bekränzten, welche Wien niederdonnern sollten, da hörte es außer Herrn Gagern alle Welt, daß die Slaven Oesterreich für ein Slavenreich erobern wollten. Und mußten nicht im einigen Oesterreich die sieben Millionen Deutscher den dreißig Millionen Nichtdeutscher unterliegen? Oder wie, die Deutschen sollten durch ihre Bildung das „einflußreichste Element" im Gesammtstaat bleiben? Herr Gagern meinte es. Aber mit welchem Rechte? Wußte er nicht, daß „gerade die Männer, die am tiefsten aus dem Borne der deutschen Wissenschaft getrunken hatten, der Idee des Panslavismus am meisten angehangen und am heftigsten gegen das Germanenthum geeifert hatten?" Wußte er nicht, daß man von einem Volke lernen und doch das Volk hassen und unterwerfen kann? Es war Blindheit, den Slaven, deren Macht furchtbar werden kann, ein köstliches Stück von Deutschland ohne Noth hinzugeben. Und zwischen dem neu emporstrebenden einigen Slavenreiche und dem neuen, drei und dreißigfach befürsteten Deutschland ein ewiger Friede! Wahrlich, es gehört die ganze Gutmüthigkeit des ehrlichen Gagern, es gehört eine Geschichtsunkunde ohne Gleichen dazu, um nach den Proben, welche die Slaven bereits gegeben, an die Ewigkeit dieses Friedens zu glauben! War nicht Krieg, ein Krieg auf Leben und Tod das Unvermeidliche zwischen beiden Reichen? „Oesterreich wird den Einfluß, den es bisher auf Deutschland gehabt hat und den es jetzt aufgeben soll, zu erhalten suchen. Es wird die Mißstimmung benutzen, die in vielen Theilen Deutschlands gegen die neue Gestaltung der Dinge

vorhanden sein wird, es wird auf die Schwäche und Zerrissenheit Deutschlands speculiren. Deutschland dagegen wird mit den abgerissenen österreichischen Provinzen, deren Verlust es nicht verschmerzen kann, beständig liebäugeln; es wird die abgetrennten deutschen Länder wieder zu sich herüberzuziehen suchen, es wird auf den Zerfall des österreichischen Kaiserstaates hinarbeiten. Oesterreich wird Deutschland und Deutschland wird Oesterreich zu erobern suchen, und beide werden unter dem Hohn und Jubel des gemeinsamen Feindes sich verbluten *)."

Doch wir wollen schweigen von den vermuthlichen Folgen des Gagernschen Planes. Wie stand es um seine Durchführung? War sie zu erwarten? Die Hauptstimme hatten die Regierungen, die sich in ihrer neubegründeten Macht sehr behaglich fühlten, die Regierungen von Oesterreich und von Preußen. Wie stand es mit Oesterreich? War es geneigt, sich seines Einflusses auf Deutschland zu begeben? Es hatte sich mächtig aufgerafft. Es fühlte sich stärker, als je, in seiner Siegesfreude, in seiner Idee des einheitlichen Gesammtstaates. Wird es Deutschland freie Hand lassen? Die österreichischen Minister hatten einige Hoffnung erweckt. In Kremsier hatten sie am 29. November versichert, ihre große Aufgabe sei die Begründung eines neuen Bandes für alle Länder und Stämme der Monarchie, und erst wenn das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt, werde es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen. Bis

---

*) Worte v. Würth's. Verhandlungen der R.-V. 6, 4611.

dahin werde Oesterreich fortfahren, seine Bundespflichten treulich zu erfüllen." Das ließ sich hören. Die Erinnerung an den seligen Bundestag mit seinen Bundespflichten war zwar störend. Allein möglicher Weise ließ sich die Drohung, die sie enthielt, übersehen. Da erschien aber am 16. Decbr. im „österreichischen Correspondenten" ein Artikel, der, wie weltbekannt, aus dem Kabinet kam. Ein böser Artikel! Er behauptet, die Bundesacte von 1815 sei nicht aufgehoben, bestehe vielmehr in voller Kraft und sichere allen einzelnen Bundesstaaten die volle Souverainetät. Von der Bewegung Deutschlands dürfe kein anderes Ergebniß erwartet werden, als eine Umbildung des alten Staatenbundes, in welchem nur einem österreichischen Prinzen der einfluß- und ehrenreiche Posten des obersten Obmanns gebühre. Mußte diese Sprache Herrn Gagern nicht bedenklich machen? nicht um so bedenklicher, je entschiedener es war, daß vor der Reichsgewalt keine Regierung Respect und kein besonnener Mensch mehr Achtung hatte? Jedoch — er mochte sich trösten. Der Artikel eines Zeitungsblattes war kein officielles Actenstück! Leider ließ das officielle Actenstück nicht lange auf sich warten. Unter dem 28. December antwortete Oesterreich auf das Gagernsche Programm. Und wie lautet die Antwort? Oesterreich ist und bleibt eine deutsche Bundesmacht und wird die Stellung einer solchen niemals aufgeben. Gelingt es, eine innigere Verschmelzung der verschiedenen Bestandtheile Deutschlands zu Stande zu bringen, so wird Oesterreich in diesem Staatskörper seine Stelle zu behaupten wissen. Die Regelung der deutschen Verhältnisse muß der „Vereinbarung" mit allen Regierun-

gen vorbehalten bleiben, unter welchen Regierungen Oesterreich den ersten Platz einnimmt. So sprach Oesterreich. So machte es mit einem kernigen Wort die ganze Gagernsche Weisheit zu Schanden. So schickte es alle fürstlichen Interessen, alle Vorrechte der Dynastien ins Feld, um die Frankfurter Herren rechtzeitig an ihre Nichtigkeit, an ihre ganze Bedeutungslosigkeit zu erinnern! Die Herren schrien und lärmten, klagten über Undank und nochmals über Undank. Gagern gab „gehalten und würdig, eine stolze und ebenbürtige" Antwort. Indeß — die edlen Herren Frankfurter! — wußten sie nicht längst, daß Könige, wenn sie nicht zittern, sondern Andere zittern sehen, nur zu befehlen pflegen und nicht — sich befehlen zu lassen? Wir wissen nicht, ob die Minister Oesterreichs „gehalten und würdig, stolz und ebenbürtig" antworteten. Aber das wissen wir: sie sprachen klar, kräftig und entschieden: wir wollen nicht, wie Ihr wollt, wir dulden die Verwirklichung Eurer Nebelbilder unter keiner Bedingung! In ihrer Note vom 4. Februar sagt die österreichische Regierung zwar, „sie theile mit den deutschen Volksstämmen diesseit und jenseit der österreichischen Gränzen das tiefgefühlte Bedürfniß der Wiedergeburt Deutschlands in vollem Maße und erkenne mit ihnen in einem engern Verbande der einzelnen Staaten die erste Bedingung dazu, sei auch weit entfernt, davon sich auszuschließen, vielmehr zu ernstlicher und aufrichtiger Mitwirkung bereit." Allein sie fügt sehr bestimmt hinzu, daß es sich für Deutschland „um Einigung handele, nicht um gänzliche Verschmelzung der bestehenden Verhältnisse, um Wahrung der verschiedenen lebenskräftigen organischen Glieder Deutschlands,

nicht um deren Aufhebung und Vernichtung." Sie verwirft das Gagernsche Programm direct, — dasselbe würde den „einheitlichen Staat" begründen, durch welchen „den einzelnen Gliedmaßen, der Geschichte und den Bedürfnissen der Gegenwart entgegen, jedes selbstständige Leben entzogen und nach einem künstlich geschaffenen Brennpunkte übertragen würde." Sie greift jeder Verletzung des Bestehenden vor, will nirgend in Deutschland „die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse, die Ueberlieferungen der Vergangenheit und die Ansprüche an die Zukunft" verletzt wissen und beruft sich sogar auf die europäischen Verträge, die es ihr zur Pflicht machen, sich jeder „einseitigen Aufhebung des deutschen Bundesverhältnisses" zu widersetzen. Im Uebrigen verwahrt sie sich „auf das Feierlichste gegen eine Unterordnung Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich unter die von einem andern deutschen Fürsten gehandhabte Centralgewalt." Deutlicher konnte kein Mensch sprechen, deutlicher, entschiedener am wenigsten eine Regierung, die mit der Organisation der innern Verhältnisse ihrer Staaten alle Hände voll zu thun hatte und von Gefahren und Kämpfen umgeben war. Oesterreich scheidet nicht aus dem Verbande der deutschen Staaten, duldet die Aufhebung alter Rechte, die Beseitigung der Ueberlieferungen einer schmählichen Vergangenheit nicht, schützt das bestehende Verhältniß der einzelnen Bundesglieder, und verweigert unbedingt die Unterordnung unter eine Centralgewalt. Es bezeichnet zwar (in der „Presse," dem Organ des Ministers Stadion) das Princip großer Staatensysteme als das mächtigste Triebwerk der jetzigen Bewegung in Europa, die *Einigung als* das sicherste Mittel zur Enthaltung

großer noch unentwickelter Kräfte und arbeitet mit allen Macht an seiner Umbildung zum Einheitsstaate; — dem übrigen Deutschland aber versagt es die Erlaubniß zu seiner Wiedergeburt, zur Ergreifung des sichersten Mittels, um große Kräfte zu entwickeln, zur Bildung eines großartigen Staatensystemes. Eine Revision der alten Bundesverhältnisse will es wohl gestatten, aber nicht eine durchgreifende Umwandlung derselben, — die Stärkung des Bundestages, aber nicht dessen Sturz, — die höhere Kräftigung des Staatenbundes, aber nicht die Verwandlung in einen Bundesstaat. Kurz, — im Wesentlichen soll Alles im lieben Deutschland beim Alten bleiben, und — das gute Frankfurt soll einsehen, daß es Oesterreich gegenüber ein Nichts, ein Phantom, ein Gebilde trügerischer Illusionen ist. So stand Oesterreich zum Gagern'schen Programm.

Was war von Preußen zu erwarten, von der letzten Zuflucht der armen, rathlosen Frankfurter?

Preußen hatte schon längst die Frankfurter schmählich behandelt. Preußen hatte zum Ungehorsam das Signal gegeben. Es hatte die Reichsgewalt, als sie in voller Herrlichkeit dastand und den kleinen Staaten gegenüber, in Thüringen, in den Reußischen Landen u. s. w., auch bei Aufständen in kleineren Städten eine ungeheure Tapferkeit entwickelte, — ignorirt, verachtet, verhöhnt. Es hatte sich im October, noch ehe die Herstellung der Königsmacht gesichert war, die Absendung eines Reichscommissairs alles Ernstes verbeten, „in einem Tone, der die schärfste Erwiderung nöthig machte." Es hatte unter den Gefahren der Novemberereignisse jede Ein-

mischung der Frankfurter abgelehnt. Um innere Angelegenheiten Preußens habe sich Frankfurt nicht zu kümmern!! Den Beschlüssen der Nationalversammlung vom 20. und des Reichsverwesers vom 21. November zum Trotz entließ es das Ministerium Brandenburg nicht, und Herrn Gagern, der selbst nach Berlin gekommen war, leuchtete es mit zierlichen Redensarten nach Hause! Nicht einmal seinen großartigen Verdiensten um den Sieg der Reaction, um die Vernichtung Deutschlands, ließ es Gerechtigkeit widerfahren! Als Bassermann in den ersten Decembertagen in Berlin seine unheimlichen Gestalten sah und von dem Verlangen geplagt wurde, den bedeutenden Mann zu spielen, erfolgte das Schmählichste! Im Namen der Reichsgewalt macht der Mannheimer Buchhändler dem Grafen Brandenburg Vorstellungen gegen das Verbleiben des bisherigen Ministeriums, gegen die Auflösung der Nationalversammlung, wie gegen die Octroyirung der Verfassung. Die preußische Excellenz läßt den Commissair der deutschen Reichsgewalt ruhig reden, hört ihm freundlich zu und — würdigt ihn kaum eines Wortes. Der Commissair der deutschen Reichsgewalt, überglücklich, mit dem Grafen Brandenburg „stolz und ebenbürtig" gesprochen zu haben, nicht zum Hause hinausgeworfen zu sein, geht nach Hause und — und — — findet den Staatsanzeiger, der die königliche, vom Herrn Brandenburg gegengezeichnete Verordnung über die Auflösung der Nationalversammlung und das Gesetz der octroyirten Verfassung enthält! — Leser, das waren böse, böse Anzeichen! Sie hätten die Augen öffnen können, wenn — die Herren Frankfurter Augen zum Sehen gehabt hätten. Indeß — man wollte ja eine Kaiserkrone anbieten,

eine Kaiserkrone einem Manne, **der auf theatralisch[e]** Pomp außerordentlich viel gab. **Sollte der Glanz d[er]** Kaiserkrone nicht locken? Sollte **die Gewißheit,** Oester[-] reich zu überflügeln und aus **ganz Deutschland** mi[t] Lobgedichten und Ehrenkränzen **überfluthet,** von gan[z] Deutschland (d. h. **Kleindeutschland**) **als** Retter ge[-] priesen zu werden, nicht reizen? **Sollte nicht** Etwas vom Geiste Friedrichs lebendig **werden und das** Große erkennen lassen, was auch die **Krone von** Klein[-] deutschland dem Manne verbürgte? **Sollte** nicht der Drang der Hohenzollern nach **europäischer** Geltung erwachen, und die Gefahr, ohne **die Kräfte** Deutsch[-] lands die Stellung als Großmacht **zu verlieren,** das Ihrige thun? Lieber Leser, — **man kannte** Friedrich Wilhelm IV. Er haßte die **Revolution wie** seinen Todfeind. Er mußte sie hassen. Er **hatte** Alles auf's Spiel gesetzt, ein gefährliches, kühnes, großartiges Spiel mit anerkennungswerthem Muthe gewagt, um die Revolution zu vernichten, die angemaßten Rechte eines rebellischen Volkes aufzuheben und sich von den Männern zu befreien, die ihn zwingen wollten, „nach Majoritäten" zu regieren. Einen Augenblick hatte er sich gebeugt. Er hatte sich gedemüthigt vor den Leichen der Erschlagenen. Er hatte vor der Welt sich schwach gezeigt, als die Bayonnete geschlagen, seine Stütze zerbrochen war. Jetzt war er der Alte! Jetzt der König von Gottes Gnaden, der kein Blatt Papier zwischen sich und seinem Volke sehen wollte! Jetzt, nach Ent[-] wicklung großer Kraft, nach Anwendung jedes möglichen Mittels, das zum Ziele führte, der absolute, machtvoll[-] kommene Herr und König seines großen Landes! Und *jetzt, in* dem stolzen Gefühle seines Triumphes über die

Revolution, in dem bittern Gedanken an seine Demüthigung durch die Revolution, in seiner gründlichen Verachtung der Massen, denen die Revolution Macht gegeben, — jetzt sollte er eine Kaiserkrone annehmen, die ein Kind der Revolution war? von den Männern annehmen, die sich um Ehre und guten Namen gebracht hatten und bettelnd zu ihm kamen? Er sollte diesen Männern zu Liebe, einer demokratischen Kaiserkrone zu Liebe mit allen seinen Gesinnungsgenossen sich verfeinden, mit seinen Bundesgenossen, mit den Herren von Gottes Gnaden für immer brechen, um mit dem Volke sich zu verbinden? Er sollte sich in einen gefahrvollen, unsicheren Krieg stürzen, um der Volksherrschaft einen festen Grund zu geben? sollte sein „herrliches Kriegsheer" gegen Kaiser und Könige schicken, um den Träumereien der Frankfurter Buchhändler, Professoren und Krämer Wirklichkeit zu verschaffen? Er sollte aufs Neue jene verhaßten Volksrechte, freie Wahl, freie Vereinigung u. s. w. u. s. w., jene Rechte, mit denen nach seiner Ueberzeugung kein Mensch regieren konnte, er sollte sie aufs Neue auch für sein Volk sanctioniren, jetzt, wo er in Preußen der absolute Herr und König sein konnte? Wahrlich, nur den Frankfurtern, nur den von Gagern Electrisirten war es möglich, den Glauben nicht zu verlieren! Freilich — klar und bestimmt ausgesprochen hatte sich der König noch nicht. Man wußte nicht bestimmt, wie man mit ihm daran war und — hoffte. Am 23. Januar sprach sich die preußische Regierung aus. Nicht bestimmt, fest, männlich, wie die österreichische, aber doch — deutlich genug. Die Note vom 23. Januar wurde mit Jubel begrüßt. Nicht wenige Zeitungen waren außer sich vor Freude

und votirten der preußischen Regierung den Dank des Vaterlandes für — ihre Note! Und was enthielt diese Note? Viele Worte, viele geschraubte Redensarten! Ueber das, was eben die Frage, des Pudels Kern war, über Kleindeutschland nach Gagerns Idee, enthielt sie folgende, sehr deutliche Sätze:

1) „Der österreichische Staat ist mit allen Banden an Deutschland gekettet, und auch das übrige Deutschland kann seinerseits auf die alte Verbindung mit Oesterreich nicht verzichten. Mit hoher Befriedigung sieht die königliche Regierung festgestellt, daß Oesterreich mit ihr den deutschen Bund als fortbestehend betrachte, in demselben beharre und an dessen kräftiger Entwicklung Theil nehmen werde." Also — der deutsche Bund dauert fort, — Oesterreich beharrt — hohe Befriedigung — — armer, armer Gagern!!

2) „Der König und höchst dessen Regierung sind nicht der Ansicht, daß die Aufrichtung einer neuen Kaiserwürde zu der Erlangung einer wirklichen (?) und umfassenden (?) deutschen (?) Einigung (?) nothwendig sei, — — das ausschließliche Anstreben gerade dieser Form des an und für sich nothwendigen Einheitspunktes werde der wirklichen Erreichung jenes Ziels der Einigung wesentliche und schwer zu beseitigende Hindernisse in den Weg legen. Es dürfte wohl eine andere Form gefunden werden können, unter welcher das dringende und höchst gerechtfertigte Verlangen des deutschen Volks nach wahrhafter Einigung vollständig befriedigt werden könnte." Also — die Kaiserwürde eine Form! Geht das bloß auf den Titel oder auch auf die Macht des Oberhauptes, auf die reelle und wirkliche Unterordnung aller anderen Fürsten unter den

Kaiser? Mußte nicht die Majorität diese Frage scharf auffassen, diese Ungewißheit beseitigen?

3) „Preußen werde keine ihm angebotene Stellung annehmen, als mit freier Zustimmung aller verbündeten Regierungen!“ Also — Oesterreich soll freiwillig zustimmen, daß es zum Lande hinausgeworfen wird; Bayern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, — d. h. die Könige dieser Länder, — sollen freiwillig zustimmen, daß man sie zu — Regierungspräsidenten Sr. Majestät von Preußen ernennt!! Armer Gagern, — war das noch nicht deutlich genug?

4) „Preußen strebt nach keiner Machtvergrößerung oder Würde für sich selbst; es begehrt, wie auch die Verfassung sich gestalte, keinen andern Antheil an der obersten Leitung der Bundesgewalt, als denjenigen, welchen seine Stellung in Deutschland und die Bedeutung der geistigen und materiellen Kräfte, die es dem gemeinsamen Vaterlande zur Verfügung stellen kann, der Natur der Dinge nach ihm anweis't.“ Also — einen Antheil an der Oberleitung! einen Antheil, wo andere, Oesterreich u. s. w., auch Antheil haben müssen. Läßt sich da auch nur möglicher Weise die Idee des Gagernschen Kaiserthums herausfühlen?

5) „Zur Zeit des Zusammentrittes der Nationalversammlung war die begonnene Revision der Bundesverfassung nicht so weit gediehen, daß es den deutschen Regierungen möglich gewesen wäre, einen gemeinsam verabredeten Verfassungsentwurf der Versammlung vorzulegen und vor derselben zu vertreten.“ — „Die greifbare Schwierigkeit der Vereinbarung mit 37 verschiedenen und unabhängigen Regierungen mochte dazu mit-

wirken, die Vorstellungen über den Umfang der staatsrechtlichen Befugnisse der Versammlung hochzusteigern." — — „Die Versammlung hat sich beinahe acht Monate hindurch in freier Bewegung ihrer Verfassungsarbeit widmen dürfen," — seiner Zeit werden sich die Regierungen „über das Resultat der Arbeiten der Versammlung auszusprechen haben." Also — die Regierungen hatten es einmal erlaubt, daß ein Anderer als sie sich um die Verfassungsarbeit bekümmere; — die Versammlung hat acht Monate fleißig gearbeitet, — die Regierungen werden sagen, was sie von der Arbeit gebrauchen können!!

Außer diesen Hauptsätzen enthielt die Note manche nicht wenig bedenkliche Andeutungen. Sie ist beruhigt, wenn im Fall des engeren Bundes Deutschland nur nicht „ausschließlich" zu den wesentlichen Grundlagen des Staatenbundes zurückkehrt, wenn der mit Begeisterung erfaßte Plan einer bundesstaatlichen Verbindung nur nicht „gänzlich" verlassen werde, wenn nur etwas dem Zollverein Aehnliches zu Stande komme. Also — man kann zu den Grundlagen des alten Bundes zurückkehren, wenn nur „nicht ausschließlich!" Man kann den Bundesstaat aufgeben, wenn nur „nicht gänzlich!" Man will das deutsche Volk „vollständig befriedigen," wenn nur die 37 Regierungen, jede einzeln, ihre Erlaubniß dazu geben. Armes Deutschland! Greulich ist die Verwirrung, die der ehrliche Gagern angerichtet hat. Längst war sie ihm, war sie dem ganzen Parlamente über den Kopf gewachsen! Gedachte er bei dieser Note wohl seiner großprahlerischen Worte, die er bald nach dem 18. December gesprochen? „So wenig überall

der Weg der Verständigung zu vernachlässigen sein wird, wo er zum Ziele führen kann, so entschieden wird das mit der von der constituirenden Nationalversammlung genommenen Stellung unverträgliche allgemeine Vereinbarungsprincip bezüglich des Verfassungswerks zurückgewiesen werden müssen. Die Hoffnung, wo sie auch auftauchen möchte, daß die Zeit gekommen sei, den starken Bundesstaat mit dauerhafter, einheitlicher oberster Gewalt in der Geburt zu ersticken und durch ein Surrogat zu ersetzen, das dem alten Bunde mehr oder weniger ähnelt, diese Hoffnung wird zu Schanden werden!" Nun, wie ist es jetzt? Die Nationalversammlung muß vereinbaren! Oesterreich will es; Preußen will es, und sie — ist eine Null! Der Bundesstaat mit dauerhafter Obergewalt wird in der Geburt erstickt, der alte Bund wird hergestellt, jede andere Hoffnung wird zu Schanden, denn Oesterreich und Preußen wollen es und — der Club Gagern hat mit aller Macht Oesterreich und Preußen in die Hände gearbeitet.

Die Note Oesterreichs vom 4. Februar rief am 16. Februar eine zweite Note Preußens hervor. Der Kühnheit Oesterreichs gegenüber tritt diese Note mit einer Bescheidenheit, einer Unsicherheit auf, die selbst die Freunde Preußens „schmerzlich bedauerten." Selbst sie klagten, „daß Preußen seine hergebrachten Kreise nicht zu überschreiten, den großen Moment nicht zu fassen, der harrenden Nation so gar nichts Verständliches, Starkes, Aufrichtendes zu sagen wußte!" Die Note zeigt, daß Preußen Oesterreich fürchtete, daß es weder den Willen, noch den Muth, noch den Verstand hatte, fest und kühn einen großen Entschluß zu fassen.

Es hätte gern größere Bedeutung gewonnen. Es hätte gern ganz Deutschland zu seinen Füßen gesehen. Aber wagen, kämpfen um den hohen Preis, Das war nicht seine Sache. Was die Freunde der Gagernschen Kaiseridee auch Tröstliches aufzufinden suchten in dem kläglichen Schriftwerk, — deutlich sagt es, daß eine Umgestaltung des Verfassungswerkes in **wesentlichen** Punkten nothwendig werden könne; daß die letzte Entschließung des Königs von den Vorschlägen Oesterreichs und von den Erklärungen der anderen mitverbündeten Regierungen abhängig sei! Ist das nicht deutlich genug? Ist mit der ganzen Note nicht offen ausgesprochen, daß Preußen nöthigen Falls jeder Veränderung zustimmen, und wenn der Lauf der Dinge den Bundesstaat nicht mit sich bringen sollte, selbstbewußt in die Glorie seiner eigenen Größe sich hüllen werde? „Preußen,“ so heißt es, „bedarf des Bundesstaates nicht um seiner selbst willen. Seine Größe, seine staatliche Consistenz, seine Traditionen geben ihm mehr als den anderen Staatskörpern Deutschlands die Fähigkeit, sich selbst zu genügen, nöthigenfalls für sich beharren zu können. Preußen will den Bundesstaat nicht seinetwillen, sondern um Deutschlands willen; die Opfer, die es demselben bringt, die Lasten, die es übernimmt, trägt es um der Gesammtheit willen.“ Versteht Ihr diese Sprache? Erkennt Ihr sie? Erkennt Ihr die erbärmliche Schwäche, die mit den Zeugnissen ihrer Hochherzigkeit prahlt und ihre „edlen Absichten“ als den Schild benutzen will, an dem einst der Vorwurf der Feigheit, der Halbheit, der Ungeschicklichkeit zerschellen soll? — Wahrlich, die preußischen Noten geben Zeugniß von den Machthabern in Berlin wie von den

Frankfurter Helden; von Brandenburg, Manteuffel, Gagern u. s. w., wie von der fürchterlichen Erschlaffung, von der gränzenlosen Feigheit, die im ganzen lieben Deutschland der Zeit der Erhebung gefolgt war. Der Preußenkönig bietet dem großen Deutschland seine gnädige Protection an! Von Mitleid getrieben ist er großmüthig zu Opfern, Lasten u. dgl. m. bereit! Ob aber diese Gnade, dieses Mitleid dem großen Deutschland zu Gute kommen soll, das — hängt von der Erlaubniß der Fürsten ab! — Es war weit gekommen! Das große Deutschland abhängig von der Gnade — Friedrich Wilhelms IV., seine Neugestaltung abhängig von der hohen Erlaubniß — seiner Herren Fürsten!! — —

So stand es mit Oesterreich, so mit Preußen. War von den anderen deutschen Fürsten und Staaten ein Eingehen auf den Gagern'schen Plan zu erwarten? Von den kleinen gewiß! Sie erkannten bald, daß das Preußische Kaiserthum auf Grund der Frankfurter Verfassung in ihrem Interesse, ja, ihre einzige Rettung war. Erkannte Preußen die Gesammtsouveränetät der deutschen Nation an, wie sie in Frankfurt vertreten war, erkannte es die dort beliebte Einheit Deutschlands an, so hatten sie eine Garantie ihrer ferneren Existenz. Auch konnte es ihnen nicht allzuschwer werden, sich mit dem Range kaiserlicher Regierungspräsidenten zu begnügen. Mußten sie sich doch selbst sagen, daß ihre kleinen Staaten überall kein Recht einer staatlichen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit hatten. Aber wie war es mit Bayern, mit Würtemberg, mit Sachsen und Hannover, d. h. mit den Königen dieser Länder? War zu erwarten, daß sie

gern ihrem preußischen Herrn Collegen unterwerfen, daß sie aus liebenswürdigem Patriotismus dem deutschen Vaterlande das schwere Opfer bringen würden? Kannte man die Herren nicht? Wußte man nicht, daß der bayersche Gesandte schon am 22. December an Lord Palmerston geschrieben hatte, sein König weise im Vertrauen auf das Recht, welches die Wiener Verträge ihm gegeben und alle Großmächte garantirt hätten, jedes Einverständniß mit dem Gagernschen Project von sich? Wußte man also nicht, daß ein deutscher König, um dem Gagernschen Projecte zu entgehen, es über sich vermocht hatte, an das Ausland zu appelliren, das Ausland auf die Verwirrung Deutschlands recht ausdrücklich hinzuweisen und indirect zur Einmischung aufzufordern? Hatte man einen Grund zu der Annahme, daß die Könige von Würtemberg, Sachsen und Hannover bereitwilliger sein würden? daß sie ihre Unabhängigkeit von Preußen nicht als die Krone ihrer Kronen betrachten, nicht Alles wagen würden, um dieser Abhängigkeit zu entgehen? Und ob Preußen die Krone annahm, ob entschlossene Völker die anderen Könige zur Unterwerfung zwangen: hatte nicht Oesterreich für seine Intriguen, das Ausland für seine Unterwerfungspläne immer an der Unzufriedenheit der mißgestimmten Könige einen Haltpunkt? Diese Könige behielten einen bedeutenden Einfluß. Sie zählten ihre Anhänger, die Diener ihrer Herrschsucht, nach Hunderttausenden. Sie konnten dem Preußenkönige, wenn er ohne ihre Einwilligung annahm, mit Recht seine Wortbrüchigkeit vorwerfen. Und machte er die Annahme der Krone *wirklich*, wie er feierlich verheißen, von der freien Zu-

stimmung der Könige abhängig, dann mußte der ganze Plan ohne Weiteres zerfallen! Nirgend hatte Gagern, nirgend hatte die Majorität, hatten die hoffenden deutschen Kaufherren einen Halt für das preußische Kaiserthum. Daß es später doch noch einen Augenblick möglich geworden wäre, wenn Friedrich Wilhelm IV. nicht Friedrich Wilhelm IV. war, ja, daß später noch ein Augenblick kam, der alle Frevel der Gagernmänner hätte gut machen können, — das haben die Herren Frankfurter nicht verschuldet. Es war die letzte Gunst, welche das Schicksal den Unverbesserlichen erwies durch — Kossuth und seine Helden.

Je größer indeß die allgemeine Hoffnungslosigkeit im heiligen römischen Reiche deutscher Nation geworden war, je unabweisbarer sich den Frankfurter Gesetzgebern selbst die Ueberzeugung von der völligen Nutzlosigkeit ihrer glanzvollen und hochtrabenden Reden aufdrängte: desto vielseitiger wurden die Versuche, dem armen Michel auf die Beine zu helfen. Preußen und Oesterreich erschöpften sich in Rathschlägen. Aber alle liefen auf jenes „Surrogat" hinaus, welches Herr Gagern zu Schanden machen wollte. Preußen kam am 24. Februar mit 27 anderen Staaten und forderte die Constituirung einer Reichsgewalt, die dem seligen Bundestage ähnelte wie ein Ei dem andern. Am 27. Februar sprach Oesterreich. Es wollte sieben Reichskreise mit sieben Reichsfürsten. Diese Sieben sollten ein Directorium bilden, an dessen Spitze ein Reichsstatthalter, von Jahr zu Jahr abwechselnd der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen, das Heil des ehr- und tugendreichen Michel wahrnehmen durfte. Aus dem fernen Osten herüber sorgte liebreich der russische

Czaar. „Die Einsetzung der Centralgewalt entschuldige ich mit der Noth des Augenblickes, aber jetzt keine Aenderung an der Bundesverfassung! keine Aenderung an den Verfassungen der Einzelstaaten ohne meine Zustimmung!" So sprach er. So sorgte er treu und väterlich für die lieben kleinen deutschen Fürsten, seine besonders guten Freunde und Gönner. Den armen Frankfurter Gesetzgebern wurde es sonderbar zu Muthe. Sie wußten nicht mehr, wo ihnen der Kopf stand. Sehr natürlich, — hatten sie ihn doch längst schon verloren! Das gute Einvernehmen Oesterreichs mit Rußland lag klar am Tage. So setzten sie ihre Hoffnung immer von Neuem auf Preußen. Preußen sollte mit aller Gewalt Deutschland retten. Preußen sollte das thun, was sie in ihrer Ungeschicklichkeit nicht vermocht hatten. Und doch mußte jeder unbefangene, ruhig prüfende Blick in die öffentlichen Erklärungen dieser Macht sie aus ihrem Traume wecken. Jede neue Note, das ganze Gebahren Preußens bewies es unwiderleglich, daß die Berliner Machthaber viel zu viel tugendreiche Bescheidenheit und viel zu wenig Muth hatten, als daß von ihnen Selbstständigkeit und kühne Entschlossenheit Oesterreich und Rußland gegenüber zu hoffen gewesen wäre. Jeder Unbefangene sah deutlich, aus welchen Gründen sich Preußen dem Bündniß Rußlands und Oesterreichs nicht vollständig und rücksichtslos anschloß. Es dachte im Stillen, auf Schleichwegen, durch diplomatische Kunststücke der allererbärmlichsten Art aus dem greulichen Bankerutt Deutschlands für sich einen kleinen Gewinn, eine kleine Machtvergrößerung zu erschleichen. Was jeder Unbefangene *sah, sahen* die Frankfurter und ihre geldbesitzenden

Freunde in ganz Deutschland nicht. Die albernen Rodomontaden von „edlen Absichten, großmüthigen Opfern, unbefleckter Ehre" u. dgl. m. täuschten sie völlig. Sie hofften auf Preußen und entschuldigten Preußen und wollten Preußen durch einen „großen Entschluß" zur Selbstständigkeit zwingen. Wahrscheinlich hätten sie sich indeß noch lange das unschuldige Vergnügen ihrer Reden gegönnt und noch einige Jahrzehnte an der Reichsverfassung herumgefeilt, wenn — es möglich gewesen wäre.

Die Nachrichten von fremder Einsprache gegen die zu beschließende Verfassung mehrten sich. Die Befürchtung, daß eine Octroyirung sie der ferneren Mühe überheben werde, trat immer näher und näher an die Gesetzgeber heran. Der Absolutismus der Großmächte zeigte sich immer deutlicher und entschiedener. Oesterreich löste den Reichstag zu Kremsier auf, gab die Verfassung vom 4. März und zeigte, was Anerkennung verdient, seinen Absolutismus der ganzen Welt.

Die Frankfurter waren außer sich. Herr Welcker empfahl einen feierlichen Protest! Ausdruck der Entrüstung, des Abscheues u. s. w.!! — als ob durch Proteste die Weltgeschicke entschieden und durch Ausrufe die Macht der Kanonen gebrochen würde! Die Frankfurter wütheten gegen Oesterreich. Sein nackter Absolutismus nahm ihnen die Besinnung. „Aber," so fragte in würdiger Ruhe eine Stimme aus Prag, „wer unterstützte diese absolutistische Regierung, die endlich die constitutionelle Maske abwirft? Wer gab ihr die Kraft wieder, über die Völker Oesterreichs zu gebieten? Wer drückte dieser Regierung das Schwert in die

Hände und duldete in träger Ruhe, daß die deutschen Sympathien in Oesterreich gemordet wurden? Wer versagte die Hand, als Deutsch-Oesterreich bei Deutschland, bei der Reichsversammlung um Hilfe schrie? War es nicht dieselbe Majorität, die Gagern und Schmerling stützte und Welcker nach Olmütz schickte?" Diese Majorität raffte sich jetzt empor mit wundersamer Anstrengung. Sie schwatzte sich in eine Begeisterung hinein, die dem Fernstehenden possirlich vorkam. Sie sprach von einer großen That, von einer verwegenen That, von einem großen, kühnen Acte! Herr Riesser aus Hamburg bramarbasirte: „Krönen Sie Ihr Werk, erfüllen Sie den alten, edeln Traum des deutschen Volks von seiner Einheit, Macht und Größe, fassen Sie einen großen, rettenden, weltgeschichtlichen Entschluß!" Wie war das? Die Frankfurter, die Herren vom Club Gagern — und — eine verwegene That, ein kühner Act, ein weltgeschichtlicher Entschluß? Träumten die Herren? Waren sie blind? Redeten sie wirklich irre, wie die Vermuthung ausgesprochen ist? Jetzt, wo die Bayonnete das Gesetz schrieben und die Kanonen Recht sprachen, jetzt von den sanft- und demüthigen Herren Frankfurtern eine verwegene That, ein weltgeschichtlicher Entschluß!! Welches war denn diese That, dieser Entschluß? Herr Welcker hatte den Antrag gestellt, schleunigst die ganze Reichsverfassung in Bausch und Bogen anzunehmen und den König von Preußen zum deutschen Kaiser zu wählen. Das war die ganze Sache! Herr Welcker hatte sie mit seinen besten Redensarten ausstaffirt und in der That — sehr große Worte gemacht. Und der rathlose Rath

deutscher Nation, — was sollte er anders thun, als auf die Sache eingehn! Es war ein Versuch. Vielleicht überrumpelte man den König. Vielleicht meinte man, den König von Preußen eben so leicht zum großen Manne wie zum deutschen Kaiser ernennen zu können. Der Welcker'sche Antrag wurde zwar am 21. März „Anstands halber" abgelehnt. Am 28. März jedoch wurde die Verfassung des Reichs für vollendet erklärt und — der König von Preußen zum Kaiser der Deutschen erklärt. Die Kaiserdeputation machte sich auf den Weg nach Berlin.

Leser, wollen wir uns gegenseitig unsere Sünden bekennen? Wir waren Beide, Du und ich, längst fest überzeugt, daß aus Frankfurt nichts Gescheutes kommen konnte. Wir sahen nur zuweilen noch nach Frankfurt mit der Frage der Neugierde: wie werden es die Herren anfangen, um endlich mit leidlichem Anstande nach Hause zu Weib und Kind zu gelangen? Und doch — als die Männer der Kaiserdeputation nach Berlin eilten, — unter ihnen so achtungswerthe, tüchtige Männer, — erwachte mit voller Kraft unsere ganze Liebe zum deutschen Vaterlande, unsere heiße, heiße Sehnsucht nach seiner würdigeren Gestaltung. Ist's nicht doch möglich? Können nicht doch diese Tage Großes bringen? Kann nicht der große Augenblick der Entscheidung, der Augenblick, in dem Deutschland hoffend an seinem Munde hängt, begeisternd auf Friedrich Wilhelm IV. wirken und selbst diesen Mann zu einem kühnen Entschluß erheben? Wie, wenn er Mann würde? Wie, wenn der Geist Friedrichs ihn ergriffe und fortrisse?! So fragten wir uns und — wir hofften einen Augenblick. Mit fieberhafter Span-

nung sahen wir der Entscheidung entgegen; — einen Augenblick, — länger nicht! Wir sahen auf dem Throne Preußens — — Friedrich Wilhelm IV., keinen Andern. Wir kannten Friedrich Wilhelm IV. Wir besannen uns und — hofften nicht mehr!

Möglich nach der Weltlage war Deutschlands Rettung. Die Großthaten der Ungarn begründeten diese Möglichkeit. Sie waren die letzte Gunst des zürnenden Schicksals an die Frankfurter. Ein entschlossener, muthiger, für große Gedanken empfänglicher, von edlem Ehrgeiz, nicht von elender Herrschgier erfüllter Mann auf Preußens Throne, — und die Kaiserkrone fand das würdige Haupt. Ein solcher Mann nahm sie. Aber die Krone von Kleindeutschland — nur mit der Vollmacht für Deutschland, das ganze Deutschland. Er entflammte sein Kriegsheer, entflammte das deutsche Volk, zog bewaffnete Haufen herbei aus Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, Hessen, stürzte sich mit ungeheurer Wucht auf Bayern, brach den Uebermuth der Wittelsbacher, jagte sie zum Lande hinaus, begeisterte Bayerns Volk für die deutsche Sache, reichte Ungarn, reichte Italien die Hand, rief Wien auf für das Vaterland, das deutsche Vaterland, zermalmte die Heere Habsburgs, schob den Kaiserknaben auf die Seite, zertrümmerte die russischen Horden mit gewaltigen Schlägen und stand da als ein Sieger ohne Gleichen! In Sturmeseile flog er von Sieg zu Sieg. Alle Herzen flammten für ihn auf, und alle Fäuste griffen für ihn zum Schwert. Für alle Jahrtausende grub er sich ein in das Buch der Geschichte, und — das große, schöne Deutschland lag jubelnd zu seinen Füßen! Er fürchtete die Welt nicht. Er fürchtete nicht Ruß-

land, nicht Frankreich. Der sonst so dumme Frankfurter Michel war erwacht, begeistert, entflammt, hingerissen, und wahrlich, so hat er eine fürchterliche Faust! — Doch wozu die müßige Träumerei! Auf dem Throne an der Spree saß von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm der IV.; — es war eine Lächerlichkeit, von der Kaiserkomödie Etwas zu hoffen! Friedrich Wilhelm dem Vierten ist der Finger eines Wittelsbacher und ein Haar vom erlauchten Haupte eines Habsburgers ehrfurchtgebietender, als das ganze deutsche Volk, ja, als alle Völker der Welt! Dieser Friedrich Wilhelm that Recht, die Krone nicht anzunehmen. Er war klüger als alle Frankfurter à la Gagern zusammengenommen. Er fühlte und wußte, daß er der Mann der „verwegenen That", der „kühnen Acte" nicht war. Was hätte werden sollen, wenn Er die Krone angenommen? Ja wohl, der gute Michel wäre außer sich gewesen vor Freuden. Alle preußischen Bürgerwehrcompagnien hätten sich noch einmal betrunken, wie an den Tagen der respectiven Fahnenweihen. In Süd und Nord hätte es Festessen, Tischreden, Lobgedichte und anderweiten Unsinn gegeben. Aber was weiter? Konnte selbst Friedrich Wilhelm IV. schon nach vier Wochen sein feierlich gegebenes Wort brechen? „Nicht ohne freie Einwilligung!" so hatte er immer von Neuem versichert, und daß die Frankfurter zu taub gewesen waren, sein Wort zu hören, oder zu dumm, es zu verstehen, dafür konnte er nicht. Er hätte unterhandeln müssen mit den deutschen Königen, namentlich mit dem Herrn in München. Die Diplomaten hätten ihr Heil versucht. Man hätte Bedingungen gestellt, geheime Versprechungen gemacht.

Zeit vertrödelt, alle möglichen Mittel der Liebe und der Freundschaft erschöpft u. s. w. Endlich hätten Oesterreich und Rußland freie Hand bekommen, hätten an den deutschen Königen treue Verbündete gehabt und das arme, zerrissene und zerstückelte Deutschland in einen Krieg verwickelt, dessen Wechselfälle, dessen Ausgang kein Mensch voraussehen konnte. Doch wozu diese Erwägungen? Friedrich Wilhelm IV., der stolze Sieger über die Revolution, der stolze Herr von Gottes Gnaden, dem das Herrscherrecht der Könige das höchste und heiligste ist, — er konnte die Krone, er konnte die Reichs-Verfassung nicht annehmen. Sollte er ein Sohn der Revolution, ein Führer der Demokraten werden? Eitelkeit konnte ein Schwancken, ein Zweifeln hervorrufen. Aber die Eitelkeit war befriedigt — durch das Ablehnen einer Kaiserkrone!

Der Aerger war groß im lieben Deutschland, als Herr Brandenburg endlich das „Niemals, niemals, niemals!" hervorgebracht hatte. Alle Gagernmänner, alle liberale Kaufherren, alle hoffnungsreiche „Besonnene," alle gemäßigte Geheimeräthe, der ganze Troß der Altliberalen — Alles war sehr, sehr ärgerlich. Was schlimmer war, — es regte sich wirklich im Volke ein gewaltiger Zorn. Der Märzgeist wachte noch einmal auf. Gut und Blut für die Reichsverfassung! So hieß es in weiten Kreisen, und einen Augenblick war es kein leeres Wort. In Franken, in Würtemberg, in Baden, in der Pfalz, in Thüringen, in Sachsen, in den meisten preußischen Provinzen war die Erbitterung groß. Es grollte. Es war, als ob ein Wetter heraufzog. Ungeheure Kräfte waren bereit. Nur das Wort fehlte, das Wort, welches die Kräfte entfesselte

und lenkte nach festem Plan. Man blickte nach Frankfurt, noch einmal, obgleich es Thorheit war, hoffend nach Frankfurt. Noch galt Gagern's Name. Trotz aller Verkehrtheiten seines Trägers, trotz der namenlosen Verwirrung, die er angerichtet, — noch galt Gagern's Name. Zu Schanden sollten sie werden, die nichts wollten, als ein Surrogat, das dem Bundestage ähnelt, — so hatte Gagern gesprochen! Zu Schanden sollten sie werden! Jetzt, jetzt war es Zeit, das Wort zu lösen. Du, Mann eines beispiellosen Vertrauens, ermanne, erhebe Dich endlich! Besinne Dich, werde endlich, endlich ein Mann! Sprich ein Wort, ein einziges, großes Wort, und alle Deine Sünden, alle Deine Frevel sollen Dir vergeben sein! So rief's durch Deutschland. So mahnte, so bat, so flehte im letzten Moment der möglichen Rettung das Vaterland! Es mahnte, es bat, es flehte vergeblich! — Rettung wäre damals nicht möglich gewesen? oder möglich gewesen nur durch den passiven Widerstand, durch gesetzliche Agitation für die Reichsverfassung? Letzteres hat man behauptet. Das böse Gewissen, die Begierde, die frühere Blindheit und das unbegründete Vertrauen zu rechtfertigen, hat diese lächerliche Behauptung Vielen in den Mund gelegt. Die Gagernmänner haben in ihr einigen Trost gesucht, in ihr eine Waffe gegen den quälenden Selbstvorwurf gefunden. Wie, gesetzlicher Widerstand? Wie war er möglich? Die Könige wollten die Reichsverfassung nicht. Die Könige hatten die Militairmacht in ihrer Hand. Die Könige schickten die „gesetzgebenden" Kammern nach Hause, wenn sie nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollten. Die Könige erklärten nach Belieben den Bel

Könige lösten die Bürgerwehren auf und nahmen ihnen die Waffen. Das Alles auf Grund geschriebener Gesetze. Zu Alledem waren sie befugt, und die Reichsversammlung hatte kräftig mitgewirkt, ihre Befugnisse zu erweitern. Wo war die Möglichkeit des gesetzlichen Widerstandes? Wo war irgend ein Gesetz, welches einen Widerstand gegen die Regierung gesetzlich machte? Steuerverweigerung? Aber ohne die Kammern war sie ungesetzlich, selbst unmöglich, da der Belagerungszustand mit Pulver und Blei drohte. Die Kammern hatte man vorsorglich nach Hause geschickt. Großartige Volksversammlungen und Monstrepetitionen? Aber das Vereinsrecht war beschränkt und dann — — der Belagerungszustand, die preußischen Kanonen! Widerstand bei der Auflösung der Bürgerwehren? Gesetzlich war dieser Widerstand unzulässig, und vereinzelt konnte er nur zum Verderben führen. Adressen von Ortsvorständen und Magistraten, Proteste von constitutionellen Vereinen, demokratischen Clubs? Aber was sollen dergleichen Albernheiten einer entschlossenen Regierung gegenüber, die nach festem, wohlüberdachtem Plane handelt und an alle Eventualitäten gebührend gedacht hat? Es ist Thorheit, es ist — Heuchelei, von einem gesetzlichen Widerstande zu reden, wo der gesetzliche Widerstand unmöglich ist. Wollt Ihr Euch auf Würtemberg berufen? In Würtemberg war Römer Minister und der wollte die Reichsverfassung, der machte den Widerstand des Königs unmöglich. Die preußischen Minister, die bayerschen Minister, die hannoverschen Minister wollten die Reichsverfassung nicht und waren die willfährigen Werkzeuge ihrer Könige. Darum war hier die Forderung eines gesetzlichen Widerstandes

eine Absurdität. „Das Volk hat uns im Stiche gelassen!“ so seufzte Gagern, aber er fühlte und wußte, daß der Seufzer eine Lüge war! Habt Ihr nicht mit aller erdenklichen Mühe den Volksgeist niedergedrückt? Habt Ihr nicht mit Euren Ruhegeboten Alles betäubt, die Völker mit den Geboten Eurer Angst geknebelt und ihren Gegnern ausgeliefert? Habt Ihr es nicht als Eure Aufgabe, als Euer wichtigstes Geschäft betrachtet, das Vertrauen des Volks zu sich und zu Euch zu untergraben, den erbärmlichen Spießbürgersinn zu nähren und zu kräftigen, der nichts Höheres kennt, als Profit im Handel und Wandel? Und nun wollt Ihr sagen, das Volk habe Euch im Stich gelassen? Besinnt Euch, — Ihr habt das Volk im Stich gelassen! In der letzten, der allerersten Stunde der möglichen Rettung, damals, als die Absichten der Könige, als der Verrath der königlichen Regierungen, von dem Ihr selbst gesprochen, am hellen Tage lag, noch damals, als Ihr fortlieft von Frankfurt, konnte ein Wort von Euch Wunder thun! „Auf, Deutsche, auf, zu den Waffen! Wir haben Alles gethan, die Fürsten zu gewinnen, Alles, den Frieden zu erhalten! Die Fürsten wollen die Einheit, wollen die Freiheit nicht! Auf denn für Euer gutes Recht, für das Vaterland! Soll Alles vergeblich sein, soll die Zeit der Schmach mit allen ihren Greueln wiederkehren? Nein, das wollt Ihr nicht, das könnt Ihr nicht wollen! Darum auf, auf zu den Waffen! Krieger, deutsche Krieger, gehorcht Euren Fürsten, wenn sie Euch rufen zum Kampf für das Vaterland, jetzt steht fest gegen sie, nöthigt sie, zwingt sie, sich dem Reichsgesetz zu unterwerfen, steht fest für das Vaterland!

Wort, damals, zur rechten Zeit, in den ersten Tagen der auflodernden Begeisterung für die Reichsverfassung, von Frankfurt und von Gagern kühn und gottgetrost ins deutsche Volk hineingerufen, ein solches Wort konnte Wunder thun! Wenn der Volkssturm im Süden hervorbrach, dahinbrauste durch Baden, die Pfalz, das Rheinland, Hannover, Thüringen; mit Macht sich erhob in den preußischen Provinzen und hier wie dort an die kaum wieder zurecht gezimmerten Throne schlug, wenn die Bewegung einen Mittelpunkt fand, einen Haltpunkt, an den sie sich lehnen konnte, wenn die Fürsten den Ernst, den bitteren, rücksichtslosen Ernst der Völker sahen: — dann kam es nicht zum Kriege! Die Könige gaben nach! Noch schreckte Ungarn. Noch hatten sie keinen Halt in der Brandung. Und gaben sie nicht nach, kam es zum Kriege, dann zerbrach der Völkersturm die wurmstichigen Throne und — wir erlangten mehr, als die Reichsverfassung! Doch wiederum fragen wir: wozu die müssigen Träumereien! Wäre Frankfurt eines solchen Wortes fähig gewesen, so lange die Gagernsche Majorität herrschte, — nimmer wären die Fürsten gefragt um ihre Meinung. Die Gagernsche Partei vermochte Nichts, als die Völker ins Unglück zu stürzen!

Dem ruhigen, sicheren und stolzen Gange der Regierungen gegenüber behalf sich die Versammlung mit Redensarten und Beschlüssen. Am 11. April gelobte sie mit großer Majorität „feierlich vor der deutschen Nation, an der Reichsverfassung festzuhalten“, und war entschlossen, sich auf den „Volkswillen“ zu stützen. Am 4. Mai stützte sie sich auf den Volkswillen. Sie forderte „die Regie-

rungen, die gesetzgebenden Körper, die Gemeinden der Einzelstaaten, das gesammte deutsche Volk auf, die Verfassung des deutschen Reichs zur Anerkennung und Geltung zu bringen." Die Unglücklichen, die dieses Wort der elenden Versammlung ernst nahmen! Sie haben es schwer gebüßt! Die Gemeinden, das gesammte Volk sollte die Verfassung zur Anerkennung bringen! War das nicht ein Ruf zu den Waffen? Wie anders als durch die Waffen kann die Verfassung den trotzenden Regierungen gegenüber zur Geltung gebracht werden? Wo ist ein anderer Weg, wo eine andere Möglichkeit? Wehe den Unglücklichen! Die ehrbare Versammlung konnte nur friedliche Gedanken haben! Nur gesetzlichen Widerstand hatte sie im Auge, nur einen friedlichen Kampf. Nur was unmöglich, was widersinnig war, was keinem Menschen ohne Gagernsche Weisheit in den Sinn kommen konnte, nur das und allein das wollte sie. Herr Gagern erbat sich am 16. Mai die Befugniß, „mit allen gesetzlichen und friedlichen (also nutzlosen und vergeblichen) Mitteln und durch das Gewicht der moralischen Macht der Centralgewalt (die weit unter Null stand) die Durchführung der Reichsverfassung in den deutschen Staaten zu unterstützen." Als er diese Befugniß nicht erhielt, hört er auf Reichsministerpräsident zu sein, was er streng genommen nie gewesen war, da es nie ein Reich gegeben hatte. Vorher hatte er sich am 10. Mai durch die Versicherung, der König von Preußen habe sich durch das Einschreiten in Sachsen eines schweren Bruches des Reichsfriedens schuldig gemacht, vor aller Welt noch einmal gründlich lächerlich gemacht.

Am 20. Mai schied Herr von Gagern mit dem Kreise seiner nächsten Anhänger aus der Reichsversammlung. Andere folgten bald massenweis nach. „Die Verfassung ist ein heiliges Panier! Wir haben sie jetzt zu vertheidigen. Wir werden stehen und fallen mit dieser Verfassung. Sie wird das Heiligthum sein, die Oriflamme, um die Alle, denen die Ehre des Vaterlandes am Herzen liegt, sich versammeln und unüberwindlich kämpfen werden.“ So hatte Einer von ihnen am 23. April gesprochen, Einer im Geiste der Meisten. Ihnen lag die Ehre des Vaterlandes also nicht am Herzen. Ihr unüberwindlicher Kampf war — feige Flucht. Ihre Beschlüsse vom 11. April und vom 4. Mai hatten Völker in den Kampf gejagt. Als der Kampf ausbrach, als die Gewalt ihr schreckliches Angesicht zeigte, da entsetzten sie sich und liefen nach Haus zu Weib und Kind. Sie konnten es nicht über das Herz bringen, den Bürgerkrieg hinein zu schleudern in das Vaterland! Herr Gagern wollte sich lieber (natürlich wehrlos und mit entblößter Brust) zwischen die Bayonnete der Kämpfenden stürzen, — was in der That äußerst unklug gewesen wäre.

Mit der That der Spartaner bei Thermopylä unter Leonidas können wir die Flucht der Frankfurter unter Gagern nicht vergleichen. Das versteht sich von selbst. Sollen wir sie eine Niederträchtigkeit, eine Perfidie nennen? Ebensowenig! Sie war einfach eine Folge theils der schlechten Luft, die sich seit einem Jahre über Frankfurt gelagert hatte, theils der Langenweile, die Viele der Herren empfinden, theils des vollständigsten Bankerutts an Rath

und Mitteln, der sie quälen mochte, theils eines nicht geringen Grades von Feigheit, und hauptsächlich einer großen Unklugheit, die sie mit nach Frankfurt gebracht hatten. Die Männer der traurigen Flucht hatten geglaubt, mit Redensarten eine neue Welt erobern, durch Wünsche und Bitten ein Reich bauen zu können, dessen Dasein eine europäische Revolution zur Bedingung hatte. Sie hatten sich eingebildet, die furchtbarsten Gegensätze durch ihr „moralisches Gewicht" ausgleichen und Fürsten und Volk durch ihre demüthige Bescheidenheit in Zaum halten zu können. Als sie sahen, daß das nicht anging, als die natürlichen Folgen ihrer thörichten Streiche sie trafen Schlag auf Schlag, als sie des lästigen Gefühls nicht Herr werden konnten, ein Stück Geschichte zum Entsetzen schlecht gespielt und sich im bittern Ernst vor Mit- und Nachwelt lächerlich gemacht zu haben; da — machten sie sich auf und gingen in die liebe Heimath. Und das war auch das Beste, was sie thun konnten. Es blieben Männer zurück. Diese Männer hatten seit einem Jahre Tantalus-Qualen zu ertragen gehabt. Sie waren Zeuge des ganzen heillosen Treibens der Gagernschen Majorität gewesen, und hatten nicht vermocht, dem Unwesen Einhalt zu thun; — gegen die Dummheit kämpfen selbst die Götter vergeblich. Jetzt hatten sie das Regiment. Was möglich war zu thun, das thaten sie. Sie harrten aus bis zuletzt. Sie gewährten in der Zeit allgemeiner, ekelhafter Erschlaffung einen tröstlichen Anblick. Es gab noch Männer, die dem Gedanken, für den sie gelebt, der hohen und schönen Idee, für die sie begeistert gesprochen hatten, sich selbst, ihre Ruhe, ihr äußeres Glück, ihre bürgerliche Stellung zum

zu bringen fähig waren. Wer diese Männer, von denen heute Einige unter den Standrechtsgräbern schlafen, Manche in Kerkern schmachten, die Meisten in der Fremde umherirren, für sich, für Weib und Kind ein Obdach zu suchen, wer diese Männer schmähen kann, der schmäht und schändet sich selbst. Wer das Edle und Große nicht anerkennt, was aus diesen Männern spricht, der muß über sich selbst erröthen! Daß sie auch Fehler begangen haben, — wer leugnet es? Aber wer will bei der Treue, die sie erwiesen, ihrer Fehler gedenken? Und wer will heute leugnen, daß sie oft, oft das Rechte erkannt, das Rechte gewollt, unermüdlich für das Recht gekämpft haben? Sei dem, wie ihm wolle! Sie sind treu gewesen. Ihnen ist die Reichsverfassung das Heiligthum, die Oriflamme gewesen, für die sie gekämpft haben, so lange es möglich war. Ehre, Ehre den deutschen Männern!

Sie verlegten den Sitz der Reichsversammlung nach Stuttgart, entsetzten den Reichsverweser seines Amtes und erwählten eine Reichsregentschaft. War noch Rettung, so war dieser Weg der einzige. In Baden und der Pfalz loderte der Aufruhr in hellen Flammen. Im Rheinland, in Hannover, Thüringen, Sachsen, den preußischen Provinzen noch viel Aufregung. Gelang es, ganz Würtemberg in die Bewegung hineinzureißen, so wurde die Aufstellung bedeutender Truppenmassen gegen die heranrückenden Preußen, Hessen u. s. w. möglich. Ein Sieg, ein bedeutender Sieg über diese konnte die Bewegung fortpflanzen in Sturmeseile, konnte einen Umschwung bewirken, wie er großartiger im März nicht gewesen. Das war möglich. Der Versuch war gerechtfertigt.

X.

Der Sonderbund.

Die Reichsverfassung ist durch ein Reichsgesetz verkündet. Besteht sie zu Recht im heiligen Römischen Reich?

Eine wunderliche Frage! Und doch, so wunderlich sie ist, — sie ist aufgeworfen von Hunderttausenden, und Hunderttausende haben ihren ganzen Muth, ihr ganzes Heldenthum zusammengenommen, und keck und kühn der ganzen Welt zum Trotz behauptet: ja, sie besteht zu Recht, die deutsche Nation hat einen heiligen Rechtsanspruch auf das langweilige Werk der langweiligen Herren Frankfurter!

So wunderlich die Frage ist, so wunderlich ist die Antwort! Wo besteht sie zu Recht, die vielgepriesene Reichsverfassung? Wer schützt sie? Wer vertheidigt sie? Wer achtet sie? Wer will sie? Ob die Reichsverfassung auf dem Monde irgendwo zu Recht besteht, das wissen wir nicht. Auf unserer sublunarischen Erde besteht sie nirgend zu Recht!

Du schüttelst den Kopf, lieber Leser! Du berufst Dich auf das klare Wort des Gesetzes, auf die „Verheißungen", auf die beobachteten Förmlichkeiten, auf das Reichsgesetzblatt u. s. w. Nun ja, die Frankfurter Versammlung hat die gesetzliche Vollmacht gehabt, eine Verfassung „zu Stande zu bringen." Die „zu Stande gebrachte (??)" Verfassung ist unter gewissen gesetzlich bestimmten Formalitäten von der gesetzlichen Behörde, der Centralgewalt, als Reichsgesetz öffentlich

publicirt. Folglich — besteht sie zu Recht und die Deutschen haben einen Rechtsanspruch, und wer das leugnen will, der — — Nun, lieber Leser? Wir sind gerade Willens, es zu leugnen! Du sprichst einseitig von Deinem Standpunkte. Wir vertreten jetzt die Fürsten. „Zu Stande bringen" sollten die Frankfurter eine Verfassung. Lag in dieser gesetzlichen Vollmacht die andere: alle bestehenden Rechte z. B. der Fürsten unbeachtet zu lassen? alle nicht aufgehobenen Gesetze z. B. das des Westphälischen Friedens und der Wiener Verträge zum einseitigen Nachtheile der Fürsten als aufgehoben zu betrachten und vornehm zu ignoriren? Mit Recht konnten die Fürsten sagen: Ihr solltet zu Stande bringen, aber mit gebührendem Respecte vor unsern versiegelten und verbrieften, durch Jahrhunderte geheiligten Rechten! Wie, Du meinst, diese Rechte seien beseitigt, überwunden durch die Revolution? Ganz recht! Durch die Revolution waren sie beseitigt. Hatte die Revolution die Kraft, sich selbst durchzusetzen, die Volkssouverainetät der Fürstensouverainetät gegenüber zur Geltung zu bringen, so galt ihr Gesetz. Aber hatten nicht die Frankfurter die Revolution beseitigt? Waren sie nicht eiligst auf den gesetzlichen Weg zurückgekehrt? Hatten sie sich nicht von dem Bundestage das Gesetz mit auf den Weg geben lassen? Indem sie den Bundestag anerkannten und gesetzlich im Sinne des Bundestages wurden, erkannten sie Alles an, was gesetzlich zu Recht bestand, d. h. die Selbstherrlichkeit der Fürsten, und ihr „Zu Stande bringen" konnte nur innerhalb der bestehenden Verträge und geltenden Rechte vor sich gehen! „Zu Stande bringen!" — muß in die-

sem Worte Jeder die Bedeutung finden: als souveraine Behörde in höchster Machtvollkommenheit das letzte, entscheidende Gesetz dictiren? Bringt in Gottes Namen zu Stande, — wir werden seiner Zeit sagen, ob das Zustandegebrachte uns gefällt, ob wir es für heilsam und dienlich halten, oder nicht! So konnten die Fürsten sprechen, ohne das Gesetz des Bundestages zu verletzen. Allerdings hatte sich die Versammlung für souverain erklärt. Allerdings hatte sie sich die Befugniß beigelegt, die Verfassung endgültig zu Stande zu bringen. Aber hatte Preußen, hatte Oesterreich diese Befugniß ausdrücklich anerkannt? Nein! Sie hatten geschwiegen, so lange sie zu Hause alle Hände voll zu thun hatten. Kaum aber hatten sie die Hände frei, so sprachen sie klar und bündig sich das Recht der endlichen Entscheidung zu! Verwiesen ihnen das die Frankfurter als frechen Uebermuth ausdrücklich und rücksichtslos? Nein! Die Frankfurter schwiegen und — wir haben Recht! so sprachen die Fürsten!

Zwei Parteien standen einander gegenüber. Das Parlament mit der Masse der Völker und die Regierungen mit ihren Anhängern. Jene sprachen Ja, diese Nein! Eine Verständigung, eine Ausgleichung, eine Vereinbarung war nicht möglich! Beide waren fest überzeugt von ihrem Recht. Wer sollte entscheiden? Etwa der Bundestag? oder der türkische Sultan? oder der Kaiser von Fez und Marocco? In der weiten Welt war keine Macht, die entscheiden konnte. Die Gewalt, die Gewalt allein konnte die Entscheidung herbeiführen, und wer zur Gewalt den Muth und die Kraft hatte, der behauptete sein Recht und

der *hatte* Recht! — Die Frankfurter und die Masse der Deutschen hielten das zu Stande gebrachte Werk der kühnen Gewaltthat nicht werth. Sie kämpften *gegen* den Kampf und ermuthigten sich zur Feigheit. So *verloren* sie von Rechtswegen ihr vermeintliches Recht. Die Fürsten scheuten die Gewaltthat nicht. Die Fürsten achteten ihr Recht hoch genug, um es der Gewaltthat werth zu halten. Die Fürsten siegten und *behaupteten* von Rechtswegen ihr Recht! Die Gewalt *allein* konnte das endliche Urtheil sprechen. Wo zwei Mächte streiten, die keiner dritten unterworfen sind, da kann nie etwas Anderes, als die Gewalt entscheiden! Anders kann es nicht sein und Anders ist es nie gewesen. Haben je die Könige von Gottes Gnaden ihr durch Bayonnete und Kanonen geheiligtes Recht freiwillig weiter aus den Händen gegeben, als ihnen zweckmäßig schien? Haben je Völker durch friedliche Mittel, durch hochtrabende Redensarten u. s. w. erobert, was starke Fürsten zu geben keine Lust hatten? An allen großen Knotenpunkten der Entwickelung eines Volkes hat die *Gewalt* das Recht begründet. Es ist lächerlich, in Zeiten der großartigen Umgestaltung sein Recht an zwei Worte knüpfen zu wollen! Es ist erbärmlich, wenn ein Volk für sein gutes Recht keinen anderen Titel aufzufinden weiß, als — ein geschriebenes, factisch zweideutiges Gesetz! Es ist jammervoll, wenn ein Volk vieler Millionen nicht in seinem *Willen* den alleinigen Rechtstitel findet! Die Reichsverfassung bestand zu Recht, sobald Deutschland sie wollte und seinen Willen durch kühne Gewaltthat allen Feinden zum Trotze zur Geltung brachte. Jetzt besteht sie *nicht* zu Recht. Die Fürsten haben ihr Recht be-

hauptet durch Waffengewalt, und die Fürsten allein bestehen zu Recht. Wir müssen die Fürsten anerkennen und vor den Fürsten uns beugen, weil sie gesiegt haben. Entbrennt einst wieder der Kampf zwischen Deutschland und seinen Fürsten, so werden wir Deutschland anerkennen, wenn es zu siegen versteht. Wird es dann die Reichsverfassung wollen? Wir bezweifeln es. Die Reichsverfassung ist todt, ist der Geschichte, — einer schmählichen Geschichte verfallen!

Die Könige waren im Recht, da sie den Muth gehabt hatten, die Entscheidung auf dem allein möglichen Wege, dem der Gewalt, herbeizuführen. Hierin stimmen wir für sie. In einer anderen Hinsicht stimmen wir nicht für sie. Aus Liebe zu ihren Völkern, im Interesse Deutschlands, in der Ueberzeugung von ihrer Schädlichkeit lehnten sie die Reichsverfassung ab. So behaupteten sie. Das kann Niemand billigen. Sie waren ihrer Vier, umgeben von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Rathgebern. Für die Reichsverfassung sprach sich das Vaterland aus, sprach sich Alles aus, was möglicher Weise als Organ des Vaterlandes betrachtet werden konnte. Die meisten Fürsten und ihre Rathgeber, die gesetzgebenden Kammern, die Corporationen, die Vereine, die Magistrate und Ortsvorstände, die Bürgerwehren u. s. w. u. s. w., Alles jubelte der Reichsverfassung entgegen, Alles sah in ihr den Anfang einer neuen großen Zeit. Was berechtigte die vier Herren, ihr Urtheil mit dem des Vaterlandes messen zu wollen? Was berechtigte sie, sich für klüger zu halten, als das ganze Vaterland, und ihrer einseitigen Auffassung größeres Gewicht beizulegen, als dem Ausspruch der gebildetsten und erleuchtetsten Völker Europa's?

Was berechtigte sie, sich den zum Theil hochgebildeten, hochbegabten, ausgezeichneten Männern gleichzustellen, die im ganzen Deutschland einstimmig der Reichsverfassung zugestimmt hatten? Wie durften sie es wagen, ihr vierstimmiges Nein dem tausendstimmigen Ja der tüchtigsten, scharfblickendsten Männer der ganzen Nation entgegenzuhalten? Die Bescheidenheit, die ihnen wie jedem Einzelnen gebührt, hätte sie verpflichten müssen, ihre Ansicht, ihre Ueberzeugung unterzuordnen. Dem Wahne, als sei bei den Königen höhere Weisheit von Amts- und Rechtswegen, durften sie als gebildete, unterrichtete Männer nicht huldigen. Sie mußten wissen, daß die verkehrten Rathschläge der Könige unermeßlich oft der Fluch der Völker geworden sind. Sie konnten als Einzelne ihr Urtheil sich vorbehalten. Sie konnten ihre Zweifel, ihre Bedenken aussprechen. Sie konnten ihr Amt niederlegen, wenn ihr Gewissen sie nöthigte. Sie konnten sich auf ihre Macht, auf ihr Recht berufen. Sie konnten sagen: wir wollen nicht, weil wir unsere Vorrechte, unsere unabhängige Stellung bedroht sehen, weil die Reichsverfassung den Völkern Rechte sichert, die uns mißfallen, weil wir nicht den Muth, nicht die Größe in uns finden, welche die Reichsverfassung von uns fordert. Das konnten, das durften sie sagen. Wenn sie zum Heile Deutschlands, im Interesse ihrer Völker der Verfassung widerstreben zu müssen vorgaben, so war das ein Vorgeben, welches kein Urtheilsfähiger billigen konnte. Es erscheint als heuchlerische Prahlerei.

Am 26. Mai schlossen die Könige von Preußen, Sachsen und Hannover den Sonderbund. An demselben Tage proponirten sie dem deutschen Reich, d. h.

denjenigen deutschen Staaten, die sich freiwillig dem Sonderbunde anschließen würden, die Sonderbundsverfassung, eine traurige Abschwächung der Reichsverfassung, das klägliche Machwerk einer haltlosen Mittelmäßigkeit, die weder die Freiheit noch die reine und nackte Gewaltherrschaft zu wollen den Muth hat.

Für die Sonderbundsverfassung sprach sich der von Frankfurt entwichene Club Gagern aus. Am 27. Juni unterzeichneten die Mitglieder zu Gotha eine feierliche Erklärung, in der sie anerkannten, daß auch dieser von den drei Königen vorgeschlagene Weg zum Ziele führen könne, vorausgesetzt, daß die fürstlichen Verheißungen — — — unverbrüchliche Zusagen seien!!!

Leser, die Gagernmänner hatten sich vor der ganzen civilisirten Welt blamirt. Sie hatten sich vor der ganzen civilisirten Welt als völlig ungeschickte Feldherren erwiesen. Durch ihre verkehrten Schlachtpläne hatten sie nie etwas Anderes erreicht, als Stärkung des Feindes, nie etwas Anderes bewirkt, als ihre Niederlage. Keine Schwäche des Gegners hatten sie zu benutzen, keine Gelegenheit zum Siege zu ergreifen verstanden. Ihre großartige Macht hatten sie zerstört, alle Stützen derselben eigenhändig zerbrochen, aus allen Positionen sich verdrängen, endlich zur schimpflichen Flucht sich zwingen lassen. Ueber ungeheure Mittel zur Rettung des Vaterlandes hatten sie selbstständig, unabhängig verfügt; — nur zum Verderben des Vaterlandes hatten sie diese Mittel anzuwenden verstanden! Im Sack und in der Asche hätten sie Buße thun sollen. Jammern hätten sie sollen über das Elend, welches sie auf's Neue über das unglückliche Va

terland gebracht hatten. Schämen hätten sie sich sollen wegen der Verwirrung, die sie angerichtet, wegen all der Verkehrtheiten und Dummheiten, durch die sie der Welt Aergerniß gegeben. Was thun sie? Offen treten sie hin, die unglücklichen Wesen, vor das betrogene Vaterland, um — sich auf's Neue glänzend zu blamiren und ihre zahllosen Verkehrtheiten durch — eine Perfidie zu krönen!

Leser, die Gagernmänner hatten feierlich vor der deutschen Nation gelobt, unverbrüchlich festzuhalten an der Reichsverfassung, hatten durch ihre Namensunterschrift sich verpflichtet, das Reichswahlgesetz nicht preiszugeben, hatten dem Phrasenhelden zugejauchzt, der im Angesichte des ganzen Vaterlandes alle Ehrenmänner zum unüberwindlichen Kampfe für „das Heiligthum" verpflichtet hatte. Jetzt vernichten sie mit einem Federstriche die Reichsverfassung. Jetzt durchstreichen sie mit demselben Federstriche das freie Reichswahlgesetz. Jetzt erklären sie ihr eigenes Werk, dem sie durch Wort und Gelübde verpflichtet sind, für werthlos, finden in dem erbärmlichen Abklatsch desselben den Rettungsanker, kämpfen „unüberwindlich" für die erbittertsten Feinde der Reichsverfassung, brechen ihr Wort, brechen ihr „feierliches, vor der deutschen Nation" gegebenes Gelübde und — bringen den Feinden ihres Werkes ihre Ehre zum Opfer!

Leser, die Männer, welche am 11. April vor der deutschen Nation feierlich der Reichsverfassung unverbrüchliche Treue gelobt hatten und dann am 27. Juni in Gotha für die Sonderbunds-Verfassung einstanden, haben einer ehrlosen Handlung sich schuldig gemacht. Daß diese, vor dem ganzen deutschen Vaterlande, im

Angesichte der gebildeten Welt von hochgestellten deutschen Männern (?) begangene ehrlose Handlung nicht den Abscheu aller Stände und aller Parteien gefunden hat, daß sie nicht vor allem Volk von allen Seiten als abschreckendes Beispiel hingestellt worden ist, daß Gagern und seine Complicen nicht in allen Schichten der Gesellschaft um allen Credit gekommen sind: Das sagt uns, wie es heut zu Tage um den alten Ruhm der deutschen Treue und Redlichkeit steht, Das zeugt für eine Schwäche des sittlichen Bewußtseins, für eine Verrückung des sittlichen Urtheils, für eine Erbärmlichkeit, die grauenerregend ist. Nicht bloß die Feigheit, nicht bloß die Rathlosigkeit, nicht bloß die Dummheit, nein, auch die Ehrlosigkeit findet in Deutschland ihre Kränze! Armes, unglückliches Deutschland!

Im Uebrigen werden Männer wie Gagern, Camphausen, Beckerath, Hansemann u. s. w. immer da sein, wo das Verkehrte angestrebt wird. Was allein vernünftig, allein möglich ist, werden sie nie wollen. Jeder staatliche Verband bedarf eines einheitlichen Schwerpunktes, in jedem muß die entscheidende Gewalt in einer Hand liegen, entweder in der der Krone oder in der der Volksvertretung. Festen Grund hat allein der Absolutismus der Krone oder der Absolutismus der Volksvertretung. Jener macht Völker zu Heerden zweibeiniger Thiere, dieser bildet Menschen, aber jener wie dieser gründet eine feste Regel und eine bestimmte Ordnung, macht Ruhe und Frieden, ein gemeinschaftliches Handeln nach übereinstimmendem Plane möglich. Das Unwesen der constitutionellen Monarchie kann nur Verwirrung anrich-

ten, Zwietracht hervorrufen, alle Staatsgewalten lähmen, die Völker erbittern und den wahnsinnigen Zustand gründen, in dem Volk und Regierung als feindliche Gewalten einander gegenüberstehen. Sie gewinnt nur dann einen vernünftigen Anstrich, wenn sie entweder die lächerliche Maske der absoluten Fürstengewalt, oder die Verkleidung der absoluten Volksgewalt ist. Die Gagern und Consorten werden immer nur die wahre constitutionelle Monarchie, also das wahrhaft Verkehrte und Unvernünftige wollen. Trachten Monarchen nach absoluter Machtvollkommenheit, so werden sie von ihnen geärgert werden, wie der stolze Löwe von einer Anzahl von Kläffern. Wollen Völker ihre absolute Machtvollkommenheit zur Geltung bringen, ihre Vertreter als den Centralpunkt der höchsten Gewalt betrachtet wissen, so werden die Gagernmänner Gespenster sehen, angstvoll nach Ruhe schreien, um Ruhe betteln und — so weit es an ihnen liegt — Alles verderben.

Dürfen wir an den Sonderbund und seine Verfassung Hoffnungen für die Einheit und die Freiheit Deutschlands knüpfen?

Hoffnungen für die Freiheit nicht! An Freiheit darf der Besonnene nicht denken bei einer Verfassung, welche in der freien Gnade gottesgnädiger Könige ihren Ursprung hat. Die Reichsverfassung sicherte dem deutschen Volk die schönsten und köstlichsten Rechte. Sie sicherte ihm nicht Freiheiten, sondern die Freiheit d. h. die Selbstbestimmung, und hatte in dieser Hinsicht nur den einen, großen Fehler, daß sie — — unmöglich war. Die Sonderbunds-Verfassung vernichtet, beschränkt, verkümmert, bedroht alle wesentlichen

Rechte eines freien Volkes, alle Grundbedingungen wahrer Freiheit. Sie vernichtet das freie Wahlrecht. Sie verkümmert das Recht der Geſetzgebung. Sie beſchränkt das Recht der Vereinigung. Sie bedroht in ihrer authentiſchen Interpretation ſelbſt die freie Wiſſenſchaft mit dem Fluch der Eichhorn'ſchen Bevormundung. Sie iſt heuchleriſch und treulos. Sie ſucht den Schein, als ſichere ſie die Rechte freier Völker, während ſie doch *allein* die königliche Vollgewalt ſichert und ſichern will. Sie verſpricht die Freiheit und gründet die Unfreiheit. Sie macht Alles möglich, Miniſterwillkühr, Belagerungszuſtände in Friedenszeiten, Kammerauflöſungen, Krieg wider den Volkswillen, Rechtloſigkeit der unteren Stände u. ſ. w. Nur die *Selbſtbeſtimmung* des deutſchen Volks in ſeinen wichtigſten Angelegenheiten, d. h. die *Freiheit*, macht ſie *unmöglich*.

Kann die Sonderbunds-Verfaſſung die Einheit Deutſchlands gründen? — Sie proclamirt den König von Preußen zum deutſchen Oberhaupt, mediatiſirt die übrigen Fürſten und — macht ihre eigene Exiſtenz von der freien Zuſtimmung der Letzteren abhängig. Iſt die freiwillige Unterwerfung des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes unter das preußiſche Königshaus denkbar? Nein! Nun wohl, ſo trennt ſie Oeſterreich für immer von Deutſchland, ſo leidet ſie an allen Gebrechen des Gagernſchen Klein-Deutſchland. „Nicht alſo! Sie denkt gar nicht an den Eintritt Oeſterreichs in den engeren Bund. Sie hält aber den größeren Bund, — den deutſchen Bund des ſeligen Bundestages feſt und kettet dadurch Oeſterreich für immer an Deutſ[illegible]
Du, Leſer? Tröſteſt Du Dich [illegible]

halten des größeren Bundes neben dem kleineren, Groß-Deutschlands neben Klein-Deutschland, ist aber eben das ganz Verkehrte, das ganz Heillose. Oesterreich ist in seinen inneren wie in seinen äußeren Angelegenheiten unabhängig von Deutschland. Es concentrirt sich als einheitlicher Gesammtstaat von 40,000,000 Einwohnern mit überwiegend slavischer Bevölkerung. Es hat Interessen, die dem preußischen Deutschland fremd sind, — in Italien und in den Donauländern. Es hat Interessen, die Deutschland gefährlich werden müssen, — in seiner Abhängigkeit von Rußland und in seiner Vorliebe für die Grundsätze des Czaarenregiments. Dieses Oesterreich, dieses einheitliche, einem (russischen?) Willen gehorchende Slavenreich bleibt in der Person seines Kaisers Mitglied des deutschen Bundes. Der deutsche Bund beruht auf den Wiener Verträgen von 1815, welche nach österreichischer Ansicht durch die Revolution nicht alterirt, nicht aufgehoben, nicht modificirt sind. Also hat der Kaiser des österreichischen Slavenreiches auf Deutschland den ganzen und vollständigen Einfluß, welchen ihm die Wiener Verträge sichern. Er hat als Oberhaupt der (anerkannt) ersten Regierung im deutschen Bunde Einfluß auf die Gesetzgebung, so weit sie das ganze Deutschland betrifft, bedeutendes Gewicht bei Bündnissen und Verträgen mit auswärtigen Mächten, bei Entscheidungen über Krieg und Friedensschlüsse. So ist das preußische Deutschland in seinen wichtigsten Beziehungen, namentlich in seiner Stellung zum Auslande behindert, beschränkt, gehemmt und eingeengt durch den slavischen Gesammtstaat. Das preußische Deutschland muß den Interessen des Slavenstaates die-

nen, auf ihn tausend Rücksichten nehmen, nach ihm sich umsehen bei allen seinen Bewegungen. Du meinst, Das sei nicht so schlimm! Das preußische Deutschland werde stark genug sein, auch dem österreichischen Gesammtstaat zu imponiren, werde seinerseits durch das intime Bündniß mit Oesterreich des wirksamen väterlichen Schutzes dieses erhabenen Verbündeten gegen Rußland und Frankreich sich zu erfreuen haben. Gemach, mein Lieber! Das preußische Deutschland soll imponiren, dem einheitlichen Oesterreich imponiren? Leser, ob sich alle Könige Deutschlands in einem Augenblicke der patriotischen Aufwallung dazu verständen, sich dem preußischen Oberhaupte zu unterwerfen, — wir wissen, was von ihrem freiwilligen Gehorsam zu erwarten ist. Wir haben das Zeugniß der Vergangenheit und der Gegenwart. Sie machen den engern Bund nicht stark! Durch ihre Schuld imponirt er dem kaiserlichen Oesterreich nicht! Und soll Oesterreich etwa die Erstarkung des engeren Bundes befördern? Soll das innige Bündniß Kleindeutschlands mit Oesterreich, dieser Gagernsche Lieblingstraum, die Schmach der Vergangenheit von uns nehmen und uns dem Auslande gegenüber stark machen? Wird Oesterreich nicht, ob es öffentlich auch freundliche Miene macht, unter der Hand den Oppositionsgeist der Wittelsbacher und ihrer Gesinnungs- und Schicksalsgenossen zu stärken und zu kräftigen suchen? Wird nicht jeder Ungehorsam der mediatisirten Könige gegen das preußisch-deutsche Oberhaupt in Oesterreich einen festen und kräftigen Haltpunkt haben? Leser, Oesterreich hat in Beziehung auf Deutschland mit dem Auslande das gleiche Interesse. Oesterreich muß die Schwäche des preußischen Deutsch-

land wünschen. Oesterreich **kann** die Erstarkung Kleindeutschlands nicht dulden. Oesterreich **darf** seinen Einfluß auf Deutschland nicht verlieren. Würde es nicht für seine deutschen Provinzen fürchten müssen? nicht seine Existenz bedroht sehen, wenn das preußische Deutschland stark und mächtig würde? Es wird mit Rußland, mit England gemeinsame Sache machen. Es wird mit diesen vielleicht das unschuldige Vergnügen eines Erfurter Reichstages (!!) erlauben, aber auch mit ihnen auf der Lauer liegen und Wache halten, daß Deutschland nicht wirklich erstarke, nicht wirklich ihren Einflüssen, ihren Bedrückungen und Anmaßungen sich entziehe. Für Deutschland ist im Sonderbunde kein Heil. Es ist unmöglich, daß das preußische Kleindeutschland als ebenbürtige Großmacht in die Reihe der europäischen Staaten trete! Oesterreich und Rußland und das anderweite Ausland werden die Erstarkung des Sonderbundes so weit erlauben, als er — ihnen unschädlich ist. Im Uebrigen bleibt Deutschland, was es gewesen seit Jahrhunderten, eine verstümmelte, zerbröckelte, kraft- und haltlose Macht zum Gotteserbarmen!

Doch, Du sagst, der Sonderbund kann der Zukunft vorarbeiten. Er trägt zur Erstarkung Preußens bei, und jede Erstarkung Preußens ist ein Stein zum Bau des einigen Deutschland. Mein Freund, Preußen wird durch den Sonderbund erstarken, an Macht und Größe zunehmen, so weit es dem Auslande angemessen scheint, **mehr** auch nicht um einen Zoll! Sei fest überzeugt, kein einziger der irgend Etwas bedeutenden Staaten, auch nicht Baden, nicht Kurhessen, nicht Mecklenburg u. s. w. wird sich so fest und dau-

ernd an Preußen anschließen, daß es mit ihm zur Einheit verwachsen könnte. Das Ausland duldet es nicht. Das Ausland hat die Macht des Veto. Das Ausland hat ein Interesse bei diesem Veto, sofern es ein Interesse an der dauernden Ohnmacht Deutschlands und Preußens hat. Das Ausland hat das Recht des Veto, so lange es die Macht hat und in dem bösen Gewissen der preußischen Regierung selbst, in ihrer Furcht vor ihren eigenen Völkern den treuesten Verbündeten findet. Das Ausland ist Mitgarant der Wiener Verträge, und als Mitgarant der Wiener Verträge wird es sich einmischen, sobald es Gefahr für seinen Einfluß auf Deutschland wittert. Oder meinst Du, der Edelmuth des Auslandes, die freundnachbarliche Großmuth des russischen Kaisers werde der deutschen Sehnsucht nach Einheit zu Hilfe kommen? Sei gewiß, — die anhaltinischen, reußischen und hanseatischen Armeen werden vielleicht nach preußischem Reglement exerciren in Folge des Sonderbundes, die Reste der Märzerrungenschaften werden vielleicht hier und dort beseitigt werden durch den Sonderbund, — eine Erstarkung, eine wahre, dauernde Erstarkung Preußens, ein Hoffnungsstrahl für das einige Deutschland kommt aus dem Sonderbunde nimmer! Am wenigsten, da das jetzige Preußen sich nie fest mit dem Westen gegen den sinnverwandten Osten verbünden wird. Und kann das jetzige Preußen in Deutschland Sympathieen erwecken, kann es Einfluß auch da gewinnen, wo seine Bayonnete nicht dominiren? Wahrlich, Leser, wir sind preußische Patrioten, sobald Preußen nicht sich, sondern Deutschland will. Wir leben der festen Ueberzeugung, daß Preußen der Kern

und der Haltpunkt des auflebenden Deutschland ist. Aber wir müßten an Gott und der Welt verzweifeln, wir müßten unsern Glauben an die Menschheit verlieren, wenn wir die Möglichkeit zugeben sollten, daß das Preußen Manteuffels und Brandenburgs zur Geltung in Deutschland gelangen könnte! Als Deutschland hoffend und bettelnd zu Preußen kam, als Deutschland sich Preußen zu Füßen warf und um Annahme einer Kaiserkrone flehte, als es bereit war, dem Kaiser zu folgen in Kampf und Tod, und an einem einzigen großen, kühnen Entschlusse seine Zukunft, seine Größe, seine Einheit und Freiheit hängen sah: da ward Deutschland, der großartige Bettler, von Preußen mit Fußtritten regalirt, da höhnte Preußen: ich bedarf Deiner nicht, ich bin mir selbst genug! da warf Preußen dem deutschen Vaterlande die Krone ins Angesicht und fand es mit der Versicherung seines gnädigen Mitleids ab! da sah alle Welt, daß das jetzige Preußen für Deutschland kein Herz hat, daß es nichts will als sich und die anderen deutschen Länder nur als Fußschemel der preußischen Herrlichkeit. Und jetzt soll das Vaterland in tiefster Devotion den alten Fetzen aufnehmen, den Preußen ihm zuwirft? Jetzt soll es sich beeilen, die Trümmer seiner aufs Neue zerfallenen Macht zusammenzutragen, um den Absichten des herrschgierigen, übermüthigen, durch seinen Sieg über die Revolution aufgeblasenen Preußen zu dienen? Nein, Ihr Herren Preußen, so ist's nicht gemeint! Wir wollen wohl Preußen, lassen uns auch einen Hohenzollern zur Noth heute noch als deutschen Kaiser gefallen, aber Deutschland soll nicht preußisch, — nein, Preußen soll deutsch, ganz deutsch werden,

soll sich selbst, soll seinen Namen, seinen Ruhm, seine Geschichte, seine Wissenschaft, soll Alles, was es ist und hat, Deutschland zum Opfer bringen, soll sich mit dem einzigen Ruhm begnügen, ein Glied, ein Theil des großen, gewaltigen Deutschland zu sein! Das jetzige Preußen, das Preußen, welches das alte System der Absonderung von Deutschland, der Gegenüberstellung preußischer und deutscher Interessen, der Vergrößerung auf Deutschlands Unkosten aufs Neue zum herrschenden macht, das traurige, muth- und kraftlose schwarzweiße Preußen kann wohl den Haß, wohl die Verachtung, wohl den Zorn der deutschen Völker heraufbeschwören, — Wurzel schlagen in der Liebe, in der Verehrung der Völker kann es nicht! Es ist eine Lächerlichkeit, an dieses Preußen für Deutschlands Einheit Hoffnung knüpfen zu wollen! — Und will nicht Deutschland die Freiheit? Ist nicht bürgerliche Freiheit seine Sehnsucht seit länger als einem halben Jahrhundert? Bedarf es nicht der Freiheit, wie es der Lebensluft bedarf? Weiß es nicht, daß nur in der Freiheit jene hohe Kraft gedeiht, die allein den unvermeidlichen Kampf um seine Existenz als europäische Großmacht zum siegreichen Ausgange führen kann? Darf es sich mit dem Preußen befreunden, welches allein in der Vernichtung der Freiheit sich stark gezeigt hat? Seit Menschengedenken hat Preußen den Ruf nach freien Institutionen überhört, hat es im Bunde mit Oesterreich und Rußland jede auftauchende Hoffnung der Freiheit erstickt und Alles an die Aufrechthaltung des schrankenlosesten Absolutismus gesetzt. Es hat seine Lebensaufgabe verkannt. Es hat das Fundament seiner eigenen Macht untergraben und in furchtbarer Verblend

die Grundbedingung seines Erstarkens, seines Heranwachsens zu europäischer Bedeutung unerfüllt gelassen. Von blindem Haß gegen die Freiheit getrieben, hat es gegen sich selbst gewüthet. Durch das Komödienspiel seines vereinigten Landtages hat es der Welt nichts als die ganze Größe, die Unerbittlichkeit dieses Hasses offenbart. Es glaubte im Märzsturm den wankenden Thron durch feierliche Verheißungen stützen zu müssen. Es erneuerte in Tagen der Gefahr diese feierlichen Verheißungen. Es gelobte vor der Welt wiederholt und heilig unwandelbare Treue gegen das gegebene Wort. Wie es das gegebene Wort gehalten, das weiß die Welt, und wo in der weiten Welt noch Gefühl für Treue und Glauben, noch Achtung vor einem verpfändeten Manneswort, noch eine Spur von der alten Ehre des deutschen Namens gefunden wird, wo nicht der blinde, wahnsinnige Haß gegen die Gestalten der Märztage das sittliche Urtheil durchaus und völlig verrückt hat, da staunt Alles über die neuesten Thaten Preußens, entsetzt und erschüttert, daß sie möglich sind im deutschen Vaterlande! Die Verfassung vom 5. December war ein feierliches königliches Wort. Die Minister gaben wiederholt die Versicherung, daß es ihnen heiliger Ernst sei mit diesem Wort. Kaum ist es gegeben, so wird es gebrochen! Die gesetzgebende Kammer wird aufgelöst unter Vorwänden, deren Nichtigkeit kein Mensch verkennen kann. Das Wahlgesetz wird über den Haufen geworfen. Ein neues wird von der Willkühr dictirt, ein neues Wahlgesetz, welches den größten Einfluß auf die Wahlen den Höchstbesteuerten, also den großen Grundbesitzern, den Branntweinbrennern und den Bordellwirthen sichert! Mit Hilfe dieses Wahl-

gesetzes wird eine Kammer zusammengesucht, welche das Volk um ein Recht der Freiheit nach dem anderen betrügt, die letzten Stützen der Freiheit in kaum glaublicher Perfidie zerbricht und den schrankenlosesten Despotismus gesetzlich sanctionirt. Und die Minister? Die Minister, die durch ihre Ehre, durch ihr Wort der Verfassung vom 5. December verpflichtet waren? Sie helfen eifrig bei der Zerstörung dieser Verfassung, stimmen überall mit der äußersten Rechten, nicht ein einziges Mal thun sie den Mund auf für das Volksrecht! So ist's in Preußen. Wortbruch, Treubruch, Volksbetrug, Gesetzverachtung das Wiederkehrende. Und zu solchen Thaten, vor denen der Redliche erbebt, gegen die das sittliche Bewußtsein sich empört, die dem Manne unmöglich sind, — zu diesen schmählichen Thaten treibt der wahnsinnige Haß gegen die Freiheit, das wahnsinnige Verlangen nach schrankenloser Gewaltherrschaft! Wie, — diese Regierung an der Spitze Deutschlands? auf Grund der Sonderbundsverfassung an der Spitze Deutschlands? auf Grund einer Verfassung, die volksfreundliche, kraftvoll auftretende Kammern zur Unmöglichkeit macht und der preußischen Regierung die Macht sichert, in allen Ländern des Sonderbundes die letzten Spuren der Freiheit zu vernichten, das ganze sonderbündlerische Deutschland zu einem einzigen gesetz- und rechtverachtenden Polizeistaate herabzuwürdigen? Nimmermehr! Wer das für möglich hält, der kennt die Menschen, kennt das deutsche Volk nicht, der weiß nicht, wie feste Wurzel das Verlangen der Freiheit im deutschen Volke geschlagen hat. Und wie, ist Deutschland so tief gesunken, daß es sich nicht mehr empört fühlt über die Niedertracht, die der Dänenkrieg zur Schau

stellt? so tief gesunken, daß es von der Macht sein Heil und seine Rettung erwarten könnte, die den Dänenkrieg geführt, im Dänenkriege mit Menschenleben ein verruchtes Spiel getrieben, im Dänenkriege vor aller Welt sich selbst an den Pranger gestellt hat? Nein, noch ist Deutschland so tief nicht gesunken! Noch kann das Preußen Brandenburgs und Manteuffels Deutschlands Retter nicht werden! Noch verlangt Deutschland eine Regierung, deren Ehre unbefleckt ist! — Die Ehre der preußischen Regierung unbefleckt? Leser, wenn in der Versicherung der preußischen Regierung Wahrheit ist, dann ist diese Ehre unbefleckt. Aber auf diese Versicherung kommt es nicht an! Frage Deutschland, frage die öffentliche Stimme in Süd und Nord, ob es diese Versicherung für Wahrheit hält, oder für nichtswürdiges Phrasenwerk! Das entscheidet.

Leser, — lege jetzt die Hände in den Schoß! Die ganze Welt muß getränkt, muß gesättigt werden mit der Ueberzeugung, daß die Regierungen Nichts vermögen, Nichts — als Deutschland verderben. Dann — wie Gott will!

XI.

Standrechtsgräber.

Der Sieg der Reaction ist mit Blut besiegelt. Mit Blut sind die geborstenen Throne der Gewaltherren gekleibt. Blut, Bruderblut hat die neue Ordnung der Dinge befestigt, hat für den Augenblick den Fürsten eine Gewalt verliehen, fürchterlicher, als sie sie jemals besessen, hat den Schrei der Nationen, die Klagen gemißhandelter Völker erstickt, hat für den Augenblick die schweren Anklagen einer fluchbeladenen Vergangenheit unterdrückt. Blut! Nicht das Blut der Schlachten. Nicht das Blut des Kriegers, der in der Feldschlacht Leben gegen Leben wagt. Nein, das Blut der Standrechtsgräber! Die Sieger haben die Besiegten gemordet. Die geknebelten Gefangenen hat das Geschoß der Sieger niedergestreckt. Brüder haben ihre Brüder geschlachtet. So, so ist die neue Ordnung gegründet!

Ihr konntet es nicht über das tugendliche Herz bringen, den Bürgerkrieg zu entzünden, Ihr Herren von Gotha? Ich sage Euch, — der Bürgerkrieg ist entzündet. Der Bürgerkrieg hat gewüthet. Und der Bürgerkrieg hat Euer Werk vernichtet, hat Euch zu Lügnern gemacht, hat Eure Wünsche vereitelt, hat Euren Feinden den Sieg verschafft. Der Bürgerkrieg hat der Freiheit die letzte Freistatt geraubt, hat

die Despotie in Tyrannei verwandelt, hat den Boden unterwühlt, auf dem auch Ihr steht, hat Jammer und Elend über Tausende gebracht, hat Euren wie unseren Kindern eine bluttriefende Zukunft gesichert. Das ist Eure Schuld. Das ist der Fluch Eurer Feigheit, Eurer Dummheit, Eures schändlichen Verraths an der Freiheit!

Ihr wolltet Euch zwischen die Bayonnete werfen, Ihr Herren von Gotha? Ihr Redehelden! Die Bayonnete haben gewüthet. Oder nahmt Ihr in diesem Falle Euer Wort so genau? Allerdings — nicht mit den Bayonneten hat man die Gefangenen erdolcht. Als man die Standrechtsgräber grub, konnten die Bayonnete immerhin in ihren Scheiden bleiben. Auch in den Kasematten Rastatts hat keiner der im Elend Umgekommenen gerade das Bayonnet in seinen Eingeweiden gefühlt. Aber — Ihr wolltet kein Blutvergießen, Ihr wolltet das Blutvergießen verhindern durch das Opfer Eures Lebens, — das allein konnte der Sinn Eures Wortes sein. Ihr Redehelden! Als man die Gefangenen niederschoß, als Grab an Grab sich reihte, als Deutschland erstarrte vor Entsetzen über den bluttriefenden Unsinn, als man in Rastatts verpesteten Kasematten Hunderte im Elend verkommen ließ, als man jedes Gebot der Menschlichkeit mit Füßen trat, da, Ihr Herren, da war es Zeit, Euer Wort zu lösen! Da hättet Ihr Euch zwischen die Sieger und die unglücklichen Opfer ihrer Macht werfen, mit Donnerworten die triumphirenden Gewaltherren an die Pflichten der Menschlichkeit mahnen, im Namen der Menschlichkeit den Rechtsschutz für die Gefangenen fordern, Euren ganzen Einfluß zu ihrer Rettung verwenden, nicht

aufhören sollen, das Wort Eures Unwillens, Eurer Entrüstung über die standrechtlichen Frevelthaten den Machthabern ins Angesicht zu schleudern, so lange Euer Wort noch den Werth eines Hellers hatte. Das waret Ihr Euch, das waret Ihr der Menschlichkeit schuldig. Aber Ihr schwiegt. Ihr hattet kein Wort der Entrüstung. Nicht ein Wort, als Grab an Grab sich reihte und Deutschland in immer tieferes Entsetzen versank über den bluttriefenden Unsinn. Ihr waret stumm, wie es die Gräber nicht sind. Ihr schwiegt, — die man mordete, waren Eure politischen Gegner, waren zum Theil Männer geringen Standes, keine Präsidenten und Kammerherren, keine Geheimeräthe, nicht einmal Hof- und Stadträthe, — Ihr schwiegt, aber die Gräber schweigen nicht! Ob Euch der Weihrauch tröstet, den Euch die Thorheit, die Perfidie der baare Unverstand streut, — die Standrechtsgräber sprechen wider Euch! Eine fürchterliche Anklage schleudern sie wider Euch hinein in die Zeit. Und ich sage Euch, — die Zeit hat Ohren! Ihr Herren von Gotha, — die kühnen Frevler haßt, verdammt die Welt, — Euch verachtet sie. Mit dem Brandmahl der Lächerlichkeit und Verächtlichkeit steht Ihr da vor Gegenwart und Zukunft!

Hatten die siegenden Fürsten das Recht, die überwundenen und gefangenen Aufständischen zur Strafe zu ziehen? Sie hatten das Recht ohne Frage. Wohl hatten die Aufständischen zu den Waffen gegriffen im Bewußtsein ihres Rechts. Aber die Fürsten hatten ihre Schaaren zum Kampfe entsendet in der Ueberzeugung des ihrigen, und das ihrige war durch die Jahrhunderte bestätigt. Nur der Kampf der Gewalt

konnte das Urtheil sprechen. Nur der Sieg konnte entscheiden über Recht und Unrecht, und der Sieger war im Recht! Wäre der Kampf ein Kampf der Völker geworden, hätten die Völker gesiegt, — sie wären nicht zweifelhaft gewesen über ihr Recht. Sie würden die Könige der Rebellion wider die Reichsgewalt angeklagt und sie als Rebellen bestraft haben. Jetzt waren die Könige Sieger und die Könige hatten das Recht der Strafe. Leser, — erinnerst Du an das ewige, göttliche Recht, an das Recht, welches durch die Gewalt, durch Kampf und Sieg nicht alterirt wird? Leser, ich bitte Dich, wo haben jemals Menschen Recht gesprochen nach dem göttlichen Recht? oder wem wäre jemals sein Recht nicht als das göttliche erschienen? Die Könige hatten gekämpft für das, was sie ihr Recht nannten, und ihr Recht war ihnen das göttliche. Sie hatten gesiegt und — sie waren im Recht. Völker, wollt Ihr im Recht sein, — wohlan, lernt die Kunst — zu siegen!

Die Könige waren berechtigt und, wenn sie von der Heiligkeit ihrer Sache überzeugt waren, verpflichtet, das Gesetz der Strafe walten zu lassen. Aber sie waren auch verpflichtet, das Recht zu achten, das Recht, welches selbst der Wilde, selbst der Führer von Räuberbanden nur im Fall der Noth unbeachtet läßt, das Recht, welches heilige Formen als Schutzwehr um den Angeklagten aufstellt, ihn der Willkühr, dem Hasse, dem Rachedurst entreißt und sein Geschick in die Hand besonnener, ruhig prüfender Männer legt. Das Standrecht ist eine Erfindung des Teufels. Das Standrecht ist selbst für die Hölle zu schlecht. Das Standrecht reißt die Schutzwehr heiliger Formen nieder und übergiebt

der Leidenschaft die Entscheidung über Tod und Leben. Das Standrecht legt die Verurtheilung des Angeklagten in die Hand seiner racheschnaubenden Ankläger. Soldaten, Menschen, in denen die Wuth des blutigen Kampfes nachwirkt, deren Freunde, deren Brüder vielleicht in mörderischer Schlacht von den Kampfgenossen des Angeklagten niedergestreckt sind, deren Leidenschaft aufgestachelt, deren Urtheil getrübt, deren Gedanken durch die scheußliche Blutarbeit verwirrt sind, Menschen, die unbedingt der anklagenden Gewalt preisgegeben, unbedingt einer infamen Behandlung, tausendfachen Mißhandlungen, empörenden Chikanerien schutzlos ausgesetzt sind, wenn sie dem Dictat der Rachgier sich nicht fügen: solche Menschen sprechen das Wort über Tod und Leben! Es ist scheußlich! Es empört jedes Menschengefühl! Wahrlich, — eine standrechtliche Hinrichtung ist ein Mord! Die sie gebieten, die sie vollstrecken, — sie sind Mörder! Das Puppenspiel der standrechtlichen Verhandlung, die Heuchelei, die sich vielleicht hinter unsinnige Gesetze verkriecht, der Schein des rechtlichen Verfahrens, den man wahrt, spricht sie von der Anklage des Mordes nicht frei. Der standrechtliche Mord ist scheußlich wie der Meuchelmord, in seinen Wirkungen unheilvoller, als dieser. Und doch, — wenn der Krieg dahinbraust über die Länder, wenn Ereignisse die Ereignisse drängen, die Begebenheiten sich überstürzen, die Gewalt der Umstände Alles mit sich fortreißt, und die Stunde vielleicht im Interesse des Vaterlandes, im Interesse der Sache, für welche das Blut von Tausenden fließt, die Bestrafung des Verräthers gebieterisch fordert, — so mag das Standrecht eine Entschuldigung finden. Aber in Baden, in [illegible]

garn, in Italien und Oesterreich? Dort, wo die Wehmuth und der heilige Zorn die Hügel sucht, unter denen die Opfer des Verraths und der Rache schlafen, — dort?? Wehe Euch, Ihr Gewaltigen! Wehe Euch, Ihr Männer des Standrechts! Ich sage Euch, — ob Ihr jetzt höhnt und auf Eure Macht pocht und in Eurer Sicherheit des Jammers der Hinterbliebenen lacht, — ich sage Euch, Ihr habt eine fürchterliche That gethan! Wehe Euch, Ihr Gewaltigen, Ihr Männer des Standrechts! Der Krieg war beendet. Der Sieg war errungen. Die Feinde waren geflohen, ihr letztes Bollwerk gefallen, ihre letzte Hoffnung verschwunden. Zu Euren Füßen lag zitternd das Vaterland. Es war Ruhe, die Ruhe des Grabes um Euch. Ob es in Baden zuckte, ob in der Pfalz, in Sachsen Verwirrung herrschte, — in den meisten Ländern war Ruhe. Eure Macht war gesichert. Die Stunde drängte nicht. Die Ereignisse überstürzten sich nicht. Die Macht der Umstände riß Euch nicht fort. Deutschland war — wie die Gefangenen, auf die Euer mordgieriger Blick fiel — wehrlos und waffenlos. In Eurer Hand allein war die Wehr und die Waffe, war der Sieg, war die Macht! Wolltet Ihr Recht, nicht Blut; wolltet Ihr Gerechtigkeit, nicht Stillung Eures Rachedurstes; wolltet Ihr göttliche Ordnung, nicht teuflische Unordnung; wolltet Ihr Strafe, nicht Mord; Vernunft, nicht Wahnsinn: so durfte nicht einmal der Gedanke an Standrecht in Euch auftauchen. Ihr mußtet die Gefangenen dem ordentlichen Richter übergeben. Ihr mußtet an den Spruch des ordentlichen Richters die Strafe der Unglücklichen knüpfen. Das mußtet Ihr thun. Es war Eure heilige Pflicht. Ihr durftet nicht

anders, wenn Ihr als gerechte Obrigkeiten und nicht als Mörder handeln wolltet. Dann standet Ihr gerechtfertigt da vor der Welt. Getrost durftet Ihr redlichen Männern ins Angesicht schauen. Jetzt — fragt an in Süd und Nord, fragt an, wo redliche Männer wohnen, fragt Alle, die Euch nicht belügen und betrügen, die nicht im Dienste ihrer Gemeinheit sich selbst belügen, fragt, und Ihr werdet überall, in Süd und Nord, nur eine Antwort hören, nur eine Antwort. Von mir sollt Ihr sie nicht hören, diese Antwort. Euer Gewissen ruft sie Euch zu. In der Angst des ruhigen Nachdenkens hört Ihr sie. In Eurer Todesstunde wird der Engel Gottes sie Euch ins Ohr donnern. An Euren Gräbern wird man einst die Antwort in die weite Welt hinausrufen. — Ihr Gewaltigen, Ihr habt eine fürchterliche That gethan! Besinnt Euch! Alles mahnte Euch zur Milde. Alles machte Euch Milde zur heiligen Pflicht. Nicht lange war es her, da hattet Ihr gezittert. Da wart Ihr starr vor Schrecken und bleich vor Entsetzen gewesen. Da waren die „Aufständischen“ Sieger und als Sieger im Recht. Da hätten die Aufständischen Euch strafen können, hart strafen können für schwere Vergehen, für die Mißhandlungen langer, langer Jahre. Sie straften Euch nicht! Ihr rühmtet die Großmuth, die Eurer Ohnmacht sich erbarmte und Euch schonte, als die Stunde geschlagen hatte. Ihr flosset über von Worten des Dankes gegen die großmüthigen Sieger. Als Ihr Sieger wart, als die Aufständischen zitterten, knallten Eure Knechte die Ueberwundenen in verpesteten, stinkenden Kasematten fangenen bei Hunderten jämmerlich

sah die Welt, wie Könige zu danken pflegen, wenn man ihrer schont in der Stunde der Niederlage. Da lernte die Welt die königliche Weisheit verstehen für die Stunde des wiederkehrenden Sieges. — Ihr Gewaltigen, Ihr habt eine fürchterliche That gethan! Alles mahnte zur Milde. Ihr wart von Eurem Rechte überzeugt. Aber Ihr wußtet, daß Millionen die Reichsverfassung für rechtsbeständig, die widerstrebenden Könige also für Rebellen hielten. Ihr mußtet zugeben, daß Vieles für die Rechtsbeständigkeit der Verfassung sprach. „Zu Stande bringen zwischen Fürsten und Völkern" sollten die Frankfurter die Reichsverfassung. Das stand gesetzlich fest. Die Frankfurter hatten dem Zustandebringen einen bestimmten Sinn gegeben. Sie hatten sich für souverain erklärt, und Ihr hattet stillschweigend eingestimmt. Sie hatten ein Reichsoberhaupt nach eigenem Gutdünken gewählt, und Ihr hattet Euch gefügt. Sie hatten für die Rechtsgültigkeit der von ihnen beschlossenen Gesetze die gesetzlichen Formen bestimmt, und Ihr hattet sie acceptirt. Ihr hattet nicht gewagt, die souveraine Macht der Frankfurter in Zweifel zu ziehen, hattet nicht gewagt, das Wort „Vereinbarung" in den Mund zu nehmen. Erst spät deutetet Ihr auf eine „Verständigung" mit den Fürsten hin. Erst zuletzt, als das Verfassungswerk seinem Abschluß nahe war, tratet Ihr keck hervor mit der unsinnigen Forderung der Vereinbarung. Es war unmöglich, daß die festgewurzelte Ueberzeugung von der Befugniß der Frankfurter, die Verfassung endgültig festzustellen, urplötzlich schwinden sollte. Es war um so mehr unmöglich, je deutlicher Jedem, der Menschenverstand hatte, das Wider-

sinnige einer Vereinbarung mit zwei Großmächten und 35 Kleinmächten einleuchten mußte. Es konnte nicht anders sein, Millionen mußten die Reichsverfassung für Deutschlands heiliges Recht, mußten Euch für Rebellen, die widerstrebenden Könige für Feinde des Vaterlandes halten, mußten sich im Namen des Rechts, der Freiheit, des Vaterlandes, im Namen des Heiligsten, was der Mensch kennt, für berechtigt und verpflichtet halten, gegen die rebellischen Könige zu kämpfen bis auf den Tod. Ihr müßt zugeben, Ihr Männer des Standrechts, daß die Männer, welche unter der Fahne des Aufruhrs für die Reichsverfassung und gegen Euch zum Schwerte griffen, von der Heiligkeit und Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt sein konnten. Ihr müßt zugeben, daß Millionen, daß die ungeheure Mehrzahl aller Bewohner Deutschlands diese Ueberzeugung theilte. Mochtet Ihr diese Ueberzeugung für Wahn, für Blendwerk, für Thorheit halten, — Ihr müßt auch von Eurem Standpunkte aus zugeben, daß sie bei lebendigen, feurigen, für Deutschland begeisterten Männern unvermeidlich war, daß Ihr selbst durch Eure Reden, Eure Versprechungen, Euer Stillschweigen, Euer ganzes Verhalten seit den Märztagen sie genährt und gestärkt hattet. Mochtet Ihr im Bewußtsein Eures Rechts zum Kampf gegen Die ziehen, die Ihr für Rebellen hieltet, wie sie Euch für Rebellen hielten, — Ihr mußtet sie, wolltet Ihr nicht allen Menschenverstand verleugnen, als ehrliche Gegner, als redliche Feinde betrachten, mußtet nach dem Siege gegen sie verfahren, wie der edle Sieger gegen den im ehrlichen Kampfe Ueberwundenen. Wollt Ihr, daß man Euch niederknallt, wenn einst die Völker siegen? Die gewaltigen Gedanken, wel[illegible]

lebendig gemacht, die ungeheure Aufregung, die sich der Gemüther bemächtigt, die Begeisterung für Deutschlands Erlösung, die der Sturm zur hellauflodernden Flamme angefacht hatte, die Begriffsverwirrung, die in Eurem Lager herrschte wie in dem Eurer Feinde, Alles, Alles machte Euch Milde, Schonung zur heiligen Pflicht. Und kanntet Ihr nicht die Männer, die Ihr niederschoßt? Ihr kanntet Trützschler, Ihr kanntet Dortü, den edlen, schönen Jüngling, den Landsmann des Herrn Prinzen von Preußen, den zarten Knaben mit der Männerseele. Ihr kanntet sie. Ihr kanntet ihre Unglücksgefährten. Ihr wußtet, daß sie begeisterte Männer waren. Ihr wußtet, daß sie fortgerissen von der Macht der Idee, der sie ihr Leben geweiht, fortgerissen von der Gewalt der höchsten und schönsten Gedanken, von der Liebe zur Freiheit, zum Vaterlande, zur Menschheit die Waffen für ein Heiligthum ergriffen hatten. Das Herz mußte Euch bluten, — ja, wart Ihr wirklich Menschen, trugt Ihr nicht zum Schein die schöne Menschengestalt, — das Herz mußte Euch bluten, als Ihr dort den zarten, zwei und zwanzigjährigen Jüngling, den einzigen Sohn, vom Herzen des verzweifelnden Vaters, dort den starken Mann in der Blüthe, in der Kraft seiner schönsten Jahre aus den Armen des jammernden Weibes reißen ließt, als der fürchterliche Schrei an Euer Ohr schlug, den der namenlose Schmerz, den die Verzweiflung dem treuen, jungen Weibe des wackeren Schulmeisters entpreßte. Das Herz mußte Euch bluten, wenn Ihr an das Uebermaß von Jammer und Schmerz dachtet, welches im Gefolge Eurer Mordbefehle war, an die Unmasse von Menschen, deren Lebensglück Ihr mit dem Leben Eurer Opfer mordetet. Wart Ihr Menschen, —

unmöglich war es Euch, in einer Zeit des fürchterlichen Elends, in einer Zeit, die Millionen der Verzweiflung nahe gebracht hatte, ohne alle Noth, ohne das Gebot zwingender Umstände neuen Jammer anzurichten, neue Opfer zu schlachten! Wolltet Ihr Strafe, wolltet Ihr Rache, — wohlan, Eure Opfer waren jung an Jahren. Eure Zuchthäuser sind scheußlich genug. Ihr konntet sie einsperren, konntet sie peinigen, konntet sie quälen nach dem Gelüst Eurer Bosheit, konntet Eure Rache sättigen nach Lust und Belieben, — nur tödten, tödten durftet Ihr sie nicht! — Ihr tödtetet sie. Ihr kanntet keine Schonung, kein Erbarmen. Das Blut der Opfer röthete die Standrechtsgräber! Ihr Thoren, Ihr habt eine fürchterliche That gethan! Den Fluch dieser That nimmt kein Gott von Euch! Der Gott, dem Ihr dient, den Ihr anbetet, gewiß nicht! Er ist ein Gott des Hasses! Er will Blut, Blut! Menschen, Ihr habt eine fürchterliche That gethan! Kein Gott nimmt den Fluch dieser That von Euch! — — Die Verbrechen der standrechtlich Erschossenen seien zu schwer gewesen? zu viel Unglück habe ihr Aufruhr angerichtet? nur Blut habe die Verbrechen sühnen, habe die Gesinnungsgenossen vor ähnlichen Verbrechen warnen können? Ja, Männer, ich fürchte, — Blut wird manche Thaten sühnen. Ich fürchte es, und sorgenschwer sehe ich in die Zukunft. Doch wie, — warnte Euch nicht in einsamen Stunden das erwachende Gewissen? Flüsterte Euch nicht in einsamen Stunden ein besserer Geist zu, daß Ihr, Ihr die Quelle alles Unglücks seid? daß Eure Selbstsucht, Eure Blindheit, Eure Treulosigkeit, Eure Feigheit der Märzbewegung die fürchterliche Richtung gegeben? Und wie, durch Blut wolltet Ihr die Zukunft sichern? durch

Blut? Ihr Thoren, — die Männer, die Ihr getödtet, sind Märtyrer geworden, und ihr Blut — Märtyrerblut! Seht Euch um! Die Namen der Getödteten stehen im Herzen der Völker geschrieben mit Flammenschrift. Die Völker lieben und verehren die Getödteten. Die Getödteten leben! Ich sage Euch, — sie leben, und wer so lebt, wie sie leben, — wahrlich, der ist im heiligen Recht! Kennt Ihr die üppige Kraft eines Bodens, den Märtyrerblut düngt? Kennt Ihr die Früchte, die Märtyrerblut reift? Männer der Standrechtsgräber, — Märtyrerblut ist eine sichere Bürgschaft für den Sieg der Sache, in deren Dienst die Märtyrer sich geopfert haben, ein untrüglicher Beweis für den nahenden Untergang Derer, deren Herrschsucht das Blut vergossen hat. Blut färbt nur Grabstätten, — die Grabstätten der Opfer und — der Mörder! — Männer der Standrechtsgräber! Als Ihr Gefangene niederknalltet, — Gefangene in den Kasematten verkommen ließet, da stand es in Eurer Macht, die fürstlichen Throne so fest zu gründen, wie es nach dem Märzsturme überall noch möglich war. Ihr wart Sieger. Ihr hattet die Macht in Händen. Die Fürsten thronten in absoluter Machtvollkommenheit in ihren Ländern, wenig incommodirt durch ihre Kammern. Wäret Ihr da eines edlen, großen Entschlusses fähig gewesen; hättet Ihr da den Willen gehabt, Euer den Völkern gegebenes heiliges Gelübde zu halten und die unverjährbaren, ewigen Rechte der Völker anzuerkennen und zu ehren; hättet Ihr eine Ahnung gehabt von der Ehrfurcht, die Ihr Einzelne den Völkern schuldig seid, von der Sündenschuld, die Ihr auf Euch geladen, von der ungeheuren Masse von Freveln, die Ihr gegen die

Völker begangen, — wahrlich, Ihr hättet wunderähnlich wirken, hättet wie Götter segnen können! Ihr spracht dann das Wort der Versöhnung, das Wort des Friedens! Ihr jagtet Alle, die Euch zur Rache auffordern, zum Haß entflammen, zu Mordthaten drängen wollten, zum Teufel, dem sie angehören, Alle, die Gerlach und Leo voran, ihnen nach die ganze Schaar von wuthschnaubenden Pfaffen und Junkern! Ihr vertrautet den Völkern, beschämtet Eure Feinde, machtet ihre Prophezeiungen zu Schanden. Ihr mäßigtet Eure Herrschsucht. Ihr sichertet in den Ländern, in denen Ihr an der Spitze der Geschäfte standet, die Rechte, nach denen die Völker sich gesehnt, um die sie gebeten und gebettelt hatten seit langen, langen Jahren. Ihr unterwarft Euch Alle Einem, dem die höchste Gewalt im Reiche übergeben ward. Ihr thatet das Alles nicht zum Schein, nicht heuchelnd, lügend, betrügend, nein, Ihr machtet ein Ende mit Euren lächerlichen Komödien, waret treu, wahrhaft, ehrlich, nicht Worte, — Thaten zeugten für Euren festen Willen. Dann jauchzten Euch die ehrlichen, vertrauenden Völker in neuer Liebe entgegen. Sie machten sich selbst, ihre Liebe und Treue, zum Fundament der wankenden Throne. Ueberglücklich wären sie gewesen, zu Euren Füßen hätten sie gelegen, in den Himmel hätten sie Euch erhoben! Die Fürstenthrone hätten dann noch lange, lange, vielleicht selbst ein Jahrhundert gesichert sein mögen. O, Ihr Thoren, nicht gegen die Völker, gegen Euch, gegen Euch habt Ihr gewüthet. Ihr seid mächtige Herren, aber Ihr seid doch nur Riesen auf thönernen Füßen. Ihr seid mächtige Herren, aber der Boden wankt unter Euch, Ihr steht auf einem kochenden Vulkan. Seht Ihr die

Standrechtsgräber? Dort, dort sammeln sich die Wetterwolken, aus denen der Strahl zerschmetternd herniederfährt!

Angehörige der Getödteten, Väter, Mütter, Wittwen, Kinder, — an der ernsten Stätte, an der wir jetzt im Geiste stehen, — sie ist Euch, sie ist dem Vaterlande heilig, — höret ein Wort. Seid getrost! Jammert nicht mehr! Eure Lieben sind nicht todt. Sie leben. Sie leben und wirken an einem großen Werk. Nicht umsonst haben sie ausgeharrt bis zum letzten Hauch, haben sie das edle Haupt dem tödtlichen Geschoß dargeboten. Für die große Sache, der sie sich geweiht, für das Gottesreich der Freiheit und der Liebe, für das Reich, dem auch Eure fromme Begeisterung gehört, wirken sie jetzt kräftiger, erfolgreicher, wie sie es an Eurer Seite jemals vermocht hätten. Seht die Fürstenthrone an. Alle jene Stützen, die sie früher getragen, die Liebe der Völker, die Gewohnheit der Jahrhunderte, die Gleichgültigkeit, die Trägheit, der Stumpfsinn der Massen, — sie sind alle, alle zerbrochen. Die letzten Fäden, welche die Völker an die Throne knüpften, waren zerrissen, als Eure Lieben den irdischen Lauf vollendet hatten! Zweifelt Ihr? Zweifelt Ihr, ob die Freiheit siegen werde? „Der größte Theil des Volkes steht auf unserer Seite!“ So haben Minister gesprochen. Laßt Euch nicht täuschen! Die Minister lügen! Sie lügen, und sie wissen, daß sie lügen. Sie wissen, daß nur eine kleine Schaar auf ihrer Seite steht. Ja, sie wissen, daß die Völker die Fürsten nicht mehr lieben, daß die Völker mit Unwillen das schimpfliche Joch der gesetzverachtenden Willkühr tragen, daß es Lügner sind, die den Fürsten von der Liebe der Völker vorsprechen. Auch die „Befriedigten“ lieben die Fürsten nicht.

Sie sehen nur Gespenster da, wo der Tempel der Freiheit steht. Sie sehen Gespenster und fürchten sich. Die Fürsten gäben sie Preis, heute lieber als morgen. Nur die Gespenster, — — aber die Gespenster fliehen, wenn der Morgen tagt. Nirgend, nirgend haben die Fürstenthrone eine feste, dauerhafte Stütze. Nirgend? Ist nicht das Bayonnet noch da? Ja, es ist da, es ist der Throne einzige, letzte Stütze! Ist es eine feste Stütze? Für jetzt, ja! Jetzt seid Ihr allmächtig, Ihr Fürsten! Jetzt könnt Ihr Euren Willen als höchstes Gesetz zur Geltung bringen. Jetzt könnt Ihr Rechte aufheben, Rechte beschränken, Reichstage halten, Pärien gründen, Constitutionen geben, verletzen, aufheben, wie Ihr wollt. Jetzt habt Ihr die Macht, der Constitutionsspielerei ein Ende zu machen und den alten, offenen, ehrlichen Absolutismus reichsgesetzlich wieder herzustellen. Was zögert Ihr? Wozu gönnt Ihr erbärmlichen Kammern das Wort? Ihr habt nichts zu fürchten für jetzt, habt für manches Jahr nichts zu fürchten. Die Bayonnete dienen Euren Winken. Die Bayonnete bringen Eure Feinde zum Schweigen. Die Bayonnete öffnen Euch die Geldbeutel Eurer Unterthanen. Ihr seid allmächtig! Ihr seht Euch umgeben von schmeichelnden, kriechenden Wesen in Menschengestalt. Was zögert Ihr? Wie, — ist Eure Zuversicht doch nicht ganz fest? Seht Ihr doch zuweilen, was — freilich selbst der Blinde sieht? Ihr stolzen Männer, — liegt es im Bereich der M ö g l i c h k e i t, daß ein Regiment dauert, welches allein von den Bayonneten getragen wird? Ist es denkbar, daß ein Regiment besteht, welches nur durch die Bayonnete den Unwillen, die Entrüstung, den Zorn der Völker niederhält, dem

nur die Lobhudeleien der Schmeichler, die Lügen der Minister, die blinde Selbstsucht habsüchtiger Junker, der Fanatismus zelotischer Pfaffen als Stütze dient? Ihr Männer auf den Thronen, Ihr könnt selbst nicht an Eure Zukunft glauben! Wird das Bayonnet nicht von Menschen getragen? von Menschen, die aus der Mitte der zürnenden Völker kommen? Ist es unmöglich, daß Volksbewußtsein auch in die Masse Eurer Krieger dringt? daß Eure Krieger erkennen, wie sie gegen sich, gegen ihr Wohl, gegen ihr theuerstes Interesse kämpfen, wenn sie das mörderische Geschoß gegen das Volk richten, aus dem sie hervorgegangen? Und wie nun, wenn sie das erkennen, wenn die Ueberzeugung in ihnen Wurzel schlägt, daß kein Eid der Welt sie zum Knechtsdienst gegen den Einzelnen, sondern nur zum Schirm einer volksthümlichen Macht verpflichten kann? daß sie nach ewigen Gesetzen keinen andern Beruf haben können, als den, für das Vaterland zu kämpfen, für das Volk zu streiten, dem sie angehören? daß sie Narren sind, wenn sie ihre Väter und Brüder morden im Interesse der Junker und auf den Machtspruch von Fürsten, die selbst das Gesetz verachtet, selbst das Recht gebrochen, durch Gewaltstreiche ihrem Thron das Fundament des Rechts genommen haben? Ihr Männer auf den Thronen, wie dann? Nicht Alle nennen Das Meineid, was Ihr Meineid scheltet! Nicht Alle dienen dem Gott, dem Ihr dient! — Ihr Männer auf den Thronen, — was Ihr gelobt habt in den Tagen Eurer Angst, den siegenden Völkern gelobt, — Ihr haltet es nicht! Wenn die Völker wieder siegen, sagt an, dürfen sie Euch trauen? Wahrlich, eine für Euch fürchterliche Lehre giebt ihnen Euer Wortbruch!

Leser, es giebt nur eine Macht, der die Zukunft gehört, und diese eine Macht ist — die Demokratie! Lache nicht, Leser! Weise nicht höhnend hin auf die zerlumpten Massen. Im Kern der Völker hat die Demokratie ihre Wurzel geschlagen. Blicke um Dich! Die größten Denker, die Ausgezeichnetsten unter den Männern der Wissenschaft tragen das Banner der Demokratie. Die edelsten Sänger weihen der Demokratie ihre Lieder. Der kräftige Bürgerstand ist getränkt mit den Gedanken der Demokratie. Aus dem Bauernstande weicht allmälig die Gedankenlosigkeit, und wo sie weicht, da erobert die Demokratie das Feld. Die „zerlumpten" Massen, die Massen mit den markigen Armen und den treuen Herzen, haben sich der Demokratie ergeben. In der Mitte der Geheimeräthe, unter den Bediensteten und Beamteten beginnt die Zuversicht zu wanken. Gesetzlosigkeit folgt der Gesetzlosigkeit. Die Heuchelei kennt keine Grenze mehr. Wie Glasscherben werden Rechte zerbrochen. Schmähliche Lügen sind das Alltägliche. Muß das Alles nicht die Macht der Demokratie furchtbar verstärken? Muß sich mit der Zeit nicht Alles, was die Treue ehrt, die Wahrheit liebt, das Recht achtet, Alles, was Menschenverstand hat, in das Lager der Demokratie flüchten?

Leser, der Demokratie gehört die Zukunft, und was heute von den Männern der Reaction als Wahn verlacht wird, die edlen und schönen Lebensbilder einer demokratischen Welt, sie werden Wahrheit und Wirklichkeit!

Angehörige der Getödteten, der Demokratie gehört die Zukunft, und was die Brust Eurer Helden schwellte, was ihnen theurer war, als das Leben, ihre

Alles, was die Erde trägt, — es wird die Welt beherrschen, es wird glückliche Völker segnen, und glückliche Völker werden mit begeisterter Liebe die Namen Eurer Verklärten nennen, und Ihr werdet wissen und fühlen, daß sie als Sieger starben!

Männer auf und neben den Thronen, — der Demokratie gehört die Zukunft! Die Demokratie ist die einzige Macht der Welt, die eine Zukunft hat. Sie lügen, Eure Minister und Geheimeräthe, wenn sie Euch anders berichten. Sie lügen, wenn sie Euch Zuversicht auf die Bayonnete einflößen wollen. Ich sage Euch, die Demokratie verschlingt Eure Heere, macht Eure Bayonnete stumpf, zerbricht das Regiment des Wortbruchs, der Heuchelei und Lüge. Die Demokratie ist allmächtig, denn sie ist aus Gott. Sie muß siegen, denn für sie streitet die Wahrheit, streitet das Recht, streitet der allmächtige Geist der Freiheit und der Liebe. Fanatisirt Eure Heere, laßt die Gegner des Willkührregiments zu Hunderten standrechtlich erschießen, werft sie zu Tausenden in Kinkel's Kerker, — es hilft Euch Alles nichts! Seht Ihr die Standrechtsgräber? Sie sind die fürchterlichsten Feinde des Willkührregiments, — mehret ihre Zahl und Ihr beschleunigt den Sieg der Demokratie! Männer auf und neben den Thronen, — ob Ihr jetzt in stolzer Zuversicht Euch bläht, in stolzer Zuversicht auf Eure Lieutenants blickt und mit gnädigem Wohlgefallen die Lügen Eurer Geheimeräthe, die Lobhudeleien Eurer Hof- und Stadträthe anhört, ich sage Euch, es giebt nur eine Macht in der Welt, die eine Zukunft hat, und diese Macht ist die Demokratie!

Männer der Demokratie, Männer des Volks, — seht Ihr die Standrechtsgräber? Hört Ihr, was

sie Euch in die Ohren donnern? So sprechen sie:

Mordet nicht, — das Blut der Gemordeten schreit um Rache!

Mißbraucht den Sieg nicht, — aber gebraucht ihn mit Kraft und Weisheit in Gottes Namen und im Dienste Seines Reichs!

Seid einig und seid stark, — opfert Alles, Alles, wenn es sein muß, dem Vaterlande und der Freiheit!

Redet, wenn Worte Thaten sind, — aber schweigt, wenn der Sieg dem Schwerte folgt und nur die Gewalt entscheidet über Recht und Unrecht.

Betet die Freiheit an, aber wißt, daß nur der geistig Freie., der sittlich Freie, der Gottbegeisterte und Gotterfüllte der bürgerlichen Freiheit fähig und würdig ist!

Männer des Volks, — seht Ihr die Standrechtsgräber? Die dort schlafen und ruhen, — sie haben die Sünden des Volks gebüßt, — sie sind die Opfer der Herren von Frankfurt geworden!

Männer des Volks, — mit Gott für das Gottesreich! Dort, wo sich die Hügel wölben, dort sammeln sich die Wetterwolken. Aus ihnen bricht der zerschmetternde, der erlösende Strahl. Seid getrost!

Alles, was die Erde trägt, — es wird di
herrschen, es wird glückliche Völker
liche Völker werden mit
Eurer Verklärten
fühlen, daß sie al
Männer a
Demokratie geh
einzige Macht
lügen, Eure V
anders bericht
auf die Bay
die Demokr
Bayonnete
bruchs, der
allmächtig
denn für
streitet
Fanati
regim
sie
A
F



